Oec 561.

Oeconomia. Opera varia
oeconomiam illustrantia 57.

~~Oec^a - gen. N° 111.~~

R

Erfahrungen

aus der

Feld=

und

Landwirthschaft,

von

einer Gesellschaft

forschender Oekonomen,

Zweiter Theil

---

enthält

die Jahre 1785. 1786. 1787.

Freyberg,
in der Crazschen Buchhandlung.
1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sr. Excellenz

dem

Churfürstlich Sächsischen Conferenz-Mi-
nister und Präsidenten des Geheim-
den Finanz-Collegii

Herrn

Herrn Georg Reinhardt Grafen von Wallwitz,

Erb- Lehn- und Gerichtsherrn auf Schwei-
kertshayn ꝛc. ꝛc.

St. Gallen

Bayerische
Staatsbibliothek

Ew. Excellenz

werden mir die Freyheit Dero Namen vor meine kleine ökonomische Schrift zu setzen, zu Gnaden halten, denn die Hochachtung, welche Dero Verdienste um das Wohl des Vaterlandes von einem jeden zu fordern berechtiget sind, ist der wahre Antrieb Ew. Exc. meine Ehrfurcht öffentlich durch diese Zueignungsschrift an den Tag zu legen.

Wenn Ew. Exc. diese wenigen Bogen einer Durchsicht würdigen sollten, so hoffe ich wegen meiner Vorsprache für unser Erzgebirge von Dero Edelmuth und Vaterlandsliebe gnädige Verzeihung, und bin so kühn, Dero Vorsorge für unser Erzgebirge hiermit unterthänig zu erbitten, indem Ew. Exc. nicht nur als Chef des

Geheim-

Geheimden Finanzcollegii, genaue Kenntnis von unserm Gebirge haben, sondern das Gebirge auch Ew. Exc. als einen Einwohner, durch die Besitzung eines Ritterguths in demselben, zu betrachten das Glück hat. In dieser doppelten Rücksicht schmeichle ich mir, daß die hier zusammengetragenen Wahrheiten die sich auf geprüfte Erfahrungen gründen, Ew. Exc. nicht ganz gleichgültig seyn werden.

Mich Ew. Exc. Gnade und Wohlwollen ferner zu empfehlen, versichere, daß ich mit tiefer Achtung und vollkommner Ehrfurcht allezeit bin

Ew. Exc.

Sayda
den 2. April
1788.

unterthäniger Diener

Lüder Hermann Hans
von Engel.

Einleitung.

Wir wagten es im Frühjahr 1785. die praktischen Erfahrungen von uns und unsern Freunden dem Publikum öffentlich vorzulegen. Schmeichelhaft würde es für uns seyn, wenn wir mit dieser kleinen Piece dem denkenden Oekonomen Vergnügen gemacht hätten; Wir sind verwegen genug, uns dieses aus der Ursache zu überreden, weil diese wenigen Bogen von verschiedenen Landwirthen, deren Urtheil wir zu verehren und zu schätzen wissen, billig sind beurtheilet worden. Wir können vor andern Schriftstellern kühn auftreten, und mit der größten Zuversicht behaupten: Nichts als lautere Wahrheiten, nichts als Thatsachen, von welchem uns

die

die Beweise leichte zu führen seyn würden, sind sowohl in den ersten Bogen unserer Erfahrungen, als auch in dieser Fortsetzung unsere Vorschrift gewesen. Wir haben uns also bei dieser Schrift nichts vorzuwerfen, als daß wir diese Wahrheiten und Thatsachen vielleicht nicht so leicht und angenehm vorgetragen, damit auch unsere Schreibart dem Leser Vergnügen gemacht hätte. Ob wir gleich wissen und überzeugt sind, daß nicht der angenehme Vortrag allein belehrt, so nimmt derselbe doch für die Sache mehr ein. Doch so viel möglich haben wir uns der Leichtigkeit, Deutlichkeit und systematischer Ordnung beflissen, um das Trockne und so oft wiederholende in unserm Vortrage genau zu bestimmen; um jedem deutlich zu sagen, was wir haben sagen wollen, und was wir von der Erfahrung belehrt worden sind. Ob wir gleich zu wenig von unserm ersten Kinde eingenommen waren, als daß wir hätten an die Fortsetzung denken sollen, so fand sich doch bei uns der Trieb ein, die mit Vorsicht angestellten Versuche,

suche, und die aus selbigen entstandenen Erfahrungen der letzten drei Jahre, als 1785. 1786. und dieses jetzt vergangenen 1787sten Jahres, gemeinnütziger, und dem Publikum bekannter zu machen. Desto williger nehmen wir die uns geschehenen Aufträge an und erscheinen wieder öffentlich, wobei wir zugleich den kleinen Gewinnst mit in Betrachtung ziehen, der uns aus der Bekanntmachung dieser kleinen Schrift zufliessen wird. Es wird uns auch hier nichts als die strengste Wahrheit leiten. Sollte sich jemand von dem in diesen Blättern angezeigten näher unterrichten wollen, so können wir selbigem die geführten Bücher zum Beweise vorlegen, und bieten hierdurch öffentlich jedermann diese Beweise zur Untersuchung und Durchsicht bei uns zur Stelle an. Diese Bogen sind nicht grossen Guthsbesitzern zur Belehrung geschrieben, sondern sie sollen ganz allein der mittlern und untersten Klasse der producirenden Menschen, zum Unterricht und zur Nachahmung dienen; obwohl es uns die gröβte Freude seyn

wird,

wird, wenn auch in diesem Werke große Guthsbesitzer etwas finden, das ihnen Nutzen und Vergnügen bringen könnte. Wir haben uns also die Unterthanen dieser großen Güther zum Gegenstand unserer Bemerkungen gemacht, diesen wollen wir anzeigen, wie? wo? und in welchen Stücken selbige bei ihrer Feldwirthschaft Fehler begehen; auch wollen wir selbige dabei belehren, wie sie es besser machen und als triftleidende doch aus ihrem Feldbau den möglichsten Nutzen ziehen können. Die abermalige gütige Aufnahme dieser Fortsetzung von unserer ersten kleinen Schrift, wird uns veranlassen, wahrhafte nützliche Bemerkungen fernerhin zu sammlen, und sie alsdann wieder öffentlich bekannt zu machen, so wie die Aufnahme des ersten Theils uns zu dieser Fortsetzung bewogen. Thatsachen sind es, die, wenn sie auch dem unerfahrensten Landwirthe vorgetragen werden, ihn doch von Stuffe zu Stuffe leiten und heller machen können, wenn der Lehrende glücklich genug ist seinen Vortrag solchen Lernenden

den deutlich genug zu machen. Wie vorzüglich glücklich würden wir uns schätzen, wenn wir zum Besten unsers Vaterlandes auch nur einige bewegen könnten, es zu versuchen eine Stuffe in ihrer Feldwirthschaft höher zu steigen. Noch größer aber würden wir unser Glück halten, wenn wirklich einer oder der andere in unsern Bemerkungen ein Mittel fände, sich und die Seinigen auch nur in etwas glücklicher zu machen. Diese unsere Freude wird auch gewiß unser Herr Verleger mit uns theilen, der für uns die Güte haben will, unsere Bemerkungen der ökonomischen Welt bekannt zu machen. Wir wünschen dagegen, daß edle Menschen und Freunde der Landwirthschaft durch geschwinden Ankauf dieses Werkes, ihn schadlos halten mögen, und er dadurch verleitet würde, bei uns um die Fortsetzung Nachfrage zu halten, die wir hiermit unter dieser Bedingung versprechen. Der Gewinnst, den wir von der Bekanntmachung unserer Erfahrungen haben, werden wir wieder zu Versuchen anwenden, um aus

selbigen

selbigen Erfahrungen zu ziehen und Bemerkungen zu machen. Denn wir haben es ja öffentlich im ersten Theile S. 8. gesagt, daß wir nicht reich wären, und ausser einem nachdenkenden Kopfe, ganz kleinen Güthern und einem guten Herzen, nichts anbieten können. Wir werden also um unsern Vorsatz auszuführen, diesen Gewinnst gebrauchen, um Erfahrungen zu sammlen, die sich, wie bekannt, in keiner Sache ohne Lehrgeld finden lassen. Wir empfehlen uns also allen denen, die Theil an einer so gemeinnützigen, und der Wohlfahrt unsers Gebirges anpassenden Schrift nehmen; wir empfehlen den Ankauf dieses Buches allen denkenden Landwirthen, besonders denen, die, ohne es zu merken, mit einer Kleinigkeit eine gute Sache unterstützen können; ja wir empfehlen uns und unsere Erfahrungen jedem Leser, er sey reich oder arm bestens, und ꝛc.

Erster Brief.

Inhalt.

Daß das Gebirge nicht zu solchem glücklichen Zustand, und der Vollkommenheit gelanget, als die Aussichten des Frühjahrs 1785. es wohl versprochen, und eine Untersuchung der Ursachen, die diese glückliche Aussicht unterbrochen.

Mein Herr!

Wir versprachen vor drei Jahren, Sie mit den verbesserten Umständen des Gebirges zu unterhalten, und träumten uns Glückseligkeiten die bei unsern Erwachen verschwunden sind; wir versprachen, anstatt des Haferbrodes, des Wasserbreyes und der Erdäpfeln, so viel glücklicher zu werden, daß wir Fleisch und Butter im Uiberfluß auftischen wollten. Aber leider müssen wir es bekennen, wir befinden uns noch kaum in dem nämlichen Stande, worinnen wir damals waren, es ist schon schwerer für uns Sie mit oben angeführten Gerichte zu bewirthen; mit Schmerzen ist unsere Hoffnung getäuscht, und wir sind nicht mehr das,

was wir vor drei Jahren waren, wie wir das erstemal die Ehre hatten, uns mit Ihnen zu unterhalten. Härter wie in den theuren Jahren seufzen wir unter der drückenden Last schlechter Zeiten, Mangel des Geldes, der Nahrung und des Erwerbes, welche Noth fast ganz Europa und auch uns mit drücket. Die mehresten Reichen, so Mittel hätten, dieses drückende Uibel zu erleichtern, sind ohne Erbarmen gegen die Armen. Und so sehr auch von Versorgung der Armen, und von Armenanstalten geschrieben und gesprochen wird, so sind doch alle diese Schönheiten noch drückender als wenn sie gar nicht da wären. Der Mittelstand hat alle Noth sich fortzuhelfen, weil diejenigen Einkünfte, die bei guten Zeiten sicher waren, anjetzo immer unsicherer sind, daher die mehresten sich in Angst befinden, sich selbst zu versorgen. Der Reiche giebt also nichts, der Mittelstand hat nichts, wohin soll sich der Arme denn wohl wenden? Verdienst und Credit fehlt, Geld ist nicht im Umlaufe, Armenanstalten haben das Leben der Armuth kümmerlich zu erhalten und das Betteln zu verhüten höchstens zu ihrem Endzweck, (obgleich von grössern Nutzen es seyn würde Anstalten zu machen, daß keine Armen würden). Dieses ist unser jetziger Zustand! Sollten Sie, und werden Sie es wohl glauben, daß in den guten zusammen treffenden Umständen der Jahre 1783 und 1784. eine große Ursache zu unserer jetzigen Noth liegt? und doch ist dieses gewiß und, wie Sie selbst beurtheilen werden, ausgemacht. Ein grosser Theil unsrer gebirgischen Bauern seufzet darüber, so paradox es auch klinget, daß sie in den damaligen gu-

ten Jahren die Consensschulden bezahlen können oder vielmehr, daß sie es gethan haben. Und eben so widersinnig klingt es, daß der Arme darüber seufzet, daß er seinen Flachs theuer zu der Zeit verkaufen könne. Ja widersinnig klingt es, wenn man die Klagen hört: Ich habe Schulden bezahlt! ich habe meinen Vorrath theuer verkauft! dieses ist die Ursache, daß ich jetzt Noth leide, ja, daß ich kein Brod habe, und doch ist nichts gewissers, als dieses, und wird jedem der alle Umstände genau untersuchet, einleuchtend seyn, und wer unsere Verfassung und häusliche Einrichtungen kennet, wird uns bei dieser Behauptung recht geben. In dem ersten Theil unserer Erfahrungen werden Sie S. 37 finden, wie das Jahr 1782. dem Gebirge in Ansehung des Flachsbaues vorzüglich günstig gewesen, und noch mehr empfand es dieses Glück, weil dieses nämliche Jahr, Böhmen, Mähren, Schlesien und die Oberlausitz Miswachs in diesem Artikel hatte erleben lassen. Aus diesem guten Flachsjahre entstand denn natürlich der hohe Preis à Stein 5 bis 6 Thaler und der schlechteste ward nicht unter 3 Thaler verkauft. Belieben Sie nun den Mittelpreis von 2 Thaler, so Sie S. 92. unserer Erfahrungen finden werden, gegen das Triplum zu vergleichen, so kann man es eine Theurung in diesem Produkte nennen. Ungeheure Summen überschwemmten das Gebirge von aufgekauften Flachs, den wenige zu schätzen verstehen als die mit diesem Produkt Handlung getrieben. Es würde diese Periode noch grössere Summen gebracht haben, wenn nicht Arme und Dumme ihre großen Vorräthe um ein weniges hingegeben hätten.

Wir wollen Ihnen auch die Mittel angeben, wodurch selbige von den Aufkäufern auch zu der Annahme des niedrigsten Preises gebracht wurden, und zu diesem Zweck war selbigen folgendes Hauptmittel vorzüglich: Weil die Vorräthe nicht von einem, sondern von sehr vielen Jahren gesammlet waren, so war der Werth von selbigen sehr verschieden, und war sowohl schlechter als auch recht sehr guter dabei, und dieses gab dem Flachskäufer ein leichtes Mittel in seine Hand, dem Dummen und dem Armen ihren Flachs zu tadeln und zu verachten, welches denn am Ende den geringsten Preis bewirkte; durch welchen Kunstgriff wenigstens ein Viertel von den Summen verlohren giengen, die wir hätten erhalten können. Es ist uns ein Exempel bekannt, daß in einen großen Lehngerichte 400 Schock Flachs vorräthig waren, die die grobe gebirgische Hechel nicht vertragen konnten, sondern nichts als Werg auf selbiger hergaben, daß auch in den vorhergehenden Jahren keiner diesen Flachs hatte kaufen wollen. Wie bei dieser Gelegenheit alles verkauft wurde, so kam zum gebirgischem Glücke ein gebirgischer Flachshändler, der aber ein Kenner war, darüber, und handelte diesen Flachs das Schock für 21 gr. und bezahlte dagegen noch 200 Schock andern für 3 Thlr. Nicht vierzehn Tage hatte er seinen Flachs im Hause, wie er selbigen nach Schlesien, das Schock durch die Bank für 3 Thlr. 16 gr. verkaufte, und wenn er nicht die für 3 Thlr. erhandelten 200 Schock hätte mit verkaufen wollen, so hätten ihm nicht 4 Thlr. für das Schock entstanden, und doch war sein Gewinnst immer noch 1250 Thlr.

Sie

Sie können also von diesem einzigen Exempel auf die mehrsten schlüssen, und daher urtheilen, daß wir nicht zu viel gesagt haben, wenn wir die Summen hoch angeben, um welche das Gebirge bei dieser Gelegenheit gekommen; denn kam der schlesische oder böhmische Aufkäufer selbst an den Ort, so hatte das Gebirge 1250 Thlr. weniger. Brachte nun diese Flachshandlung große Summen unter die gebirgischen Einwohner, so vermehrte unsern Reichthum eine glückliche Hafererndte, und der hohe Preis in welchem selbiger bis Anfangs Februarii 1783 stand, wo selbiger mit einen und einen halben Thaler bezahlt wurde, und Böhmen und Dresden mußten große Summen für Hafer im Gebirge bezahlen. Was sollte denn damals dem Gebirge wohl fehlen, da auswärtiges Geld mit Gewalt zu den Bauern strömte? ja Bauern, Häusler, Hausgenossen und Dienstboten, alle diese Menschen wurden dadurch zu wohlhabenden und reichen Menschen gemacht. Ehe wir also weiter gehen müssen wir Sie an S. 23. des ersten Theils erinnern, wo wir Ihnen anzeigten, in welcher Verfassung die mehrsten ihre Güther übernehmen, mit Auszügen und schweren Lasten beladen, wozu insgemein ein Consenscapital von hundert und mehr Thaler, kommt, so der Vater dem Sohn, oder der Verkäufer dem Käufer mit übergiebt und welches dieser insgemein seinen Nachfolgern wieder übergiebt. Von diesen Consenscapitalien suchen sich die Bauern gerne wieder los zu machen, weil sie die falsche Meinung haben, einzelne Schulden wären keine Schulden. In der Hoffnung nun, daß das folgende Jahr mit seinem Segen eben so ergiebig seyn würde

wie dieses gewesen, war der mehrsten ihre erste Sorge, die mit Consens belegten Capitalien aufzukündigen und der Ertrag der Erndte des Jahres 1783 wurde noch mit zur Bezahlung dieses Capitals angewendet, und die etwa noch habenden kleinen Schulden, sollten nun von der glücklichen Zukunft bezahlet werden. Die Jahre 1785 und 1786. entsprachen aber nicht der Erwartung armer Leute, viele hatten noch zur Bezahlung dieser Capitalien, von ihren Freunden Geld geborgt, mit welchen die jungen Unverheyratheten sie unterstützen konnten, weil der Flachsverkauf auch diese reich gemacht hatte. Aber diese Unterstützung fiel ihnen nachhero desto schwerer, weil diese ihr Geld nur bis zu ihrer Heyrath verborgten, und die mehrsten, so Geld von diesen borgten, glaubten, diese Heyrath würde noch lange ausbleiben, ja bei manchen vom weiblichen Geschlecht sie gar nicht für möglich hielten, weil sie die Menge Jahre als eine Schutzwehre ansahen. In der Zuversicht, diese neuen Anlehne entweder bei einem guten Jahre wieder los zu werden, oder aber selbige stets behalten zu können, entledigten sich selbige von ihren Consenscapitalien, und legten sich dagegen die schwerste Last auf; denn eine solche Schuld hat viel drückendes, mehr als eine consentirte. Zugaben von Leinsaat zu den ordinairen Zinnsen ist was gewöhnliches, und bei manchen noch wohl Feld zu Hafer und andern Saaten. Die Voraussetzung dieser armen Leute, diese Gelder lange zu behalten, wurde durch dieses Geld selbst vereitelt, den alle unverheyrathete Weibspersonen, die Geld ausgeliehen hatten, machten diese ihre ausstehenden Capitalien so

reizend,

reizend, daß alle, die Geld hatten, noch das nämliche Jahr heyratheten, und mit diesem ihren Heyrathen kam die Zahlungszeit für die Bauern, die sich für reich hielten, weil sie keine Consenscapitalien mehr auf ihren Güthern hatten. Diese kleinen Schulden aber hatten nun große Folgen. Zum Borgen wollte keiner seine Zuflucht wieder nehmen; die Jahre waren nicht so wie die verflossenen; bezahlt mußte werden; und des vormaligen Flachses Stelle ersetzten nun ein oder ein paar Kühe, die verkauft, und damit bezahlt wurde. Man kann leicht erachten, welcher Schade hieraus erwachsen mußte, denn ohne die Nutzung, die verlohren gieng, blieb noch eine ganze Menge Dünger zurück. Hiezu kam noch, daß diejenigen Bauern, die sich in gute Umstände versetzt sahen, ihre Güther entweder an ihre Kinder abtraten, oder an Fremde verkauften, und selbige mit den stärksten Auszügen beschwerten. Dieses gab denn Gelegenheit, daß die jungen Anfänger Weiber mit Geld suchen mußten. Die also bekannt waren, daß sie Geld hatten, wurden aufgesucht, und die von solchen geborgt hatten, in Verlegenheit gesetzt. Nun trat nach dem schlechten Jahre 1785 noch das unglückliche Jahr 1786 ein, wo kaum das Brod erbauet wurde, und aus nichts Einnahmen genommen werden konnten, und doch mußten die fast unerschwinglichen Abgaben bezahlt werden; diese aber erforderten neue Anleihen, um bezahlt werden zu können. Die vormaligen Anleiher aber, hatten nun ihr Geld anderer Orten untergebracht, es mußte bei andern Credit gesucht werden, die den Bauer so wenig als dessen Umstände kannten, er mußte nach der

neuen Anleihe viel unnütze Wege gehen, Zehrung und andere Kosten anwenden, und nach vielen Weitläuftigkeiten und der Renunciation der Frau, war er denn noch wohl so glücklich, es endlich aufzutreiben, wo er zwar das gesuchte Geld bekam, aber gewiß 30 pro Cent daran gewandt hatte, welches gewiß nicht zu viel gerechnet ist, wenn man die bei solchen Gelegenheiten nothwendigen gerichtlichen Unkosten mit rechnen will. Während dieser Negotiation ist fast die mehrste Zeit, der Zeitpunkt zur nützlichen Anwendung verflossen, und also dieses so kostbar erhaltene Geld umsonst so theuer gesucht worden. Noch wäre hiebei nichts verlohren worden, denn seine Umstände waren nun wieder wie vor den guten Jahren; er hatte seine Consensschuld wieder, nur mit dem Unterschiede, daß er 30 pro Cent daran verlohren, die, weil der Credit fehlte, nun nicht zu erborgen waren; denn da schon die größte Sicherheit weg war, und auf den zweiten Consens bei jetzigen Zeiten, nicht Geld zu haben ist, so mußten andere Mittel dieses Fehlende ersetzen. Vieh, Schiff und Geschirr, Hafer, Heu und Stroh, Brod und Saamen, Getraide alles wurde verstossen, um ein Capital, so der Bauer nothwendig gebrauchte, zusammen zu bringen, das er als wohlhabender Landmann schon gehabt hatte, aber zu früh aus seinen Händen gab. Hätte er nun dieses Geld damals behalten und solches in seine Wirthschaft verwandt, so hätte ihm solches mehr als die Zinnsen eingebracht, er hätte im Nothfalle etwas Geld zuzusetzen gehabt, und hätte sich durch seine frühzeitige Abzahlung nicht ein Heer von dringenden Bedürfnissen zugezogen. Dieses wird genung

nung seyn, um Sie mit den Ursachen bekannt zu machen, die den Bauer noch jetzt drücken. Nun wollen wir Ihnen auch zeigen, wie Häusler und Hausgenossen durch den theuern Verkauf ihres Flachses in Noth gerathen sind. Um dieses deutlich zu beweisen und einleuchtend zu machen, müssen wir Sie mit der Oekonomie dieser Menschen etwas bekannter machen. Sobald ein Kind 12 Jahre alt ist und die Kühe hüten kann, so bekommt es von seinem Herrn schon Leinsaamen gesäet, der von diesem Leinsaamen erbaute Flachs wird sorgfältig aufgehoben bis zu ihrer Verheyrathung, ohne das geringste davon zu verkaufen, um von selbigem einen großen Kammerwagen beladen zu können. Der Flachsvorrath bestimmt bei den gebirgischen Mädgen ihren Reichthum, ein Kammerwagen mit 60 Thlr. Geld beladen ist verächtlich, dagegen einen, worauf für 50 Thlr. Flachs und für 10 Thlr. hölzernes Geräthe ist, das ist ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Nach 50 Schock Flachs laufen alle junge Bursche aus der ganzen Gegend, und da ein solcher Vorrath an Flachs auch noch erbauten Leinsaamen vorausetzen lässet, so hat diese gute Wirthinnen noch Geld geschaft um ihr Hausgeräth anzuschaffen, wozu auch noch etwas Aussteuer von den Aeltern oder Erbschaften, oder durch Geschenke, kommt; daß also insgemein bei 50 Schock Flachs auch andere Bedürfnisse sich als vorräthig vorausetzen lassen. Mit 50 Schock Flachs und einer hinlänglichen Aussteuer kann eine Frau getrost zu ihrem Manne ins Haus ziehen, die insgemein auch mit Flachs versorget ist, daß also diese jungen Leute, wenn kein anderer Verdienst

oder Tagearbeit zu haben ist, zu ihrem Flachs Zuflucht nehmen, einen Strahn Garn spinnen und auf einen Tag Brod dafür kaufen können. Was nun auf diese Art vom Flachs Vorrath abgehet, wird alljährlich durch neue Leinsaat ersetzet, die selbige bei den Bauern auf Arbeit bekommen, das heißt so viel, sie sind verbunden, bei einem solchen Bauer, zu aller Zeit, wenn er sie fordern lässet, auf die Arbeit zu kommen, so lange das Jahr dauert. Alle Verheyrathete und Unverheyrathete hatten aber ihren Flachs verkauft, die Jahre 1785 und 1786 gaben keinen Flachs wieder, der nöthige Leinsaamen war sehr theuer und von den mehrsten geborgt; Arbeit war wenig, ja fast gar nicht zu haben; für das Geld, so die mehrsten aus ihrem Flachs gelöset, waren Kleider und Hausgeräthe gekauft worden, und also die Zuflucht der Handarbeiter verthan geworden. Bei manchen jungen Eheleuten kam nun noch das Uibel dazu, daß diejenigen, denen sie ihr Geld anvertrauet, nicht bezahlen konnten. Sie nahmen also ihre Ausstattung auf Credit aus, und wurden gezwungen zu bezahlen, und mußten ihre Gelder also auch wieder durch Zwang eintreiben. Die ganz ohnfehlbare Folge von allen diesen war, daß sichtbares Elend an die Stelle der vormaligen Glückseligkeit treten mußte; jedes folgende Jahr empfand immer stärker die unglücklichen Folgen der schlechten Anwendung des Flachsgeldes, besonders wurde das Jahr 1787 es am mehrsten gewahr, da die schlechte Erndte des vergangnen Jahres Noth und Kummer über das Gebirge brachte. Der Flachs war nicht auf der Röste gerathen, und ward gänzlich versponnen,

weil selbigen niemand kaufen wollte. Es kam also in keine Hand Geld um etwas zu unternehmen, und fast aller Verkehr war gehemmt aus Mangel der Einnahme, und doch möchte man sagen: es wäre der Nichtverkauf des Flachses für viele eine Wohlthat gewesen, die mit dem Garne sich den Winter durch erholten, die aber das für den Flachs gelösete Geld zur Bezahlung ihrer dringenden Schulden angewandt haben würden, und denen sodann das Brod würde gefehlt haben. Dieses Mittel half nun die mehrsten kümmerlich durch den Winter, aber nun kam der Sommer, der Bauer war ausser Stand gesetzt, die Armuth mit Arbeit und Hülfe zu unterstützen, weil er selbst Hülfe nöthig hatte, er, der in den Jahren der Theurung noch Mittel in Händen hatte, seinen Nebenmenschen fortzuhelfen, war jetzt in solchen übeln Umständen, daß er selbst durch die strengsten Mittel zur Abtragung seiner Abgaben mußte angehalten werden, deren Beitreibung ihm die mehrste Zeit mehr Kosten machte, als die Gaben selbst betrugen. Ein jeder kann also sich von unserer Noth einen Begriff machen, die noch grösser wurde, als durch die vielen Fröste, so in den Sommermonaten der Jahre 1785 und 1786 kamen, wo die Sommerfütterung für das Vieh fast alle Kräfte verlohr, wodurch denn die Nutzung vom Vieh fast bis auf gar nichts herunter gebracht wurde, indem das Vieh sehr wenig Milch, und diese fast gar keine oder doch sehr wenig Butter gab, welches dem Bauer, der gewohnt, seine Abgaben aus der Einnahme von der Butter zu bezahlen, sehr zurücksetzen mußte. Zu diesen vielen Uibeln gesellte sich der Mangel an Gelde,

und nun war nichts natürlicher, als daß dieses eine allgemeine Stockung der Geschäfte und die größte Bestürzung unter den Landwirthen hervor bringen mußte. Unter allen diesen Drangsalen hätten wir erliegen müssen, wenn nicht die gesponnenen Garne in solchem hohen Preis gestanden, dadurch denn die Armuth sowohl, als der Bauer im Stand gesetzt wurden, ihr tägliches Brod annoch zu erspinnen. Wenn solches gleich äuserst sparsam zureichte, so gab es doch das tägliche Brod. Der selbst Gespinnst hatte, der konnte den Tag sein Brod erspinnen, hier fehlte es aber den Häuslern und Hausgenossen, auf diese gieng nun der Druck des Mangels am Flachse, am stärksten, weil sie ihren Flachs verkauft hatten und wenig Zuwachs gewesen war. Aus welchem Grunde denn unser Satz sich beweiset, daß das Glück, unsern Flachs theuer verkauft zu haben, nur scheinbar war, weil es schlecht angewendet worden. Indessen da die Garne theuer bezahlt wurden, so blieb der Armuth noch der Weg übrig, daß wenn sie sich Flachs oder Werg kaufte oder borgte, sie doch den Tag 1 gr. auch 15 pf. erspinnen konnte. Sie sehen also, wir sind nicht mehr was wir waren, wie wir Ihnen vor drey Jahren unsere Umstände schilderten; aber dieses 1787ste Jahr zeiget uns, wenn gleich nicht Uiberfluß, doch Aussichten, von denen die Hoffnung uns alles erwarten lässet. Wir wollen nun, da wir Ihnen Rechenschaft von unsern jetzigen Umständen gegeben, fortfahren, Sie ferner mit den Erfahrungen aus dem ökonomischen Fache bekannt zu machen, Ihnen richtige Anzeigen der verflossenen drey Jahre vorlegen, den Einfluß von Zeiten,

ten, Witterung und Umstände, genau auseinandersetzen, und also dasjenige leisten, was Sie von unsern Erfahrungen zu verlangen berechtiget sind, und wir sind ꝛc.

Zweiter Brief.

Inhalt.

Bemerkungen vom Clima und Witterung, und was selbige in den verflossenen drei Jahren für Nutzen und Schaden der Landwirthschaft gebracht.

Mein Herr!

Im ersten Theil unsrer Erfahrungen unterhielten wir Sie von dem Clima und der Witterung und deren Einfluß auf unsere wirthschaftlichen Operationen. In den Jahren 1785. 1786 und 1787. ist solche so verschieden als möglich gewesen, und dieses nicht allein im Gebirge, sondern fast in allen Ländern. Das Jahr 1785 fieng sich sehr trocken an, ward aber äuserst naß, obgleich wir zur Erndte noch gutes Wetter hatten und auch noch unsere Felder im Herbste bestellen konnten, welches uns den Vortheil schafte, daß wir im Frühjahr 1786 zeitig säen konnten. Den 19. April kam unser erster Hafer in die Erde und konnte doch erst den 19. September gehauen werden; denn ohngeachtet er zeitig aufgieng, stand er doch fünf voile Monate in der Erde. Die Fröste, die kalten Nächte und die nasse Witterung, verhinderten dessen Wachsthum und Reife, ja der Hafer wäre an vielen Orten gar nicht reif geworden, wenn

er

er nicht reif gefroren wäre; das Korn stand nicht lange genung, um reif zu werden, wurde in der Näsſe gehauen, und von vielen noch naß eingefahren, ſo daß es ganz elendes Getraide wurde. In dieſen 1787ſten Jahre kamen wir acht Tage früher zur Saat. Ob gleich im vorigen Herbſte keine Furche geackert war, ſo wurde doch den 26. April der erſte Hafer geſäet, und den 22ten Auguſt wieder gehauen, dieſer Hafer ſtand alſo nicht vier volle Monate in der Erde. Es hatten auch ſchon viele zum 17ten April vor den letzten großen Schnee geſäet, aber die auf den Schnee folgenden Fröſte, thaten der keimenden Saat etwas Schaden. Die Witterung dieſes 1787ſten Jahres iſt eine der merkwürdigſten, ſo hier im Gebirge Menſchen erlebet haben. Sie iſt gewiß ſehr verſchieden geweſen; bald zeigte ſie Miswachs und bis in die Mitte des Junii alles ſo ſchlecht als möglich; Nun aber ward ſie fruchtbar, der ſchlechte Flachs ward ſchön, der Hafer erholte ſich und ſtaudete und alles wuchs. Hierauf thaten die Schloßen Schaden, es erholte ſich aber auch wieder, und es war alles im Begriff zu reifen, als die Nacht vom 27 bis zum 28ten Auguſt ein harter Froſt einfiel; durch den darauf folgenden Regen ward auch der Schaden von dieſen verhindert, und wir haben im Grunde eine an Körnern ſchöne, aber an der Menge mittelmäſige Erndte gehalten. Die Wirkungen der Witterung waren ſehr ſonderbar, Flachs der im Anfange ſehr ſchön war, verlohr ſich, ward dünne und ſchlecht, und ſchlechter, den man hätte aushacken mögen, veränderte ſich und ward ſchön. Korn, das ſchön ſtand, ward am Ende mittelmäſig, und mittel-

mäſiges ſehr ſchön, Hafer der durchgängig ſchlecht ſtand, ward am Ende doch noch der mehrſte ſchön. Alle dieſe Veränderungen bewirkte die Witterung, bei dem Beſtauden des erſten Getraides und Flachſes traf manches Froſt und Kälte, wodurch deſſen Wachsthum verhindert wurde; anderes aber traf Wärme und Regen, dieſes beſtaudete ſich und ward ſchön. Wenn die ſo häufig fallenden Schloßen gleich nicht ſichtbar zerſtörende Spuren zeigten, ſo fand ſich doch, daß die größten Stengel davon waren beſchädiget worden, wovon ſich einer nach den andern verlohr und ausgieng, und am Ende der mittlere Wuchs deſſen Stelle erſetzen mußte. Einen von uns begegnete es, daß ſein Flachs, davon der mehrſte $\frac{7}{4}$ Ellen lang war, nach gefallenen Schloßen immer kleiner wurde bis er endlich beim Ausziehen des Flachſes, keinen längern als $\frac{5}{4}$ Ellen langen hatte, wo aber vier Wochen nach der Raufe ein blühendes Feld mit Flachsſtengeln wieder ſtand. Es erſchienen bei genauer Unterſuchung, die Tag täglich angeſtellt wurde, einzelne dunkelbraune Stengel in denſelben, die ſich einzeln verlohren; und ſo folgten immer wieder andere, die es eben ſo machten, bis der Flachs endlich ſichtbar dünne ward und ſchlecht ſtand, welches ein ſichtbarer Beweis war, daß die Schloßen ihm Schaden gethan. Nach dieſem nämlichen Gewitter hatte dieſer Wirth das Glück, daß ein Stück Flachs, ſo ganz elend ſtand, ſich erholte, zu 6. 8. 10 bis 25 Stengeln aus einer Wurzel trieb, eine Menge Saamen und noch mittelmäßigen Flachs hergab. Mit unſern Wintern ſind wir in dieſen Jahren nicht zufrieden geweſen, bald Schnee, bald Regen, bald

Frost; diese Witterung hat so gewechselt, daß wir keine rechte Schlittenbahn gehabt; wir können also behaupten, wir haben keinen gebirgischen Winter, der unserm Verkehr zuträglich, gehabt. Wir sind aber auch dagegen mit den vielen Nebeln verschont geblieben, denn im Jahre 1785 und 1786 kamen selbige im heftigen Regen zur Erde, und in diesen 1787sten Jahre haben wir der reinsten Luft genossen, daher wir auch von allen epidemischen Krankheiten gänzlich verschont geblieben. Den ganz verschiedenen Einfluß, den die Witterung auf verschiedene Gewächse gehabt, werden wir bei einer andern Gelegenheit Ihnen zeigen, brechen also hier ab, und sind ꝛc.

Dritter Brief.

Inhalt.

Von der Bauart des Gebirges, den Feueranstalten, Brandassekuranz des Landes, Wasserbaue, von Zäunen und dergleichen.

Mein Herr!

Die Wohngebäude der Bauern im Gebirge, haben in ihrer Bauart alles, was man bequem und nützlich nennen kann. In den mehresten Bauerhäusern findet man eine Ober- und eine Unterstube; an der Unterstube die Küche und ein Gewölbe, in welchem insgemein das Wasser zur Milchschwemme in einen Trog geröhrt ist. Diese drei Abtheilungen machen insgemein

die

die eine Seite vom Hause aus, an dessen andern Seite der Pferde und Kühstall ist; der obere Stock ist gemeiniglich mit einem Kreuzgang durchschnitten, an dessen Seiten die obere Stube, und eine Menge Kammern befindlich sind; auch nie wird man ein Haus finden, wo nicht das nothwendigste Apartement zur menschlichen Bequemlichkeit angebracht worden sei. Aus der zum Futter bestimmten Kammer gehet mehrstentheils eine besondere Treppe in den Stall, wo der Bauer seinen Hecker und sein Heu gleich ablangen kann. In jedem Hause ist meistentheils eine sichere Feuereſſe, und zwei gespündete Böden über einander, welche wegen des starken Leinbaues, und der auf diesen Böden zu trocknenden Knotten, ganz nothwendig erfordert werden. Mit den vor zwanzig und mehrern Jahren erbauten Wohnhäusern, sind annoch die Scheunen und Schuppen mit Gängen verbunden, so daß die Bauern ihre Geschäfte bei Regenwetter im trocknen verrichten können. So sehr diese Bauart der Bequemlichkeit behaget, so ist selbige doch den landesherrlichen Verordnungen zuwider, und bei entstehender Feuersgefahr sehr gefährlich; denn wenn gleich diese Gänge leicht wegzureiſſen sind, so übertrift die Gefahr doch den Vortheil sehr weit. Aus den angeführten Bequemlichkeiten werden Sie leicht einsehen, daß es nicht schlechte Gebäude sind, so im Gebirge zu Bauerhäusern dienen, ja in allem Betracht ein Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit eines guten Wirthes seyn müssen. Unser bester Landesvater hat auch die Gebäude seines Landes der väterlichen Vorsorge werth geachtet, und jeder Commun Spritzen und Feuergeräthe

anzuschaffen befohlen. Es ist geschehen! Aber leider ist in den Sommermonaten, wo die mehrste Feuersgefahr zu besorgen ist, an den wenigsten Orten Wasser oder doch sehr wenig, und sind also an den mehrsten Orten die Spritzen wegen Mangel des Wassers ganz unbrauchbar, und nicht im Stande, Dienste bei der kleinsten Feuersbrunst zu leisten. Auch müssen wir von den über die Spritzen gesetzten Auffehern sagen, daß die wenigsten ein solches Instrument zu behandeln verstehen, so daß die mehrsten Spritzen verderben, ohne gebraucht worden zu seyn. Zweitens sind von den mehrsten Communen aus Ersparnis der Kosten nur sehr kleine Spritzen gekauft worden, welche bei Feuersgefahren von den unreinen und schlammigten Wasser gleich unbrauchbar werden; oder sie thun überhaupt schlechte Dienste, so daß von ihnen nicht viel Nutzen zu erwarten steht. In großen Städten und auf großen Höfen sind zwar die Feueranstalten sehr gut geworden, und erstrecket sich der Nutzen dieser Feueranstalten auch auf die Nachbarschaft, aber es wäre auch zu wünschen, daß diese väterliche Fürsorge auch bessern Effekt bei den kleinen Städten und Dörfern gehabt hätte: denn hier hat man fast noch gar keinen davon gesehen, und man hat noch immer das Niederreissen zum vorzüglichsten Mittel gebraucht, dem Feuer Einhalt zu thun. Aus diesen Ursachen ist es um so mehr gut und nothwendig, daß die Scheune und der Schuppen vom Wohnhause entfernet stehen, weil besonders so wenig Zuverläßigkeit bei den Rettungsanstalten ist, und schwerlich in Zukunft mehrere seyn wird. Desto ausgebreiteter, wird aber der Nutzen von der

Brandassekuranz seyn, und mit der Zeit gewiß werden, wenn erst die Besitzer von Wohn- und andern Gebäuden werden einsehen lernen, was eigentlich diese Anstalt für einen Endzweck habe; besonders wenn viele erst von der lächerlichen Vorstellung werden zurückgekommen seyn, daß die Häusertaxe nur zum Regulativ einer neuen Abgabe dienen solle, wie sich so gar viele verständige Menschen eingebildet haben. Welch ein Glück ist diese vortreffliche Anstalt nicht für unsere erzgebirgische kleinen Städte, deren Dächer der rauhen Luft wegen mit Schindeln gedeckt sind, die wie Schwefelhölzer gleich brennen. Diese kleinen Städte mußten bei entstehenden Feuer ganz unglücklich werden, weil ihrer Bauart nach immer das mehrste abbrannte, und die stärkste Hülfe der Menge wegen zu wenig war, um sie fühlbar zu machen. Dagegen war das Elend desto größer, und wurde desto stärker gefühlt. Die Bewohner der kleinen Städte können nun mit mehrerer Ruhe in ihren Häusern schlafen, die Beiträge eines ganzen Landes, können einer solchen Commun leicht wieder aufhelfen, und diese kann aus den betrübten Umständen gerissen werden. Ja eine solche Brandversicherung muß den größten Einfluß auf die Verschönerung der Städte haben. Diejenigen Bürger die sich die Feuersgefahr immer von der Erbauung neuer Wohnhäuser abhalten liessen, werden sich anjetzo leichter dazu entschließen, weil ihnen der gewisse Besitz ihres Hauses durch die Brandassekuranz versichert worden. Das Gebirge gewinnet auch noch in Ansehung des Holzes bei der Brandassekuranz, weil das Geld dafür sicher im Gebirge bleibt.

Die Einrichtung, daß nach geschehenem Feuerunglück ein Ingenieur eine bessere Anlage der Städte angiebt, wie es anjetzo in vielen Ländern geschiehet, ist sehr nützlich, und hat auch bei anderweitigen Feuersbrünsten, wo die Gebäude weiter aus einander verlegt sind, und nicht so durch die Neben- und Hintergebäude mehr an einander gekettet werden, den größten Nutzen. Die auf hohen Befehl erfolgte Abschaffung der Schrot- oder Holzwände, hat für die Hölzer im Gebirge einen sehr großen Nutzen hervorgebracht. Auch haben die Gebäude selbst durch deren Abschaffung mehr Festigkeit erhalten, weil oft der dritte Theil eines Gebäudes noch auf einer Säule ruhte, wann die andern gefault waren. Durch die in den Oefen der Stube angebrachten Pfannen oder großen Kessel, in welchen den ganzen Tag heisses Wasser zu der dem Viehe nöthigen Siede gehalten wird, verfaulte ein solcher Schrot sehr bald, und mußte alle Augenblicke hergestellet werden, zu welchem Ende die gemauerten Stuben viel bessere Dienste leisten. Diese Einrichtung mit der Ofenwärme stets warmes Wasser zu erhalten, ist im Winter eine holzersparende Sache, im Sommer aber desto unangenehmer und kostbarer, weil eine solche Menge Wasser nicht mit wenig Feuer heiß wird. Wer es haben kann, und sich einen Kessel auf dem Heerde hält, der kann des Sommers so viel Holz ersparen als der Kessel kostet; es muß aber der Heerd dazu eingerichtet seyn, daß das Wasser auch mit sehr wenigen Holz siedend gemacht werden kann; auch muß das Röhrwasser so geleitet werden, daß es auch in diesen Kessel so gut wie in die Ofenpfanne laufen muß.

Ueberhaupt sucht ein jeder guter Wirth, sein im Hause durch Röhren geführtes Wasser, so aller Orten hinzuleiten, daß er es an keinen darf tragen lassen, welches besonders auf großen Höfen vorzüglich geschiehet. Hauptsächlich aber trachtet er dahin, es in den Milchtrog und in die Ofenpfanne zu röhren, bei welcher wieder eine Röhre angebracht ist, das heisse Wasser in den Stall laufen zu lassen, welches eine sehr große Erleichterung für das Gesinde ist, besonders in einer Wirthschaft, wo eine Menge Vieh, dreimal des Tages warme Siede bekommen muß. Da nun das warme Wasser bei dem Viehe im Gebirge nothwendig geworden ist, und selbiges durch die Ofenhitze mit den wenigsten Kosten heiß gemacht wird, so rathen wir jedem zu einer Pfanne oder großen Kessel im Ofenhalse, in selbigen kann das Wasser besser geröhrt, und auch wieder besser und leichter in den Stall geschafft werden. Mit den eingemauerten Ofentöpfen ist es eine beschwerliche Sache, denn in selbigen muß das Wasser herein und heraus getragen werden, zu welchen wir also niemanden rathen wollen. Doch wieder zu unserer Bauart. Durch Abschaffung der Schrotwände hat sowohl das Bau- als das Brennholz gewonnen, denn allein der Schrot nahm viel und sehr starkes Bauholz weg, auch bleibt bei einer Schrotwand dem Winde manches Loch offen, durch welches viel Stubenwärme verlohren gehet, und erfordert eine solche Stube viel Brennholz, welches nebst dem Bauholz bei Abschaffung dieser Bauart gewonnen wird. Die anjetzo eingeführte und fast durchgehends angenommene Bauart, den untern Stock von Stein

aufzuführen, hat vor allen andern große Vorzüge; denn ein Gebäude ganz steinern zu bauen, würde den ganzen Werth des Guthes übersteigen; ganz hölzern aber würde es bei den kalten Winden nicht warm genug seyn. Nun darf die untere Mauer nicht so sehr stark seyn, um das halbe Säulenwerk, und das leichte Stroh- oder Schindeldach zu tragen, und es kann eine Elle starke Mauer hinlänglich dazu seyn. Eine solche Mauer hält auch die Wohnstube und die Viehställe, wenn sie gut beworfen ist, sehr warm, denn sie widerstehet aller eindringenden Luft. Man findet auch schon in vielen Häusern, wo die Wohnstube noch eine Schrotwand hat, daß die Wände um die Ställe herum doch von Stein aufgeführet sind. Das auf diesen steinernen Stock stehende halbe Säulenwerk widerstehet seiner Leichtigkeit wegen, (weil es besser verbunden werden kann als eine Steinwand, die mit Klammern und Ankern gut verwahrt werden muß,) viel besser dem Wind und Wetter, als eine Steinwand, aus welcher ein Schlagregen gar geschwinde die kleinen Steine auswäschet, und wenn selbige nicht beworfen wird, gar oft große Reparaturen veranlasset. Eine Klebewand dagegen, die leichte gemacht und nach der Wetterseite zu mit Brettern beschlagen worden, erfordert nicht den zehnten Theil Kosten, und trotzt dem Wind und Wetter sehr viele Jahre lang. Ueberhaupt gienge die Proportion bei einem ganz maßiven Bau verlohren, wo das Guth vielleicht nicht so viel werth wäre als das Haus. Die gar zu leichte Bauart, die bei den gebirgischen Scheunen gebräuchlich, ist zwar der wenigen Kosten wegen angenehm, weil

sie

sie nur so leichte als möglich gebauet, und die Wände nur mit Brettern beschlagen werden; aber sie hat das unangenehme, daß trockne Luft und Sonne die Bretter leicht ziehen, und dadurch im Winter dem Schnee, zum Verderben des Getraides, Oeffnungen und Löcher dargeboten werden.

So angenehm und nützlich es ist, daß jeder Bauer in seinem Hofe Wasser hat, so gehet doch eine große Menge junges Holz dabey verlohren, weil es junge frische Fichten seyn müssen, die zu den Röhrhölzern genommen werden; rechnet man nun zu jedem Röhrwasser drei junge Bäume, die im besten Wuchse stehen, und nun die Menge der Wirthschaften im Gebirge, so verwüsten die Röhrwasser viel Holz. Der Bau der um den Hof und Gärten gehenden Zäune, geschiehet insgemein mit Stangen, die drey, vier bis fünf Stück hoch über einander gemacht werden; diese Zäune, die fast meistentheils aus frischen jungen Holze gemacht werden, thun großen Schaden in den Hölzern, wo sie nicht von dürren Stangen gemacht werden. Wenn ein Wirth richtig berechnete, was er für Schaden von seinen Stangenzaun hat, so würde er gewiß die Mauern vorziehen, wo ihm die Quadratelle einen Groschen zu machen kommt. Es ist wahr, daß die Mauern dem Gebirge nicht recht angemessen, weil sich zwischen selbigen eine große Masse Schnee aufhäuft, aber man kann diesen Fehler mit Winterwegen abhelfen. Soll es doch ein Zaun von Holz seyn, so ist der Zaun von Baumästen, oder ein sogenannter Stöckelzaun noch der beste, selbiger hält das Federvieh ab; desgleichen halten selbige die

Pferde besser ab, wie ein Stangenzaun. In den mehrsten gebirgischen Dörfern findet man schon lebendige Zäune, von Weiden, Haseln und Schwarzdorn, welche die besten Arten von Zäunen sind, und mit der Zeit wohl bei uns auch noch zur Vollkommenheit kommen werden. So viel sey indessen genug um Ihnen von dem im Gebirge gewöhnlichen ökonomischen Bauwesen einen richtigen Begriff zu machen, damit Sie das Gute und Böse einsehen können, und was dabei vorgehet. Wir könnten noch viel von den Ziegeln sagen, daß die wenigsten sich an der freien Luft halten, söndern gleich zermalmen, und man dahero sie nicht zu Dächern gebrauchen kann, auch man aus diesem Grunde das Klebewerk der Ziegelwand vorziehet; ferner von einem guten Schindeldache, wobey man besonders darauf sehen müsse, daß man keine Schindeln machen lasse, wo das Holz nicht ganz grade spaltet, und daß man selbige wenigstens ein Jahr unter der Presse lasse, damit sich selbige nicht werfen wenn sie aufgedeckt werden, ein von solchen Schindeln (die gut zusammen gefügt sind) gemachtes Doppeldach lieget 25. bis 30. Jahre, und gehet kein Schnee noch Wetter durch; endlich auch von dem bei uns üblichen Schieferdache, das zwar der Witterung und dem Feuer widerstehet, seiner Schwere wegen aber, und weil es leichte springet, doch nicht sehr bei uns geachtet wird. Von allen diesen wäre noch sehr viel gutes und böses zum nützlichen Gebrauch für viele Wirthe, deren Aufmerksamkeit es entgangen, zu sagen, aber wir müssen, um weiter zu gehen, abbrechen, und sind ꝛc.

Vierter Brief.

Inhalt.

Wie Herrschaften mit ihren Unterthanen durch die genauesten Verbindungen vereiniget sind, und beiden Theilen daran gelegen seyn muß, solche auf das heiligste zu erfüllen oder durch anderweitige Verträge auf das neue zu bestimmen.

Mein Herr!

Seit den drei Jahren, da wir die Ehre hatten, Sie mit den Verhältnissen zu unterhalten, worinnen Herrschaften und Unterthanen, und diese wieder unter sich mit einander stehen, ist von allen Seiten so vieles darüber geschrieben worden, und die Herren Schriftsteller haben von beiden Seiten so viel gesagt, daß wir nichts mehr darüber sagen könnten, wenn unsere Verhältnisse mit jenen Gegenden, über welche am mehrsten geschrieben wird, gleich wären. Aber da bei uns im Gebirge der Fall, worüber eigentlich gestritten wird, nicht eintritt, nämlich von der Braache und Trift, so können wir um so viel mehr noch Aufklärung geben, wie dieses Verhältniß bei uns im Gebirge stehet. Man hört das allgemeine Geschrei, die Herrschaften sollen die Hutungen aufgeben; die andere Seite sagt: wovon soll ich denn füttern? mein Vieh muß alsdenn hungern; nun tritt die dritte Parthei auf, nämlich, die Wohl-

fahrt des Vaterlandes, und sagt: Ich gewinne oder verliehre bei diesem Streit, ich muß beide Gründe genau abwägen. Bei so vielen verschiedenen Concurrenzen ist es schwer, daß jemand eine feste Entschliessung fassen kann. Indessen kommt es hauptsächlich auf die Verträge an, die zwischen den Menschen bestehen, und ob durch diese oder jene Vorstellung, selbige nicht eine Veränderung ohne Zwang erleiden können. Wir im Gebirge dürfen keine Braache halten, wir können alle unsere Felder besäen, und alle bestellte und besäete Felder sind von selbst gehegt, sobald sie der Eigenthümer hegt, und in diesem Falle würde die Sache der Unterthanen leicht gewonnen seyn. Aber wir wünschten von den Herrschaften nur zum Anfange, daß sie unsre Wiesen des Frühjahrs, mit der Schaaftrift gegen eine Vergütung an Gelde, verschonen möchten, oder doch wenigstens diese Trift schon in der Mitte des Aprils einzustellen, dieses wäre unser Wunsch, als Unterthanen. Als Herrschaft wünschten wir, daß unsere Unterthanen, alle Frohndienste und Abgaben uns in Gelde bezahlen möchten, wodurch Herrschaften ihre Einkünfte um ein großes vermehren würden, und die Unterthanen hätten keinen Schaden davon. Im ersten Theil unserer Erfahrungen im vierten Briefe S. 24. haben wir deswegen unsere frommen Wünsche schon einmal vergeblich an den Tag gelegt, und können selbige hier wieder nicht zurückhalten, obgleich selbige hier eben so vergeblich stehen werden. Was man unsern Wünschen entgegensetzet ist vorzüglich: Ohne großes Aequivalent können wir Herrschaften die Frohndienste und Abgaben nicht in Geld verwandeln,

wandeln, weil wir bei Unglücksfällen wenigstens ein Dritttheil würden Rest führen müssen. In Ansehung der Trift sagen viele: was einmal zu meinen Einkünften geschlagen ist, muß ich dabei erhalten, weil einmal meine Einrichtung darauf gemacht. Gesetzt nun, eine hohe Landesregierung wollte bei so verschiedenen Intressen, Machtsprüche thun, wo würde ein Mensch zu finden seyn, der genau bestimmen könnte, wo in dieser Sache die Grenzen zu ziehen wären. Ja welcher Mensch könnte die Handlung der Regierung billigen, die das Geld eines Reichen, oder dessen Gerechtsame nähme, und wollte damit zwanzig bis dreisig Arme, doch nur auf eine kleine Zeit mittelmäßig reich machen. Denn es würde nicht lange dauern, so würde der Nachkomme das Guth theurer bezahlen müssen, und sein Geld verintreßirte sich nicht höher wie vorhero. Also würde dieses ein ungerechter Machtspruch seyn, der wohl nicht alle den Nutzen schaffen möchte, den man sich davon verspricht. Was die so herrlich klingenden Vorschläge zur Stallfütterung der Schaafe betrift, so glauben wir sehr gerne und überzeugen es uns auch, daß wenn einer Futter genung hat, sich diese Thiere ohne Weide recht gut ernähren lassen; aber wenn ich nun noch meine Gerechtigkeit dabei gebrauche, so kann ich ja noch viel mehrere Schaafe halten, und gewinnet das Land und die Fabriken an der Vermehrung dieses Produktes. Der Verbesserung und Verfeinerung der Wolle wegen, können die Schäfereien nicht zu groß werden, denn je grösser die Schäferei, mit desto grösserer Sorgfalt wird selbige gewartet, und aus dieser vorzüglichen Wartung ent-

stehet für das ganze Land ein viel grösserer Nutzen, als jemalen die ziegenartigen haarichten Schaafe der Bauern, bei aller Aufhebung der Triften und Braachen ersetzen können. Aus diesen Gründen sind selbige, unpartheiisch betrachtet, dem Lande nicht so schädlich, daß man sie mit Grunde die Pest der Landwirthschaft nennen sollte. Aber nun zur Gegenseite. Es ist wahr, die Trift der Schaafe gehet bei uns nur dahin, wo unser Vieh weidet; was wir hegen, muß der Schäfer auch hegen; aber wie denn? wenn einer unter uns ein guter Wirth, und gute schöne Weide für sein Vieh hat, zehn andere Bauern aber das Gegentheil, nämlich schlechte Weide, haben, wird denn der Schäfer nicht länger und öftrer die gute Weide mit seinen Schaafen besuchen? selbige nicht immer kahl erhalten? und dieses guten Wirths Vieh und Nutzen stark dabei leiden? Dieses sind nun die Klagen von beiden Theilen, und beide könnten sich bei guter Einigkeit sehr leicht darüber vergleichen. Wenn sie aber dieses nicht thun wollen, so würde schon ein sehr großes für die Unterthanen gewonnen seyn, wenn nur, landesherrlicher Verordnung gemäß, die Wiesen zur Frühjahrszeit von den Schaafen verschonet bleiben könnten. Es würden die Unterthanen ein großes dabei gewinnen, und die Herrschaften würden keine so große Einbuße dabei haben, obgleich wir gestehen, daß manche Schäferei, die den Winter über im Stalle gestanden und gehungert hat, eine solche Weide zur höchsten Noth gebraucht, um sich in etwas wieder zu erholen. Hier kommt es nun vor allen Dingen auf die Beantwortung der Frage an: Ist der Schade für die Schäfereien,

fereien, die diese Trift auszuüben haben, bei deren Unterlassung so groß und wichtig, als er von den Schäfern vorgestellt und sich nach dieser Vorstellung von den Herrschaften gedacht wird? Die zweite Frage von der andern Seite müßte gleichfalls von den Herrschaften mit erwogen werden: Ist der Nutzen von einer acht oder zwölf Tage frühern Fütterung des Rindviehes, von grösserer Wichtigkeit für die Bauern, als die Frühjahrshutung für die Trift habende Schäferei? Und nun würde die aus beiden von selbst entspringende Frage zur völligen Entscheidung beitragen: thun die Schaafe auf der Frühjahrstrift in den Wiesen so großen Schaden als man wohl denkt? Was die erste Frage betrift, so ist es nie versucht worden. Es könnte also eine Herrschaft, die ihre Unterthanen lieb hat, den Versuch machen, und ihrem Schäfer befehlen, die Wiesen ihrer Unterthanen mit der Trift, wenigstens vierzehn Tage früher als sonst gewöhnlich, zu verschonen. Bei diesem Befehl müßte keine Klage des Schäfers in Betracht gezogen werden, sondern der Herr müßte selbst nachsehen, ob und wie viel die Schaafe dabei litten, und ob sie zu ihrer Nothdurft und Vergnügen, etwas Gras fänden? Nun würde der größte Schaden seyn, daß allenfalls dem Schäfer etwas weniges an Futter noch müßte gut gethan werden, wenn der Herr sähe, daß es ohne die Weide auf den Wiesen nicht gehen wollte. Zum Vergnügen sagten wir billig, denn die ersten Graskeime stillen den Hunger wohl nicht ganz, und müssen also wohl immer noch Hungers wegen gefüttert werden. Um es den Herrschaften noch deutlicher zu machen, wie wenig

sie

sie bei der Schonung der Wiesen verliehren, müssen wir noch anführen, und es ist ja bekannt, daß die Schaafe im Frühjahr zu keiner Wiese kommen können, weil der Schnee immer früher die Felder wie die Wiesen verlässet, und bis zu Walpurgis die Felder gewiß immer recht grün sind, ja es finden die Schaafe auf den Feldern stets frisches und junges Gras, denn da der Schnee nicht auf allen Stellen zugleich weggehet, und das Gras unter den Schnee vorzüglich wächset, so giebt dieses eine stete Fortdauer von jungen Grase; wozu ist also die Trift in den Wiesen nothwendig, da doch allenthalben Gras wächset? Es ist wahr besser ist besser, und ein Schaaf sucht sich immer das beste aus. Eine Herrschaft wird am besten thun, für diese kleine Aufopferung gar nichts zum Ersatz zu verlangen, denn die Bestimmung dieser Abgabe würde vielleicht das Gute so die Herrschaft stiften wollte, mit einen Zank und Proceß endigen. Also achte lieber ein Herr das wenige Futter nicht, was den Schaafen mehr muß gereicht werden, und erwerbe sich dadurch Segen vom Himmel, und Liebe und Vertrauen von seinen Unterthanen. Ja vielleicht könnte die Herrschaft schon allein entschädiget werden, daß ihre Unterthanen wohlhabender würden, und also desto besser alles bezahlen können, was sie schuldig zu geben sind. Um nichts zu versäumen, wohldenkende Herren zur Erfüllung unserer Bitte zu bringen, so wollen wir selbigen eine Rechnung ihres ganzes Verlustes vorlegen. Wir wollen annehmen, daß in der Mitte des Aprils die Wiesen geschont würden, so würden auf 1000 Stück Schaafe in diesen vierzehn Tagen, wenn selbige

gar

gar nicht ausgetrieben werden, 25 Schock Futterstroh und 100 Centner Heu auf das äuserste gerechnet, zu ihrer Unterhaltung erforderlich seyn; rechnet man diese zu Gelde, so wird der Betrag, ein Jahr dem andern zu Hülfe, 70 Thlr. betragen, rechnet man von diesen das doch nothwendige Futter, und die Weide auf den Feldern ab, und nichts als die Trift auf den Wiesen, so wird der ganze Verlust nicht sechs Dukaten seyn, und so viel wird manchem Bauer in einer Viertelstunde ruinirt, obgleich wir gestehen, daß es viele Jahrgänge giebt, wo den Bauern gar kein Schade geschiehet. Und was erhält eine Herrschaft für diese Kleinigkeit? Die Liebe von allen Unterthanen, weil sie beweißt, daß sie vieler Menschen Wohl mehr zu Herzen nimmt, als eine Kleinigkeit Gewinnst, den selbige vielleicht an der Wolle mehr haben möchte, und die das Schreien ihres Schäfers nicht achtete, der der beste Mann von der Welt seyn kann, aber als Schäfer immer nur auf seinen Nutzen sehen wird, sondern das Geschrei des Armen mehr höret als des Schäfers. Die zweite Frage: ob der Nutzen vom geschonten Wiesen so groß sey? Beantwortet sich leicht, wenn 1000 Schaafe in vierzehn Tagen so viel wegfressen, als 1000 Kühe in einen Tag gebrauchen, so ist der Verlust für die Kühe jeden Tag à 1 Thlr. gerechnet, 41 Thlr. 16 gr. und der Verlust der Schaafe kann nicht höher als auf 17 Thlr. 12 gr. gerechnet werden; verliehren also die Unterthanen gegen der Herrschaft 24 Thlr. 4 gr. Die dritte Frage: ob denn die Schaafe so großen Schaden thun? ist nicht anders, als nach der Witterung zu beantworten. Manches Jahr ist der

Schade unersetzlich, manches Jahr unbedeutend, und zuweilen geschiehet gar keiner. Im Jahr 1773 war er von solcher Wichtigkeit, daß er ins große gieng, ja das Gras war schon so groß, daß es die Schaafe nicht mehr fraſſen, und wurden doch in selbigen herum getrieben. Doch genung von dieser Sache, wir wollen weiter gehen. Für solche kleine Gefälligkeiten thut der Unterthan alles für seine Herrschaft, nur muß er glauben, seine Herrschaft sei nicht intreßirt, sobald er nun siehet, daß seine Herrschaft, ohne sein Begehren, und ohne was dafür zu verlangen, Rechte ihm aufopfert, so giebt er bei einer andern Gelegenheit, eine Sache wieder gerne und willig auf, die mehr werth ist, als eine solche Kleinigkeit. Eine Herrschaft könnte noch mehr thun, sie könnte die Verschonung mit der Schaaftrift, zu einer Belohnung für einen sich auszeichnenden guten Wirth machen, dagegen aber die Wiesen der nachläßigen und faulen, nach wie vor, abhüten lassen. So viel ist gewiß, daß man kein Futterkraut auf den Wiesen fortbringen kann, wenn des Frühjahrs die Schaafe darauf weiden, ja sogar den wilden Kräutern und dem Grase thun selbige, wenn es auch nicht gleich so recht sichtbar, doch großen Schaden; denn der Frost hat die Wurzeln herausgezogen, und die Erde ist weich, daß also Kraut und Wurzel verlohren gehen. Ubier Ordnung und Polizei muß die Herrschaft ohne Ansehen der Person halten, und dabei scharf und strenge seyn, sobald aber das Intresse der Herrschaft dabei melirt ist, so muß die größte Gelindigkeit statt finden. Ist ein solches Verfahren von der Herrschaft gegen die Unterthanen bekannt, so wer-

den sie dafür auf den Händen getragen werden. Die Herrschaften haben die schönste Gelegenheit, das Zutrauen der zukünftigen Generation bei dem Zwanggesinde zu gewinnen, dieser Umstand ist um so weniger von den Herrschaften aus der Acht zu lassen, weil sie hier die beste Gelegenheit haben, den zukünftigen Unterthanen ihre Denkungsart recht kennen zu lehren. Sie können selbigen als Gesinde, Unterricht von Verbesserungen in der Wirthschaft geben, oder auch geben lassen, welche Verbesserungen sie, wenn sie in Wirthschaften kommen, ausüben können. Ein Vernünftiger kann sie lehren, wie sie ihre Felder besser bestellen, ihr Vieh besser füttern und versorgen können, und was dergleichen mehr zu ihren Nutzen dienen kann. Es ist überhaupt für einen Herrn, der ein Guth und Feldwirthschaft hat, keine Schande, wenn er selbst versteht, seinen Knechten und seinen Fröhnern bei ihren Feldarbeiten Anweisung zu geben, wie sie dieses oder jenes besser machen müssen; ja er erniedriget sich nicht, wenn er selbst Unterricht giebt, was gutes Zugvieh für Einfluß in die Wirthschaft habe; ja was recht gutes Schiff und Geschirre in einer Wirthschaft für Nutzen stiften kann; wie das nämliche gut geschaft werden kann, für die nämlichen Kosten wie das schlechte; Wie man das Zugvieh schonen müsse und könne, dessen ohngeachtet aber viel Ackerwerk und gut bestellen könne; was bessere Art zu ackern, was andere Eintheilungen, was guter Saamen, und was alles in die Wirthschaft einschlägt, wenn man es gut mache, für Vortheil bringe; auch wie man es machen müsse, um gutes starkes Vieh

aufzuziehen; wie man seinen Gras- und Kornwachs verbessern könne; wie sehr der Vortheil der Herrschaft mit dem Vortheil der Unterthanen verbunden sey. Alles dieses was nur zu ihrem Nutzen, und zur Aufklärung ihres Verstandes gehöret, ist sehr gut wenn er es ihnen selbst lehret und zeiget, oder aber durch Verwalter und Voigt anweisen lässet, und da der Verstand dieser Menschen nicht so kultivirt ist, sondern ihre Begriffe nur schwach sind, so muß man selbigen alles recht deutlich, sinnlich und begreiflich machen; Ein Herr muß sich vom Zwanggesinde ein festes und gutes Zutrauen zu verschaffen suchen, und dadurch das Mißtrauische, so insgemein die Unterthanen gegen ihre Herrschaften für so nothwendig halten, benehmen, und vielmehr sich von selbigen ganz unbegrenzte Liebe zu erwerben angelegen seyn lassen; Hat eine Herrschaft einmal die Liebe und das Zutrauen ihrer Unterthanen durch ein solches gnädiges Betragen gewonnen, so ist nichts in der Welt im Stande, solche den Unterthanen aus den Herzen zu reissen: es müßte denn seyn, daß sich Herrschaften offenbare Gewaltthätigkeiten gegen ihre Unterthanen erlauben wollten. Durch nichts kann eine Herrschaft sich die Liebe der Unterthanen mehr zueignen, als durch die Theilnehmung an ihren Begegnissen und durch den belehrenden Vaterton, den sie gegen selbige gebraucht: Noch mehr Zutrauen werden Unterthanen gegen die Herrschaft haben, wenn ihre Vorstellungen eben so gut und unpartheiisch angehört werden, als aller Verwalter, Voigte und Aufseher ihre, ja ein besonderes Augenmerk muß selbige darauf haben, daß die Unterthanen

von

von diesen nicht gedrücket werden, aber was für ein gerechtigkeitliebendes, scharfes, unpartheiisches, wachsames Auge gehört dazu? Jede Herrschaft übe sich darinnen, so kann sich selbige fest und zu allen Zeiten auf die Liebe ihrer Unterthanen verlassen. Es ist überhaupt gewis, daß die strengste Gerechtigkeit gegen jedermann mehr Liebe verschaft, als Nachgiebigkeit, die insgemein mit Vorliebe vergesellschaftet ist, und alsdann Haß erreget. Die kleinste Regierung eines Ritterguthes sowohl, als die des größten Monarchen beweisen, daß der beste Herr, der seinen Bedienten viel Willen lässet, immer den Haß der Unterthanen dafür zum Lohne hat, wenn er selbigen auch nur die kleinste Ungerechtigkeit ungestraft hingehen lässet. Vorsichtigkeit ist eine nothwendige Eigenschaft einer Herrschaft, die mit ihren Unterthanen in Ruhe und Einigkeit zu leben gedenket. Eine Herrschaft, die sich und ihre Unterthanen durch Verbesserungen in der Wirthschaft glücklich machen will, die gehe in diesem Falle äuserst behutsam und vorsichtig zu Werke; denn nur von der Liebe und dem Zutrauen der Unterthanen fest versichert, kann sich selbige an Veränderungen in den Gewohnheiten und Erbregistern wagen; aber ohne diese rathen wir einer jeden Herrschaft, sich keinen Versuch zur mindesten Veränderung, ja wenn sie auch zum Vortheil der Unterthanen seyn sollte, zu erlauben. Denn die Unterthanen zu überzeugen, ohne daß sie ein festes Zutrauen zu der Herrschaft haben, ist ein sehr schweres Unternehmen, weil sie sich einbilden, alle Neuerungen wären Eingriffe in ihre Rechte, und auch noch bei dem besten Vernehmen

zwischen Herrschaften und Unterthanen wird doch schwer etwas verändert werden können. Es ist uns ein Exempel bekannt, daß eine Herrschaft gerührt wurde, von dem schlechten Brode, so ihr Gesinde essen mußte, welches aus drey Viertel Hafer und ein Viertel Korn bestand, und anstatt diesem lauter Korn zu backen befahl; die Unterthanen erfuhren diese Neuerung nicht sobald als sie kamen, und es unterthänig verbaten, indem sie sich erklärten, sie wollten nicht, daß ihre Kinder besser Brod essen sollten als sie selbst in ihren vormaligen Dienstjahren genossen, indem ohnehin durch solches gute Brod das Erbregister durchlöchert würde. Es half hier keine Vorstellung, die Herrschaft, ob sie gleich die völlige Liebe der Unterthanen hatte, mußte sich bequemen, ihr Gesinde fernerhin schlecht Brod essen zu lassen. Ein jeder Fall, der Bezug auf Erbregister, Rezesse und Gewohnheiten hat, ist schwer abzuändern, und erfordert alle Behutsamkeit. Ein großer Schade, der den Unterthanen zugefüget wird, und der selbige sehr aufbringet, ist die Jagd im September, wo die mehrste Zeit das Getreide reif ist, und von den suchenden Hunden sehr mitgenommen wird, und wenn der Schaden noch so klein ausfällt, kann er leicht den Werth eines Hasens überwiegen. Auch die Schonung der Rebhüner bringt manche zur Verzweifelung, die besonders im Flachse großen Schaden anrichten, wenn die Hunde selbige im Flachse aufsuchen. Noch ärger aber ist es, wenn die Jäger Freiheit haben, die Unterthanen mit der Jagd zu belästigen, und eine Herrschaft auf solchen nicht ein wachsames Auge hat. Eine Herrschaft muß es sich ferner zur

Pflicht machen, die Unterthanen an Prozeßen unter sich selbst zu verhindern, und solche können ganz leichte unterbrochen werden, sobald die Unterthanen Liebe zur Herrschaft haben. Solche Prozeße können sehr geschwinde entstehen, und mehrentheils finden sie ihren Ursprung in landesherrlichen Verordnungen, die doch gewiß in der Absicht nicht gegeben worden. Es ist uns ein sehr verwickelter Prozeß bekannt von einem Dorfe, so unter die Herrschaft Pfaffrode gehört, der seinen Ursprung dem gnädigsten Befehl zu danken hatte, daß die Communen suchen sollten ihre Gemeinheiten aufzuheben und selbige urbar zu machen. Die Bauern dieses Dorfes bestanden auf der Ausübung dieses Befehls, die Häusler aber, deren Gänse und Kälber auf dieser Gemeinheit auf der Weide giengen, widersetzten sich, weil sie ihrer Meinung nach dabei einbüßten, und es kam zum Prozeß, der endlich dahin entschieden wurde: es sollte beim Alten bleiben. Aus diesem Prozeß entspann sich ein neuer, nämlich die Häusler des Dorfes waren über dreyßig Jahre in den Hölzern der Bauern, ja sogar mit Aexten Holz lesen gegangen, oder altes, dürres, abgestorbenes Holz abzuhauen, welches ihnen die Bauern bis hieher nicht verwehret hatten. Sobald sich nun die Häusler, diesen Begehren der Bauern, die Gemeinheit zu theilen widersetzten, so wollten die Bauern sich das Holzgehen der Häusler nicht mehr gefallen lassen, sondern verwehrten es ihnen, mit Pfändungen und dergleichen. Dieses Kind des ersten Prozeßes wurde mit eben der Heftigkeit wie der erste geführt, und ward endlich dahin entschieden: die Häusler des Dorfes haben

über dreyßig Jahre, obgleich ohne der Bauern Erlaubniß von selbigen ihr Holz heimlich geholt, folglich ist es von Rechts wegen entschieden, daß die Häusler das Recht haben, so lange die Welt stehet, es nunmehro öffentlich zu holen. Diese beiden angeführten Prozeße kosteten dem Dorfe vieles Geld, erbitterten die Einwohner gegen einander, und kann nachtheilige Folgen für das Dorf haben. Wenn nun der verstorbene Herr Geheimderath **Schubarth von Kleefeld** alle usurpirte Rechte wieder herstellen wollte, wie er es von den die die Schäfer seiner Meinung nach usurpirt haben, verlangte, wie viel solcher Fälle giebt es nicht in allen Ständen und Dörfern die wieder hergestellt werden müßten, und es doch nach den Rechten nicht angehet, wie hier der Fall war. Wir zweifeln zwar im geringsten nicht, daß an dem Vorgeben der Usurpation der Schäfer etwas daran sei, denn wo es in den Rezessen heißt, die Herrschaft soll Erlaubniß haben mit 200 Stück Schaafen die Weide der Unterthanen zu behüten, da lassen sie sich dieses wohl gefallen. Aber sie hüten mit 200 Schaafen an vielen Orten zugleich, wo soll nun ein Richter dieses entscheiden? indem es nicht ausgedruckt ist, daß auf allen Feldern der Unterthanen nicht mehr als 200 Schaafe weiden sollen, dreyßig Jahre sind vorbei und mit selbigen die Verjährung geschehen. Daß aber die Herrschaften das Recht zur Schaafweide ohne alle Usurpation haben, bleibt wohl eine feste ausgemachte Sache. Denn die Felder der Bauern sind wahrscheinlich, wie die Bauern selbst, das Eigenthum der Guthsbesitzer gewesen, und haben an selbige mit ihrer Freiheit entweder die

Güther verkauft oder verschenkt, mit der Ausnahme der von selbigen zu leistenden Dienste und der Gerechtigkeit, die Wiesen der Bauern bis Walpurgis und die Weide, die derselbe für sein Vieh gebraucht, das ganze Jahr mit den Schaafen betreiben zu können. Wie kann also derjenige, der alle diese Bedingungen theils gute, nämlich das Grundstück zum völligen Eigenthum und freier Nutzung, theils böse, als die Abgaben, Dienste und Beschwerlichkeiten, damals übernommen, und von einen Besitzer zum andern mit gekauft worden, anjetzo auftreten und klagen: Mir geschiehet das größte Unrecht, daß ich diese Abgaben bezahlen, die Frohndienste verrichten und die Schaaftrift leiden muß? Ja wie kann er über seine Herrschaft klagen, wenn sie diese Bedingung in Erfüllung zu bringen sucht? Warum? fragen wir billig, sind denn von allen angeführten Beschwerlichkeiten nur allein die Schaaftriften Usurpationen? Warum sind die Besitze der Bauergüther die ihnen übergeben worden, mit diesen Bedingungen? Warum sind die Frohndienste und Abgaben nicht Usurpationen? Möchte man doch dieses alles so lassen, wie es ist, und zu verbessern anfangen, wo man, ohne sich an Verträge zu vergreifen, verbessern kann! Es ist aber einer jeden Herrschaft ihre Pflicht, wo zum Besten ihrer und ihrer Unterthanen, durch neue anständige Verträge, Verbesserungen können zu Stande gebracht werden, zu selbigen die Hände zu bieten und alles anzuwenden, um solche neue Verträge zu Stande zu bringen. Leere und fromme Wünsche möchten wir ungerne hier gethan haben. Lernen Sie aus diesen allen, welches Glück eine Herr-

schaft genieſſet, der Vater ihrer Unterthanen zu seyn; befördern Sie das Wohl von selbigen, Segen wird ihre Fußtapfen begleiten, und kleine Aufopferungen werden mit großen Nutzen ersetzet werden. Lernet ihr Unterthanen, daß ihr nie glücklich seyn könnet, es komme denn dieser Segen von der Liebe, die ihr zu eurer Herrschaft traget. Lernet mit Bereitwilligkeit Verbindungen erfüllen, die ihr beim Kauf eurer Güther übernommen, und reichet, wenn eure Herrschaft euch eine Hand bietet, selbiger beide hin, und so euch an der leitenden Hand eurer Herrschaft haltend stehet fest und trotzet allen den Unglücksfällen, die euch bei einer Uneinigkeit mit eurer Herrschaft zu Boden werfen müßten. Liebe und Eintracht leite in der Zukunft beiderseitige Schritte, so wird unser gebirgischer Einwohner ein Glück genieſſen, daß seine Tage ruhig und zufrieden dahin laufen. Mit diesem Wunsche sind wir ꝛc.

Fünfter

Fünfter Brief.

Inhalt.

Mangel des coursirenden Geldes als eine gewisse Ursache des Verfalles vom gebirgischen Feldbaue, nebst Wunsch, zur Errichtung einer Creditanstalt, wo der Unterthan, ohne andere Kosten als seine Zinnsen, auf dem Werth seines Guthes Geld haben könnte.

Mein Herr!

So wie besondere Umstände den gebirgischen Feldbau erweitert, und ihm die Ausdehnung gegeben, die selbiger vor drei Jahren hatte; so haben hingegen besondere Umstände die Kraft, alles dieses wieder zu zernichten, haben wir schon in der Einleitung die Ehre gehabt Ihnen anzuzeigen. Eben ein solcher Umstand trifft anjetzo das Gebirge, der allein im Stande ist, alles Gute so bisher bestanden, über den Haufen zu werfen. Es ist der Mangel des Geldes, so dieses bewirken kann. Dieses Metall hatte bei seinen schlechten, innern Werth und Gehalt, im siebenjährigen Kriege, die Kraft dem Landmann, für der Kleinmuth zu bewahren. Er achtete bei seinem Feldbaue keine Gefahr, keine Fouragirung. Warum? Er war gewiß, daß Achtgroschenstücken, die bei ihm nach Conventionsfuß Dienste thaten, in seine Tasche fliessen würden. Wurden seine

Felder abfouragirt, so machte er gleich Anstalt, geschwind reifende Gerste wieder hin zu säen, und dieses ward ihm leichte, er konnte eine Menge Menschen bezahlen, die ihm die Arbeiten mußten machen helfen, welche er alleine zu bestellen nicht im Stande war, und die er bei Mangel des Geldes hätte müssen liegen lassen. In denen beiden theuren Jahren, wo so viele elendiglich lebten und auch elendiglich sturben, war die Menge des circulirenden Geldes die einzige Stütze für das Gebirge. Es machte die natürliche Folge, daß einer mit den andern Geduld hatte, und einer den andern unterstützte, und so viele, die in schwachen Umständen waren, fanden Mittel in dem leicht zu habenden Metall, sich und die Ihrigen bei Haus und Hof zu erhalten. So aber ist anjetzo beim Mangel des Geldes dem armen Landmanne alle Hülfe zu wirthschaftlichen Verbesserungen abgeschnitten. Reiche Leute suchen ihre Capitalien so sicher als möglich, unterzubringen, und haben zu solchem Ende das bequeme Mittel, solches in Steuerscheinen anzulegen; diese Steuerscheine die sonsten noch als baare coursirende Münze herumgiengen, werden dem Publiko entzogen, und dem Credit des armen Landmannes stehet nun die größte Hinderniß entgegen; denn die Sicherheit eines Consenscapitals, ist der täglichen Wiedererlangung seines Geldes, welche bei den Steuerscheinen existiret, nicht gleich zu stellen. Mangel des Geldes ist der größte Schade der in einer Wirthschaft geschehen kann; es entstehe nun selbiger aus dem Unvermögen des Wirthes selbst, oder aber, daß selbiger ein zu guter Wirth seyn will, und Einnahmen ohne vorherige Ausgaben zu machen

chen gedenkt. Beide Arten von Mangel des Geldes sind schädlich, erstere ist ohne Abänderung, wenn kein Credit mehr für die Armuth ist, letztere aber ist um so schädlicher, weil sich die gute Wirthschaft solcher Oekonomen mit vielem Gelde nicht ersetzen lässet. Wir können den Beweiß von letztern führen, und wollen ein Exempel erzählen, das große Folgen gehabt hat. Ein sogenannter guter Wirth, der nichts als nach gewissen Procenten rechnete, kaufte ein Guth, auf welchem vierzig Kühe von seinem Vorfahr gehalten wurden, und ohne das Futter für selbige noch eine große Menge Heu verkauft hatte. Dieser Oekonom der nun ein recht vollkommener Wirth sein wollte, hielt seine Leute dazu an, daß sie, so wie er, auf alle Art Ersparnisse suchen mußten. Es wurde also gleich zur Ersparung der Kosten, der Anfang mit den Gräben in den Wiesen gemacht, die dieses Jahr unaufgehoben liegen blieben, weil man nothwendigere Arbeit für die Leute hatte, und Geld durfte man nicht ausgeben. Die Einkünfte des ersten Jahres gewannen, weil eine Ausgabe von 20 Thlr. gespart wurde, die Wiesen, die lange Jahre in der besten Ordnung waren gehalten worden, achteten noch nicht diese gute Wirthschaft, sondern der Futterertrag blieb beinahe der nämliche; das zweite Jahr aber wurde bei Fortsetzung dieser Ersparniß, denn nun kostete die Sache schon mehr, und war also gar nicht möglich, der Ertrag an Heu schon merkbarer, obgleich noch nicht so, daß er es hätte selbst einsehen und diese güte Wirthschaft einstellen sollen; vielmehr wurden ein paar Kühe abgeschaft, um den Heumangel nicht bemerken zu müssen.

Es hieß: Wir haben zu vieles Vieh und können selbiges nicht füttern, bis die Zahl der Kühe auf 24 Stück herunter kam, der Werth des Guthes um ein großes fiel, und der Ertrag jährlich um 80 Thlr. an dem Kuhpacht vermindert wurde. An den Wiesen mußte endlich der Schade sichtbar werden, die Teiche verwuchsen mit Gras und Schilf, Sümpfe und Moos bedeckten die Wiesen, das sonst so herrliche Quellwasser fraß unter sich, anstatt des sonstigen vielen Futters, wuchs anjetzo sehr weniges und saures Gras, nun fieng man zwar an die Wassergräben aufzuheben, aber auch wieder mit Menage. Die Gräben, die anjetzo eine Elle tief und weit hätten sein sollen, wurden zur Ersparung der Kosten eine halbe Elle weit und vier Zoll tief gemacht. Diese Wiesenmenage hat doch in zwölf Jahren so viel hervor gebracht, daß 4 bis 500 Thlr. erfordert werden, die Wiesen wieder herzustellen. Der jetzige Besitzer hat nun kein Geld daran zu wenden, diesem haben wir gerathen, die von aussen auf seine Wiesen zu dringenden Wasser mit einem großen und tiefen Graben zu fangen, auch die ersten Jahre ganz ungenutzt, durch seine Wiesen wegzuführen. Die Wiesen, wann sie durch diesen Graben trocken geworden, daß Ochsen wieder darauf gehen können, mit einer starken eisernen Egge recht aufkratzen zu lassen, das aufgekratzte Moos abzurechnen, und wegzufahren; nun die Wiese recht zu durcheggen und alsdenn mit guten Gras und Kleesaamen zu besäen. Dieses hat denn die Wirkung gehabt, daß schon ein großer Theil dieser Wiesen vortreffliches, wenn gleich nicht überflüßiges Futter, wie vormalen, trägt, und wenn

er

er nun die andern Gräben nach und nach wieder her=
stellet, so kann er in Zeit von zehn Jahren es wohl so
weit bringen, daß der Schade in etwas wieder herge=
stellet werde, welchen die unvernünftigen Gelderspärun=
gen des Vorgängers verursachet. Ersterer Mangel des
Geldes, that dem Guthe großen Schaden, und des letz=
tern Unvermögen erfordert eine große Reihe von Jahren
um das aus seinem Guthe zu ziehen, was es tragen
konnte. Der jetzt eingerissene Geldmangel muß also auf
unsere Landwirthschaft großen Einfluß haben, und drü=
cket niemanden so sehr, als den armen Landmann. Er
hat keinen Credit ausser vierfacher Sicherheit; es circu=
lirt kein Geld; mit seinen Produkten ist kein Handel
und Wandel, und sein größtes Einkommen ist der
schlechten Jahre wegen ihm benommen. Er ist ausser
Stand gesetzt Tagelöhner und Arbeitsleute zu bezahlen,
seine Arbeiten muß er entweder selbst machen, oder sie
müssen liegen bleiben; alle Reparaturen muß er unter=
lassen. Es gehet aus diesen Ursachen vieles verlohren,
was er mit großen Kosten wird wieder ersetzen müssen.
Kein Handwerker hat Verdienst vom Landmanne;
warum? Er hat kein Geld, und lässet er noch arbeiten,
so muß der Handwerker borgen, und muß bei seiner Ar=
beit hungern. Wir können nicht unser Erstaunen ber=
gen, wenn Große sich einfallen lassen von Glückselig=
keiten des Landes zu träumen, da äuserstes Elend die
Hütten des armen Landmanns umgiebet. Aber was
Wunder? Sie sprachen mit Niemanden, der die Offen=
herzigkeit besitzt, ihnen das Elend zu schildern. Einige
große Kaufleute zeigen ihnen die großen Geschäfte die

sie

sie machen, und ist dieses hinreichend um ein glückliches Land zu machen? bei weiten nicht! Ist das ein Zeichen des Wohlstandes des Landes, wenn Geld für wenige Zinnsen zu haben? O man hintergeht sich selbst, wenn man dieses glaubt. Es ist ein Beweiß, daß man Sicherheit sucht, und dem Bewerbe nicht traut. Geringe Zinnsen sind ein sicherer Beweiß von Mangel an circulirenden Gelde, wenn aber durchgängig fünf pro Cent übliche Zinnsen sind, so ist in allen Ständen Geld, denn für fünf pro Cent kann ein Reicher den Verlust seines Capitals, aber nicht für drei pro Cent wagen. Der Grund unsers Elendes ist nicht Mangel an Lebensmitteln. Nein! es ist der Mangel an Metall, das in unserm Gebirge alljährlich in Menge aus der Erde gebracht wird; denn hat der Bauer Mangel an Gelde, so kann er keine Arbeiter bezahlen, und Häusler und Hausgenossen müssen ohne Arbeit bleiben. So stockt denn alles, darum weil der Reiche sein Geld nicht dem ehrlichen Mann, sondern einem Stück Erde anvertrauen will, welches Stück Erde aber durch seine Vorsichtigkeit am Ende wüste werden muß, und die Sicherheit, so er an diesem Unterpfande zu haben glaubt, selbst untergräbt und vernichtet, weil er dessen Besitzer nichts anvertrauen will, um dieses Grundstück zu einen dreifachen Werth zu erheben. Aber wir haben Hoffnung, ohne Zuthun der Menschen in einen bessern Zustand versetzt zu werden; das Gebirge wird sich wieder erholen. Die Erndte dieses 1787ten Jahres lässet uns noch die Hoffnung, unsere schlechten Umstände doch wenigstens erträglicher zu sehen. Das herrlichste Getreide haben wir in unsern

Scheu-

Scheunen zu Brod, ist es gleich nicht viel, so ist es doch unvergleichlich; ist zwar nur mittelmäßige Quantität des Flachses erbauet worden, so übertrifft doch die Güte alle vorhergegangene Jahre sehr weit; seine Schönheit an Farbe und Gehalt ist unverbesserlich. Mit unsern schönen Hafer können wir zufrieden sein; sowohl diesen als Heu, Flachs und Garn haben wir Hoffnung, unsern Nachbarn theuer zu verkaufen, weil solche Mangel daran haben. Schon brechen fröliche Gesichter unter uns hervor, weil viele durch Verkauf ihres Heues der ersten Noth vorgebeuget. Möchte es doch denjenigen Herrn, die über unsre Wohlfahrt zu wachen gesetzt sind, gnädigst gefallen, durch Einrichtungen zum leichten Credit für den armen Landmann, uns unter die Arme zu greifen, die wir nichts als Vorschuß gebrauchen, um solchen mit reichlichen Zinnsen wieder zu bezahlen. Es könnte die Herbeischaffung oder Hergebung einer Summe Geldes nicht unserm besten Landesvater so kostbar werden, als ihm anjetzo die Ausfälle an seinen Einkünften werden müssen. Ja es ist gewiß, uns fehlet nichts als hinlänglich Geld, um allen Widerwärtigkeiten zu trotzen. Wie wäre es, wenn der Professor Rößig, seine Crediteinrichtungen uns endlich bekannt machte, von der er uns verspricht, sie soll uns mehr Nutzen bringen, als aller Kleebau? Nichts als baares Geld fehlet uns, und circuliret dieses wieder, so werden wir uns in allen Fällen leicht retten können. Wenn der Einwohner des Gebirges nur ein Mittel zu seiner Rettung noch weis, so ist er noch nicht verlohren. Gesetzt nun, es würde in jedem Creyße, besonders im erzgebirgischen von dem wir han-

deln,

deln, eine Summe Geldes als eine Bank niedergeleget, bei welcher Bank ein jedes Guth, als niedergelegte Sicherheit, eingeschrieben stünde, für welche Sicherheit dem Landmanne frei stehen müßte, zu aller Zeit, so weit selbige reichte, Geld fordern zu können, das er auf so lange, als er es gebrauchte, behalten könnte; ja dieses müßte ihm ohne alle Weitläuftigkeit, gegen Ubergabe eines gerichtlichen Beweises, daß er derjenige sei, für welchen er sich ausgiebet, angeliehen werden, gegen fünf pro Cent Zinnsen, wovon ein pro Cent zu den Bedienten, die eine solche Anstalt erforderte, verwandt wurde, und vier pro Cent würden auf die Zinnsen vom Capital gerechnet. Warum sollte ein solches leichtes Mittel nicht anwendbar sein? Warum sollten Grundstücke nicht die nämliche Sicherheit einer Bank gewähren, die niedergelegte Silberstangen geben? Solche Bank könnte ja so gut Bankozettel im Cours haben, als eine andere; und eben das Einfache einer solchen Bank könnte auch bei einen solchen Creditsystem eingeführt werden. Ja wir wären im Stande durch Banknoten die Masse des circulirenden Papiergeldes um ein großes zu vermehren, das alle Tage realisirt könnte werden. Ob des Herrn Professor Rößigs Creditsystem auf solchen einfachen Gründen beruhe, wissen wir nicht, so viel aber wissen wir, daß bei einer solchen Einrichtung, wo jeder zu aller Zeit Geld auf sein Grundstücke haben, und auch zu aller Zeit wieder los werden könnte, die Landwirthschaft gewiß blühen würde. Dann würde selbige schnell empor steigen, Trift, Hutung und Braache würden alsdann nach und nach absterben, Versuche mit Klee und Futterkräu-

terkräutern würden auf allen dürren Hügeln angestellet werden, und alles dieses würde dem Landmanne ein leichtes sein, weil er, zu der Minute möchten wir sagen, Geld zu seinen Bedürfnissen haben kann. Welcher in der Handlung bekannter Mensch würde so unvernünftig sein und den Nutzen der Wechsel und Bankozettel zu verleugnen? und ist dieses zugestanden, wer wird denn leugnen, daß Feldbau so gut Handlung ist, als aller Waaren Handel? Ich treibe meine Geschäfte wie bei der Handlung; ich lege mein Capital an, um Waaren dafür zu erhalten, die ich wieder verkaufen will; ich erhalte diese Waare durch den Weg des Hackens, Pflügens, Eggens u. s. w. Der Waarenhändler erhält seine auf Wagen und Schiffen; beides ist im Durchschnitte mit gewissen Procenten verbunden, und ist daher der Feldbau in allem Betracht eine Handlung, die ich mit der Feder treibe, zu nennen. Warum können also nicht Wechsel und Bankozettel in der Feldwirthschaft gebraucht werden? Noch mehr! es würden ja die reichen Banquiers noch dabei gewinnen; es würden ja Papiere zu vier pro Cent zu haben sein, die eben so sicher als die Steuerscheine zu drei pro Cent wären, nach welchen selbige so sehr geizen. Bei veränderten Umständen kann sich die Circulation des Geldes wieder einstellen, aber der Credit ist für den Landmann ohne öffentliche Anstalten, schwer wieder hergestellet; noch schwerer wie man denkt, denn der Wirth, der solchen bei diesen schlechten Zeiten verlohren, wird ihn bei guten Zeiten schwer wieder erhalten. Das schlesische Creditsystem rettete den schlesischen Adel vom gänzlichen Untergange;

warum könnte denn bei uns eine Crediteinrichtung nicht den Bauer vom Untergange retten? — Doch wir glauben genung gesagt zu haben, um diejenigen die für unser Wohl besorgt sind, aufmerksam zu machen. Wird es möglich sein, so wissen wir gewiß, daß Vorkehrungen werden getroffen werden, die uns noch einst werden glücklich machen. Mit dieser Hoffnung schmeicheln wir uns um so viel lieber, je angenehmer es uns sein wird, einst das Gebirge, als das glücklichste Land, zu sehen und mit dieser Hoffnung sind wir ꝛc.

Sechster Brief.

Inhalt.

Zustand der Handlung des Gebirges sowohl im Allgemeinen als im Einzeln. Von den Fabriken und Manufakturen des Gebirges, ihren Zustand und Vertrieb.

Mein Herr!

Sie verlangen besonders von dem Handlungsgeiste unserer gebirgischen Einwohner unterrichtet zu sein. Was können wir Ihnen viel Gutes von der Handlung, mit Produkten aus der Feld- und Landwirthschaft sagen, da klagender Ton schon unsere vorigen Briefe angefüllet, und schlechte Jahrgänge gewesen sind. Butter war zu wenig, als daß großer Verkehr mit selbiger hätte getrieben werden können, der Hafer ist schlecht gerathen, und haben also selbigen nicht verkaufen können;

Fütterung ist nicht gedeilich gewesen, und also hat es an Mastvieh zum Verkauf gefehlt; Flachs war nicht von der Güte, um sein Glück ausserhalb dem Gebirge zu machen, und zu diesen allen ist eine große Menge Geldes zum Korneinkauf nach Böhmen gegangen, dadurch der Mangel an baarer Münze noch fühlbarer geworden. Dieser Geldmangel hat auch das Gewerbe der kleinen Händler, die unsere Produkte zu Markte liefern, sehr unterbrochen, und auch Stockungen in ihren Geschäften hervorgebracht. Der einzige Garnhandel ist von allen kleinen Handlungen derjenige, so sich noch in seiner völligen Betriebsamkeit erhalten hat, denn diese Waare ist immer gesucht worden und hat stets hohen Preis gehalten, denn das Stück ist mit 18 bis 19 gr. bezahlt geworden. Aller im Jahr 1786 erbauter Flachs ist gesponnen und als Garn, durch die Garnhändler nach der Oberlausitz auch unter der Hand nach Böhmen verkauft worden. Ob zwar nach dem Eide, den die Garnhändler ablegen müssen, nichts von selbigen darf nach Böhmen verkauft werden, so ist es doch unter der Hand geschehen. Ein großer Theil unsrer gebirgischen Garne ist als Hausleinewand verarbeitet und theuer verkauft worden. Diese Geschäfte sind es, die noch einiges Leben unter den gebirgischen Einwohnern gemacht, und selbige beim Leben erhalten. Ob aber im übrigen unsre Fabrikhandlungen gewonnen haben, ist eine Frage die ganz unmöglich zu entscheiden seyn möchte. Der eine Kaufmann klagt: die Handlung mit seinen Artikuln liege ganz darnieder, ein anderer ist dagegen wohl zufrieden. So viel ist aber gewiß, daß wenn Mangel unter den Men-

schen ist, so macht selbiger den Fabriken wohlfeiles Arbeitslohn; auch können die Fabriken mehr verarbeiten bei schlechten als guten Zeiten, weil manche Familie für den Fabrikanten spinnt, die bei guter Zeit für ihre eigene Wirthschaft gesponnen haben würde. Die kaiserlichen Verbote aller fremden Waaren, haben den gebirgischen Material- und Fabrikhandlungen großen Schaden gethan, obgleich wir uns getrauen zu behaupten, daß Sachsen noch eben die nämliche Handlung nach den kaiserlichen Staaten hat, nur gehet sie einen andern Weg, und nicht durch die gebirgischen Hände, ob man sich gleich in den kaiserlichen Staaten einbildet, sie wäre ganz geschlagen worden. Nichts weniger! Leipzig macht die Geschäfte mit mehrern Vortheil, wie sie sonst der Kaufmann an der Grenze machte. So viel ist aber auch gewiß, alle kaiserliche Verbote, alle gezogene Cordons würden diese Handlung nicht zerstört haben, wenn nur jemand den böhmischen Kaufleuten Credit oder Geld hätte geben wollen. Ja wenn jemand die größte Post Waare noch jetzo von der sächsischen Grenze bis nach Triest wollte geschaft wissen, so ist nichts leichter, als solche wie Contrebande bis dahin zu schaffen, aller Verbote ohngeachtet. Die Unterbrechung der Handlung zwischen uns und den Böhmen, hat ganz andere Ursachen, nämlich es fehlt den Kaufleuten und Juden, von welchen diese Handlung sonsten besorgt wurde, an Gelde und Credit. Freilich ist durch die kaiserlichen Verbote, diesen der Credit unterbrochen worden, aber nicht die Handlung, diese ist aus Mangel des Geldes wieder liegen geblieben. Frankfurth am Mayn und Nürnberg

gaben

gaben in englischen Schnitt- und Nadlerwaaren, den Juden und Kaufleuten großen Credit und oft auf ein Jahr Conto, diese Waare wurde von selbigen so schnell als möglich, entweder mit kleinem Vortheil, oder für den Einkaufspreis, zuweilen auch mit Schaden, realisirt, und zwar war Prag der Markt wo alle diese Waare verthan wurde. Sobald dieses geschehen, so wurden Material- und sächsische Fabrikwaaren dafür erhandelt, und heimlich ins Land gebracht, sobald nun die kaiserlichen Verbote erschienen, so verweigerten die Frankfurther und Nürnberger den Credit, und da sie an der Grenze keinen Credit hatten, und ihre eigenen Baarschaften nicht zureichten um Handlung zu treiben, so mußten selbige aufhören. Es ist nichts als eine Veränderung der Handlung vorgegangen. Leipzig und die Fabrikstädte sandten ihre Waare an die Grenze, und von da ward selbige auf den Prager Markt gebracht, anjetzo sendet Leipzig seine Waare nach Prag und die Grenzkaufleute kaufen sie auf dem Prager Markt; denn die Contrebandhandlung, wird nun in der Stadt Prag möglich gemacht, die vordem an der Grenze getrieben wurde. Indessen wird die Materialhandlung noch immer mit großen Vortheil von den Contrebandiers aus dem Gebirge nach Böhmen getrieben, und wird stets getrieben werden, so lange etwas dabei zu verdienen ist. Sobald aber nur erst alle Mautheinrichtungen und ihre Wege wieder vest sein werden, so wird man Contrebande von der sächsischen Grenze, bis vor dem Thor des Mauthofes in Wien finden, und wenn noch mehrere Verbote ergehen, und noch mehrere Cordons gezogen

werden sollten. In den letzten zwei Jahren haben wir großen Schaden von der Handlung mit Böhmen gehabt, denn das Gebirge hat eine große Menge Geldes für Korn und Obst dahin bezahlt, und von daher nichts wieder erhalten, als etwas weniges an Flachs und Garn. Was wir Contrebande eingenommen, müssen wir nach Abzug einer sehr geringen Provision wieder nach Leipzig und Hamburg zahlen; etwas Fabrikwaaren gehen auch noch nach Böhmen, aber die Menge Korn so wir aus dem Königreich Böhmen gezogen, hat uns zu viel Geld gekostet, als daß wir nicht großen Schaden haben sollten; rechnet man hiezu die großen Summen so für Holz nach Böhmen bezahlt werden, so sind wir sehr in der Disavantage. Etwas Leben und Verkehr unter der Armuth hat in einen Theil des Gebirges, der Churfürstliche Bau des neuen Kunst- und Wassergrabens, des neuen Teiches und des Stollns unter dem Oberbergamt Freyberg gegeben; zu dieser Arbeit wird ein großer Handel von den Bauern, mit Steinen, Holz und Brettern getrieben, ohne noch die Menge Menschen zu rechnen, die bei dieser Arbeit gebraucht werden, und ihr reichliches Brod und Auskommen verdienen. Dieser Bau giebt mit Holz und Brettern großen Verkehr, und die Bretmühlen können nicht so viel schneiden, als sie liefern sollen und müssen. Wegen Mangel des Wassers ist zwar dieser Erwerb nicht so stark gewesen, wie er wohl hätte sein können, aber er hat doch manchen Brod gegeben. Aus Mangel der Fracht, haben die gebirgischen Fuhrleute sehr selten dürfen zu Hause bleiben, welches ein sehr großer Nutzen für das Gebirge gewesen, viele

von selbigen haben Getreide aus Böhmen geholt, andere haben Leinsaamen aus der Mark und dem Churkreise zum Oehlschlagen herzu gefahren. Die Landfuhrleute haben viele Fracht an die böhmischen Brunnenwasser des Sommers durch gehabt, die sie nach Leipzig, Magdeburg und Lüneburg gefahren, von welchen Orten sie immer mit Retourladungen versehen worden. Die viele Holz- Stein- und Drechslerwaare hat nach eben genannten Orten viele Fracht gegeben, diese beiden Artikul geben Sommer und Winter Fracht für die Fuhrleute, desgleichen geben die baumwollene Waaren, Strümpfe und Leinewand, große Frachten, wogegen immer Waaren retour kommen, daß also der Fuhrmann nicht Noth gelitten hat. Die Salzfuhre aus den Churfürstlichen Salinen beschäftiget eine Menge Fuhrleute, weil der Entlegenheit wegen es jede Commun nicht selbst holen kann und mag. Alle diese Gegenstände zur Fracht und Transport giebt vielen Bauern Gelegenheit sowohl auf ihren Güthern als auf der Landstraße Geld zu verdienen; und da noch eine große Menge, an Korn, Weizen und Gerste herzugefahren werden muß, so können aus diesen Fuhren, viele sich einen beträchtlichen Verdienst machen, der noch grösser wird, wenn sie bei der Fuhre nach Getreide, Schindeln und Bretter mit nehmen; da nun Zugemüse, dürres und grünes Obst, grüne Gartensachen und dergleichen dem Gebirge abgehen, so bringen die mehrsten, auch solche Zuladungen zum Getreide mit in das Gebirge. Die Butterfuhrleute, die aus dem Gebirge nach Berlin und Potzdam fahren, bringen daher Heringe, Reiß, Koffee

und Tabak zur Retourladung, nehmen auch zu diesem Behuf grünen und gelben märkischen Leinsaamen mit zurück. Dieses macht unter den Fuhrleuten große Geschäfte. Nimmt man nun dazu, die drei Meßtransporte, und Waarenversendungen, an Tüchern, wollenen Zeugen, Cattunen und baumwollenen Waaren, Leinwande, seidene, baumwollene und wollene Strumpfwürker- und Strumpfstrickerarbeit; an seidenen, wollenen und leinenen Posamentirarbeiten; an Blech und Farbenwaaren; an Stuhl- Tischler- und Drechslerarbeit; an Leinöhl, und wie alle Artikul Namen haben mögen, die wir aus dem Gebirge versenden, die lediglich ganz allein mit gebirgischen Fuhrleuten versandt werden; so kann man sich einen Begriff von der Menge Menschen machen, die mit ihren Pferden auf der Landstraße ihr Brod verdienen. Hiezu muß man noch eine Menge Menschen rechnen, die mit Schiebböcken und Tragkörben, eine Menge Butter, Käse, Federvieh und Fische, nach Dresden und Leipzig fahren und tragen, und mit ihrem Verkehr eine große Menge Geld ins Gebirge bringen; ferner, die mit Spitzen, Drechslerwaare in Holz und Stein, und von allen Arten Fabriken mit ihrer Arbeit fast in allen Ländern hausiren gehen, und dadurch noch die Provision der Detailhandlung mit nach Hause bringen. Berechnet man alles dieses, so werden wenig Provinzen in Deutschland seyn, die so viel fremdes Geld an sich ziehen als das Gebirge. Aber wir müssen dabei auch eingestehen, daß vieles Geld wieder weggegeben wird, z. E. für Korn, Weizen, Gerste, trocken und grünes Obst, Zugemüse, Leinsaat zu Oel und

zur

zur Saat, für Wolle, Baumwolle und alle Materialwaaren; ferner die vielen Abgaben an Personen- Pfennig- und Quatembersteuern, an Soldatengelde, an General- und Landaccise: so sollte man glauben, alles dieses und noch ein mehreres als das Angeführte, wären nicht aufzutreiben. Und doch, wir stehen dafür, ist Geld unter uns in Circulation, ist Handel und Wandel in den uns eignen Produkten: so wird nie ein Land seine auswärtigen Contos richtiger bezahlen als das Gebirge. Der Handlungsgeist der gebirgischen Einwohner wird es nie dahin kommen lassen, daß wir die Hände im Schooß legen, ja er ist so eigen, so national, daß es einer der größten Faullenzer seyn muß, wenn er nicht mit etwas auffer seiner Feldarbeit sich beschäftigen sollte. Der Brodhandel ist im Gebirge sehr üblich und nähren sich viele Menschen auf den Dörfern damit, daß sie in den Mühlen Brod kaufen, und den Leuten, die nicht darnach gehen können und mögen, theils gegen baare Bezahlung, theils gegen Gespinnst, Garne auch wohl Getreide, überlassen. Dieser Handel hat für beide Theile viel Gutes; der damit handelt, verdient jedesmal acht pro Cent, und der es kauft, hat hier Credit, oder kann die Bezahlung mit Garne leisten, ja wenn er den ganzen Tag gehungert und gesponnen, so zieht er eine Zaspel Garn ab, holt Brod und stillet seinen Hunger. Obgleich diese Art sein Brod zu kaufen, nicht nach der Regel der besten Wirthschaft ist, so muß man bedenken, ein Brodhändler verdient zwei Pfennige an einen Zweigroschenbrod, holt es dafür eine oder zwei Stunden Weges. Wollte nun ein Armer jedesmal mit seinen zwei Gro-

schen in die Mühle gehen, so vergiengen zwei Stunden damit und verlöhre er drei Pfennige an Spinnlohn, so er während der Zeit verdienen könnte, und ruinirte sich noch an seinen Kleidern; also beide gewinnen im Grunde dabei. Mit alten Pferden wird viel Verkehr im Gebirge gemacht, und zwar mit solchen, deren Bestimmung in den Niederlanden, für den Abdecker gewesen. Ein solches Thier geht in dem Werth von 2 bis 5 Thlr. immer noch ein halb oder drei viertel Jahre aus einer Hand in die andere, bis es endlich zu seiner Ruhe befördert, und zu dem Abdecker geschaft wird, für welchen es schon ein halb Jahr früher bestimmt war, und der nun die letzten Uiberreste vom Felle mit zwei Gulden bezahlt. Einige Theile des Gebirges treiben auch vielen Verkehr mit der Mastung der Ochsen, Kühe und Schöpse. Die Ochsen werden dazu von den Märkten zu Radeburg und Lohrenzkirchen geholt. Die schöne Weide nach der Heuerndte, das schöne Heu und Grumt, die vielen Erdäpfel, Kraut und Rüben, geben ein vortrefliches fettmachendes Futter für das Schlachtvieh ab. Die Ochsen müssen den Sommer erst recht arbeiten und kommen erst nach geendigter Arbeit im Herbste, zur Mastung. Sobald sie nun fett sind, so treten sie die Reise gleich nach Dresden an. Bei dieser Art zu verfahren, verdienen die Bauern viel Geld, und machen vielen Dünger von ihrem Mastvieh. Die Kühe aber sind insgemein ausgemerzte, die denn nur halb fett gemacht werden, und, ohne so fett wie die Ochsen zu sein, für uns selbst zur Delicatesse dienen. Es giebt auch Dörfer, wo die Häusler sich alle Jahr eine Kuh oder

meh=

mehrere kaufen, selbige so stark als möglich füttern, dabei die Nutzung davon nehmen und alsdenn auch mit nach Dresden versenden. Der Flachsbau gewährt dem Gebirge eine große Handlung, und der Verdienst am Spinnlohn ist auch sehr groß. Wir wollen, um solches ein wenig zu bestimmen, einen Ort von 100 Häusern annehmen, in jedem Hause vier spinnende Menschen, jeden Menschen die Woche ein Stück Garn, für jedes Stück Garn 6 gr. Spinnlohn, so kommen an Spinnlohn die Woche 100 Thlr. an diesen Ort. Nun wollen wir 200 Schock Flachs zu diesem Garne rechnen und jedes Schock für 1 Thlr. so beträgt die Einnahme des Ortes 300 Thlr. wöchentlich, und für jede spinnende Person 18 gr. Nimmt man nun zu diese Arbeit ohngefehr 27 Wochen an, so verdient der Ort 8000 Thlr. und jedes Haus 80 Thlr. im Jahr. Welch ein großes Capital für den ganzen Creiß, wenn man auf ein Haus 80 Thlr. rechnen kann, ohne noch was an Flachs unverarbeitet auffer Landes gehet. Das gesponnene Garn ist ein großer Artikul der gebirgischen Handlung, es wird von Aufkäufern aufgekauft, und mit großen Frachtwagen nach der Oberlausitz, mehrentheils nach der Gegend von Zittau verfahren; wo jeder Aufkäufer für jedes Stück 1 gr. Provision erhält, so er aber mit den Unterhändlern theilet. In der Gegend von Annaberg wird viel Klöppelzwirn gesponnen, der zu Spitzen verarbeitet, durch viele Länder reiset und unsere Handlung und Geld vermehret. So sehr auch über die Abnahme dieses Zweiges der Handlung geschrien wird, so getrauen wir uns zu behaupten, daß noch keine Elle weniger gemacht

worden,

worden, als zu der Zeit, wo die Spitzen am mehrsten gesucht worden sind. Aber das gestehen wir ein, daß dieser Zweig der Handlung, nicht mehr so sehr schnell reiche Leute macht, wie vor Zeiten, welches einmal der Handlung ihr Lauf ist. Es wird auch aus dem gebirgischen Flachs viel leinenes Band verfertiget und vertrieben. Mit der sogenannten Hausleinewand wird im Gebirge viel Verkehr getrieben, die mehrsten Bauern verfertigen selbige den Winter durch selbst, und zwar so viel, als von dem in ihrem Hause gesponnenen Garn werden will. Diese Leinewand die von den Weibspersonen gesponnen, vom Bauer gewürket und auch selbst gebleichet wird, ist also reines selbst verdientes Geld, vom Flachse an bis zur weißen Leinewand. Von dieser Art wird ein feines und ein grobes Schock Ellen gemacht, und alsdenn ein doppelt Schock genannt, das die Händler zusammen kaufen müssen, wo das doppelt Schock zu 16. 17 bis 18 Thlr. bezahlet und sodann auf den Märkten im Lande verschnitten, auch wohl im Ganzen verkauft wird. Mit Seegeltuch, Matrosen- und Futterleinewand wird noch etwas Verkehr nach Hamburg getrieben, das mehrste davon aber bleibt im Lande, und kommt an die Armee. Für die Wachsleinewandfabriken wird ein großer Theil ihrer Bedürfnisse im Gebirge verfertiget und ihnen geliefert; aber die Stadt Geringswalde hat den mehrsten Absatz davon an sich gezogen. In Ansehung der Fabricirung und des Handels mit der Leinewand könnte das Gebirge noch bessere Geschäfte machen als wirklich geschiehet. Denn erstlich wächst das Produkt zu deren Fabricirung im Uiberfluß im Gebirge:

birge; Zweitens ist an Spinnern für wohlfeiles Spinnlohn kein Mangel, sondern beide Artikul sind so zu haben, daß eine große Menge Leinewand ausserhalb Landes versandt und viele Menschen damit beschäftigt werden könnten. Dieser Zweig der Handlung ist auch vor dem siebenjährigen Kriege sehr stark betrieben worden, so, daß mehr als 1000 Weber sich mit der Verfertigung solcher Waare beschäftigt haben. So wie aber dieser Krieg der Handlung eine andere Wendung gab; so gieng es der gebirgischen Leinewandhandlung auch. Der Vertrieb der Leinewand nach Hamburg ward von allen Handelshäusern aufgegeben, weil sie selbige bei den Armeen in der Nähe leichtlich anbringen konnten. Sie hielten die Weber dazu an, leichte und schlechte Waare zu machen, und diese haben sich so dazu gewöhnet, daß sie schwer ein gut Stück Arbeit machen, wenn man gutes Seegeltuch und Matrosenleinewand haben will. Nun hätte sollen gleich nach dem Kriege Anstalt gemacht werden, den Schaden wieder auszubessern, aber wichtigere Gegenstände haben die Aufmerksamkeit der Regierung erfordert, und andere Gegenden Deutschlandes, besonders Böhmen, haben das mehrste von diesem Handelszweig an sich gezogen. Es ist zwar der **Commerzdeputation** deshalb Vorstellung geschehen, da aber zur Remedur dieser Sache, eine Weberschule erfordert wird, die wenigstens 10000 Thlr. Auslage kosten möchte, und welche Schule vielleicht den Verlust dieses Geldes nach sich ziehen könnte, so ist es bei der Vorstellung geblieben. Untersucht man aber ganz genau den Zustand unsers Gebirges, sieht den großen ausgebreiteten Flachsbau, sieht

die

die Menge Garne, die 20 Meilen gefahren, um dort zu Leinewand gemacht zu werden, sieht alsdenn diese Leinewand noch einmal die Reise wieder 20 Meilen zurück machen, so fragt man billig, wer hat Vortheile voraus, das Gebirge oder die Oberlausitz? Wäre es nicht eine wichtige Ersparniß, 40 Meilen Fracht zu ersparen? Nun wollen wir alle andere Abgaben dazu rechnen, so kann doch wohl ein Gewinnst von 15 pro Cent statt haben, welche doch wohl ein Gegenstand der Speculation seyn möchten. Es könnten der Oberlausitz noch eine große Menge Garne deswegen verabfolget werden, und würden beide Theile noch genug zu verarbeiten behalten. Wenn nur eine Fabrike angelegt würde die 300 Weber beschäftigte, so würde doch der Gewinnst 15000 Thlr. im gewissen für das Gebirge betragen. Aus dem Flachsbaue entstehet noch ein sehr wichtiger und einträglicher Handlungszweig für das Gebirge. Dieses ist der Oelhandel, der ein wirklicher Produktenhandel des Gebirges ist, obgleich wegen der vielen Oelmühlen noch Zubuße an Schlaglein, aus der Mark und dem Churkreise genommen werden muß. Zu diesem Oel wird aller erbauter Leinsaamen von grünen und gelben märkischen, von dem einmal gesäeten rigaischen, und auch der schlechte von dem rigaischen neuen Tonnenlein — kurz, aller Leinsaamen, der nicht wieder zum Saamen gebraucht werden soll, auf unsern Oelmühlen geschlagen, und das daraus gemachte Oel nach Dresden, Leipzig, Magdeburg und Dessau verfahren. Der Preis dieser Waare hängt aber oft von Rübsenbau ab; ist dieser gerathen, so gilt unser Leinöl nicht so viel; im Gegentheil wird selbiges gesucht

sucht und der Centner zu 9. 10 auch mehrern Thaler bezahlt. Dieser Handel mit Leinöl bringt sehr viel Geld in das Gebirge, und mit der äußersten Sicherheit kann man auf jede erwachsene Person Jahr aus Jahr ein, Einen Thaler auf das Oel rechnen, ob man gleich bei dieser Rechnung noch ein mehreres annehmen könnte. Auch in der Fracht ist es den Fuhrleuten ein angenehmer Artikul, die mehresten laden selbiges auf ihre eigene Rechnung, und genieſſen dabei gute Provision, weil sie dagegen Retourladungen einhandeln, und dadurch dessen Werth noch erhöhen. Aus allen diesen wird Ihnen deutlich seyn, wie ein wichtiger Gegenstand der Anbau des Flachses dem Gebirge sein muß. Es erwachsen dem Lande große Vortheile daraus, weil es sein eigenes Produkt zum Theil roh, zum Theil halb, und einen großen Theil ganz verarbeitet zu Gelde macht, welches letztere mehr als die andern beiden beträgt, und dadurch große Summen Geldes gewinnet. Der Handel so mit gebirgischen Holz und Holzwaaren getrieben wird, ist zwar nicht so wichtig als der Flachsbau, aber doch ist er auch einträglich, von großem Umfange, und bringt große Summen ins Land; besonders die Drechslerarbeit so an der böhmischen Grenze, in Heidelberg, Seifen und der Gegend gemacht wird. Diese Spielwerke sind für das Gebirge von großer Wichtigkeit. An Drechselbänken rechnet man über 600. und jede Bank liefert jährlich gewiß für 100 Thlr. Waare, wodurch allein die Drechsler 60000 Thlr. dem Lande verdienen. Rechnet man zu diesen, daß die Kaufleute so mit selbigen Verkehr treiben, noch ein großes daran verdienen,

so

so kann man diesen Zweig der Handlung beinahe auf 80000 Thlr. schätzen. Die Geschwindigkeit und Schönheit, mit der diese Spielereien verfertigt werden, ist fast unglaublich, wenn man selbige nicht gesehen. Aber wenn man sich vorstellet, daß ein fleißiger und geschwinder Arbeiter in einen Tag einen Thaler verdient, so kann man sich, da diese Arbeit so sehr wohlfeil eingekauft wird, gar nicht die Möglichkeit denken. Die Weiber und Kinder der Drechsler, mahlen und schnitzeln und leimen diese Sachen, wodurch auch diese ihr Brod und Geld verdienen. Aber leider! weil diesen Leuten das Geld so leichte zu verdienen wird, so sind die mehrsten schlechte Wirthe, arbeiten zwei auch drei Tage, und die übrigen Tage der Woche bringen sie in den Wirthshäusern zu, und insgemein sind die geschicktesten die schlechtesten Wirthe. Diese Waare wird nach allen Handlungsplätzen in der ganzen Welt vertrieben. Rußland, Ost- und Westindien ziehen vieles von dieser Waare, und vorzüglich wird von Cadix und Lissabon eine große Menge nach den spanischen und portugisischen Besitzungen in Westindien gesandt, woselbst sich Leute aus dem Gebirge aufhalten, die zum Theil die Spedition mit besorgen. Kein bekanntes Land ist zu finden wo man diese Waare nicht antreffen sollte, und daß selbige in so viele Länder dringet geschiehet um so viel leichter, weil viele Menschen mit dieser Waare in alle Länder gehen, wo sie zwanzigmal mehr dafür bekommen als hier zur Stelle, wo man eine große Kiste voll Waare für 20 bis 30 Thlr. kauft. Stuhl- und Tischlerarbeit wird viel im Gebirge gemacht, und auch innerhalb Landes sehr weit vertrie-

ben, so weit sie auf der Elbe nur zu transportiren sind. Die Ober- und Niederlausitz ziehen von dieser Waare auch etwas, so sie in Dresden erhandeln. Mit Schindeln und Brettern wird auch etwas Handlung getrieben, aber sie ist nicht von Wichtigkeit, sondern dienet nur den Fuhrleuten zur Hinfracht, wo sie Ladungen zu holen haben, und diese nehmen sie auf ihre eigene Rechnung mit. Indessen wird viel Holz und Bretter nach Leipzig und Dresden geflößet, welches ein importanter Handel für das Gebirge ist. Noch eine Holzspielwerkfabrike haben wir im Gebirge, nämlich die in Grünhainchen, welche Kinderspiele, als Trommeln, Geigen und wie es Namen haben mag, verfertigt. Es ist ganz unglaublich, welche Menge von dieser Waare gemacht, und wie die Heidelberger Drechslerarbeit in alle Welt versandt wird. Diese Waare ist eine von den Gefährten der Drechslerwaare und bringet noch mehr Geld ins Land. Da die Handlung mit dieser Waare sehr durch barattiren getrieben wird, so ist sie auch noch einträglicher als jene. Und da sie vorzüglich zu den Spielzeuge der Kinder gehört, so wird sie auch noch in grösserer Menge verfertiget und vertrieben, so daß sie eine unglaubliche Einnahme für das Gebirge abgiebt. Der dritte Compagnion dieser Spielwerke ist die Arbeit im Zöblitzer Serpertinstein, aus welchem zwar nur nützliche Sachen gemacht werden; aber vieles von dieser Arbeit wird mit den Spielwerken zusammen feil getragen. Diese Arbeit beschäftiget auch eine große Menge Drechsler und bringet viel Geld ein, sie wird an die nämlichen Orte vertrieben wohin die Drechslerwaare gehet. Man

muß sich wundern, wie auch diese Waare um einen so geringen Preis gemacht werden, und ohne Bedrückung der Arbeitsleute, dafür geliefert und verkauft werden kann. An 300 Menschen können sich wohl mit dieser Arbeit beschäftigen, und den Fuhrleuten gewährt sie bessere Fracht als die Holzdrechslerwaare. Eisen, in Stangen, und gegossen, auch von den Nagelschmieden zu allerhand Art von Nägel verarbeitet, wird viel ausser dem Gebirge vertrieben. Besonders aber gehet die verzinnte und unverzinnte Blechwaare stark. Vorzüglich ist Hamburg der Markt wo sie hingeschaft wird, und von da wird sie weit und breit versandt, so daß sie aus allen Ländern Geld in das Land bringt. Es wird viel Eisen im Gebirge aufgebracht und verarbeitet, es könnte aber noch mehr damit gemacht werden, wenn nicht das Holz ein großer Stein des Anstoßes dabei wäre. Die Kostbarkeit des Holzes verhindert uns, daß wir nicht so vielen Nutzen aus unsern Eisensteinen ziehen: ja manche Eisensteinbrüche sind schon ganz wieder verfallen und vergessen, und mit den Hammerwerken geht es zum Theil nicht besser. Indessen wird es bei alle dem noch immer ein wichtiger Gegenstand des Handels im Gebirge bleiben. Zinn wird viel im Gebirge aus der Erde gefördert, aber an die vormaligen Zeiten kommt es nicht. Dieses Metall hat durch ächtes und unächtes Porcellain so viel von seinem Werth verlohren, daß man es auf der Tafel weit seltner zu sehen bekommt. Auch kann man aus der wenigen Betriebsamkeit, womit der Bergbau auf dieses Metall getrieben wird, schliessen, daß dieses Metall nicht mehr so sehr gesucht wird als ehemals. Indessen,

dessen, wenn gleich viele Zinngruben liegen bleiben, so wird doch noch vieles Zinn zu gute gemacht und der Handlung übergeben. Sind Eisen und Zinn nicht mehr so wichtige Gegenstände der Handlung, so sind Silber und Kupfer von desto grösserer Wichtigkeit für das Gebirge, besonders das Silber, von dessen Ausbeute ein so großer Theil im Gebirge bleibet. Wollten wir das von auswärts eingehende Zubußgeld gegen das, was an Ausbeute gesandt wird, rechnen, so glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir annehmen, die ganze Ausbeute bleibt dem Gebirge. Die Schmelzhütten gebrauchen zwar viel böhmisches Holz, wofür wir viel Geld dort hin bezahlen, aber auch von dieser Abgabe hoffen wir abzukommen, wenn die Einführung der Amalgamationsmethode bei uns wird nützlich befunden werden, wo wir es allenfals mit unsern selbst erbauten Holze werden bestreiten können. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir annehmen, daß das Gebirge eine Million an dem aus der Erde gebrachten Silber jährlich gewinnt. Dieser für ganz Sachsen so ersprießlicher und wichtiger Bergbau ist für das Gebirge um so viel edler und wichtiger zu schätzen, weil ohne die große Menge von Bergleuten, die von dem Verdienste des Bergbaues leben, noch eine viel grössere Menge von Menschen ihr Brod und Unterhalt dabei findet. Sie finden solches, theils an Fuhren, theils am Verkauf von Holz und Brettern; und welche Menge von Arbeit würden unsere Eisenhämmer verliehren, wenn nicht die Bergwerke eine solche große Menge davon gebrauchten. Die Bergwerke, diese Schatzkammer Sachsens, die Quelle,

welche in der Geld- und Handlungsbalance immer noch einen großen Ausschlag giebt, wird von unsern gütigen Churfürsten nicht verkannt, sondern auf alle nur mögliche Art von ihm unterstützet. Er läßt anjetzo auf seine Kosten den von Obersayde in den Großhartmannsdorfer Teich führenden alten Kunstgraben nicht allein erweitern, sondern auch von Obersayde aus noch einen neuen in die höhern Berge führen, wo er in Dörnthal wieder einen Teich bauen läßt, welchen Bau man mit Recht einen ganz vortreflichen, ja fürstlichen Bau nennen kann. Für das Gebirge ist dieser Bau eine wahre Wohlthat, weil, ohne auf den von selbigen gewiß zu hoffenden Nutzen zu sehen, eine große Anzahl armer Leute bei diesen schlechten Zeiten, Brod und Unterhalt dadurch finden, die es sonst aus Mangel des Geldes schwer oder doch sehr kümmerlich würden gefunden haben. Die kleine Schrift: **Der verkannte Werth des sächsischen Bergbaues,** welche in Leipzig bei Crusius 1781. heraus gekommen und nur 5 gr. kostet, verdient von jeden Sachsen gelesen und patriotisch erwogen zu werden. Der Verfasser hat sich den Hauptendzweck dabei vorgesetzt, einen jeden Einwohner Sachsens, er wohne in welchem Creise er wolle, zu beweisen, welchen Antheil auch die allerentferntesten Provinzen Sachsens am erzgebirgischen Bergbau zu nehmen Ursache haben, wenn sie auch gleich nicht an der Ausbeute Theil hätten. Es würde ihnen den größten Nutzen gebracht haben, und würde es in Zukunft noch seyn, wenn sie Gelder in den Bergbau verwendet hätten, oder noch darein wendeten; nicht um einen andern Himmelsfürsten, (wie auch doch wohl sein könnte) mit so großer Aus-

beute

beute zu wege zu bringen, sondern nur allein sich zum Hauptzweck vorzusetzen, durch ihre Zubussen Silber aus der Erde heraus schaffen zu lassen, das im Ganzen durch seine Circulation Handel und Wandel befördern, und dadurch auch ihnen großen Nutzen schaffen würde. Es ist wahr, daß in diesen Satz eine große Wahrheit liegt. Denn daß sich das aus der Erde gebrachte Silber dem ganzen Lande mittheilet, ist gewiß; ja auch ein großer Theil dieses Silbers wird an die andern Provinzen zum Unterhalt unserer Bergleute, für Getreide hingegeben; ja alles das, was zu diesen ihren Bedürfnissen gehört und wir nicht selbst haben, müssen wir ja von ihnen kaufen. Und wie würde es werden, wenn nicht diese beträchtliche Quelle, den Ausgang des vielen Geldes ausserhalb Landes wieder ersetzte? Würden die entlegenen Provinzen denn die Last einer stärkern Abgabe ertragen können, wozu nur das Gebirge einen so großen Theil mit beitragen kann? Doch wir kehren wieder zu unserm Gebirge zurück. Der Bergbau hat noch besonders viel Gutes für das Gebirge selbst, es wird dadurch immer mehreres Leben unter den Einwohnern desselben hervorgebracht. Es ist und bleibt auch noch eine feste Wahrheit, daß unsere Fabriken in Sachsen ohne den Bergbau nie den Grad der Vollkommenheit erlangt haben würden, den sie durch die Menge des jetzt circulirenden Geldes, das durch den Bergbau hervorgebracht und immer vermehrt worden, erlanget haben. Nicht zu gedenken, was eine solche Menge Menschen, in Ansehung ihrer Bedürfnisse, auf die Fabriken, von denen sie solche ziehen, für Einfluß haben müssen, so

haben sie noch ganz eigentlichen Bezug darauf, und es gereicht dem Bergbaue zum besondern Vorzug, daß die Weiber und Kinder der Bergleute, sich mit Wolle und Baumwollspinnen, mit Spitzenklöppeln und dergleichen Arbeiten, recht sehr um die Fabriken selbst verdient machen. Auch den Männern bleibt ausser ihren Schichten, noch viele Zeit übrig, die sie dem Ackerbau und andern nützlichen Arbeiten widmen, oder doch widmen könnten. Genug sei es also von uns gesagt, um zu beweisen, daß kein Gegenstand der Aufmersamkeit der Regierung so würdig seyn kann und seyn muß als der Bergbau. Die hannöversche Regierung hat mit großen Kosten den Georgstolln auf den Harz treiben lassen, das Werk war groß und königlich. Was verlohr der König dabei? Nichts! Er gab sein Geld an die Unterthanen, wo er gewiß ist, es in kurzer Zeit wieder zurück zu erhalten. Wie sollte bei uns, nicht mit bessern Erfolg eine solche Anleihe unsers gnädigen Herrn, gute Dienste leisten können? Sollte ein vom Fusse der Gebirge getriebener Stolln nicht so viele, wegen ihrer Teufe und Mangel der Aufschlagewasser nicht zu benutzenden Berggebäude, wieder herstellen? Sollte ein solches Werk, das vielleicht Millionen kosten würde, nicht solche wieder ersetzen? und dem Landesherrn und Lande Schätze dafür liefern die wir nicht kennen? Doch so großen Einfluß auch alle der Flor des Bergbaues über uns im Gebirge verbreitet, so sind alle diese Fragen für uns nicht zu beantworten, sondern bescheiden uns gerne, daß wir es nicht verstehen, sondern unser Fach die Feld- und Landwirthschaft ist, und alles dieses höhern und weisern

Ein-

Einsichten anheimstellen müssen. Zur Handlung liefern uns die Bergwerke noch die Menge Kupfer, die in großer Quantität in derselben Dienste thut. Theils wird es in Pfennigen und Hellern in der kleinen Handlung sehr nützlich, theils zieht das Gebirge auch Gelder dafür an sich. Die blaue Farbe bei Schneeberg und Zschopau und das Giftwerk bei Geyer, ist noch zurück von den Bergwerksprodukten, deren wir in der Handlung des Gebirges erwähnen müssen. Beides ist immer noch ein Gegenstand der auswärtigen Handlung für uns, und bringt manches schöne Geld ins Land. So sehr sich auch unsere Nachbarn beeifern, diesen Zweig der Handlung, besonders der blauen Farbe, wo nicht uns ganz zu entreissen, doch mit uns zu theilen: so behalten wir immer noch Nummern, die selbige nicht verfertigen können, die sie also von uns noch kaufen müssen. Aus unsern gebirgischen Produkten wird noch eine Menge Strumpfwürkerwaaren gemacht, mit welchen ein beträchtlicher Handel im Auslande getrieben wird, obgleich noch ein großer Theil unserer Wolle, nach dem benachbarten Königreiche Böhmen, theils zu Strumpfwürkerwaare, theils zu den geistlichen Zeugwaaren verkauft wird. Wir nehmen dagegen von daher wieder, schlechte zweischürigte Wolle, bei welchem Artikul sich die Aus- und Einfuhre, so viel das Gebirge davon verbraucht, wohl compensiren möchte. Die gebirgische Butter ist ein großer Theil unsers Produktenhandels, und wird selbige in großer Quantität nach Berlin und Dresden, auch etwas nach Leipzig verkauft, welcher Artikul eigentlich dem gebirgischen Landmanne die Steuern

und Abgaben bezahlen muß, und bei Mangel derselben, hat sie großen Einfluß auf die gebirgische Landwirthschaft. Die Handlung mit Fischen ist nicht die stärkste, und von keinen großen Werth, bringt aber doch Geld ins Gebirge, weil Forellen und Karpfen nach Dresden und zu Meßzeiten nach Leipzig verfahren werden. Dieser Artikul könnte stärker betrieben werden, aber wegen der reissenden Fluthen scheuen die mehrsten die insgemein an großen gebirgischen Teichen zu verwendenden Hauptreparaturkosten, und behelfen sich der Wässerung wegen mit den kleinen. Aus diesen Produkten, die wir Ihnen als gebirgische Produkte angezeiget haben, und zu welchen sich noch etwas Hafer gesellt, ziehen wir unser baares Geld. Aber unsere Fabriken haben noch Handlungszweige die für das Gebirge sehr einträglich sind, und bei welchen selbige fremdes Material verarbeiten, wohin vorzüglich die baumwollenen Waaren gerechnet werden müssen, für welche das Gebirge sehr vieles fremdes Geld erhält. Aus der Baumwolle werden Cattune, Piquees, Barchente und wie die Zeuge alle Namen haben mögen, verfertiget, diese baumwollene Waarenhandlung ist einer der wichtigsten Gegenstände. Auch die Strumpfwürker verfertigen aus der Baumwolle eine Menge Waaren, die besonders auf die Messe nach Leipzig, und vorzüglich nach Frankfurth an der Oder, von da aber nach Pohlen und Rußland vertrieben werden. Die aus der Baumwolle gefertigten Waaren, sind für das Gebirge von solcher Wichtigkeit, daß sie beinahe den dritten Theil desselben mit Arbeit und Verdienst beschäftigen. Rechnet man nur,

daß

daß eine Baumwollspinnerinn zwei Groschen und darüber täglich verdienen kann, so giebet dieses Spinnlohn schon dem Gebirge einen großen Zuwachs an auswärtigen Gelde. Rechnet man nun die übrigen Arbeiten, so trägt dieser Zweig große Geldsummen ein. Allein die Stadt Hamburg zahlt einen großen Theil davon für rohe Cattune, und bringt sie gedruckt wieder zurück auf die Leipziger Messe. Die Stadt Chemnitz ist in Ansehung der Handlung mit baumwollenen Waaren vorzüglich berühmt, und die Handlung mit selbiger hat manchen großen Hause daselbst ihre Reichthümer verschaft, so wie in dieser berühmten Fabrikstadt große Geschäfte damit gemacht werden. Ja von dem Marseille, der von dem Orte seiner Erfindung diesen Namen führt, oder sogenannten Piquee, geht von Chemnitz aus vieler nach dem Orte seiner Erfindung, nach Frankreich zurück. Es ist wahr, wir bezahlen für das Materiale oder für die Baumwolle auswärts vieles Geld, aber wir gewinnen an dessen Verarbeitung gewiß so viel, als in allen sächsischen Landen an baumwollene Waaren gebraucht wird, und bleiben besonders dem Lande, nach diesem Abzug noch große Zinnsen für die Auslage des Geldes übrig. Unser Gebirge aber macht vorzüglich großen Gewinn dabei, weil wir auch die Arbeitskosten und Provision von den andern Provinzen Sachsens, für das, was selbige von dieser Waare gebrauchen, ziehen. Wir wollen dadurch nicht sagen als wenn bei uns alleine Baumwolle verarbeitet würde. Nein! aber wir setzen nur das: wenn wir die Länder Sachsens alleine verlegten, so würde dieses der Profit für das Land seyn. Man

fieng vor einigen Jahren an, aus dem gebleichten Werg, Baumwolle nachzumachen, und die nämlichen Waaren daraus zu verfertigen. Besonders gaben sich einige viele Mühe, es mit der Wergwolle zur Vollkommenheit zu bringen, und verdienen daher von jeden Landwirth den wärmsten Dank. Aber es kam nicht zur völligen Erlangung des Endzwecks; es gab Gelegenheit, daß die Ausländer unsere Waaren nicht mehr für gut hielten, auch viele selbige aus dem Grunde, daß Wergwolle darunter sey, nicht mehr kaufen wollten, und die Chemnitzer öffentlich in den Zeitungen erklären mußten, sie würden ihre Waaren jederzeit ohne Zusatz fertigen lassen. So viel wir wissen, ist es auch jetzo mit diesen Versuchen aus, wenigstens muß es sich nicht mehr der Mühe verlohnen, obzwar es sehr zu wünschen gewesen wäre, daß diese Versuche hätten können zur Vollkommenheit gebracht werden. Halbseidene Waare wird sehr schön im Gebirge und besonders in Chemnitz verfertiget, und ihrer Schönheit und wohlfeilen Preises wegen sehr stark in der Handlung vertrieben. Ausser der Baumwolle, die als fremdes Materiale im Gebirge vertrieben wird, ist viele Wolle zu den wollenen Waaren, die im Gebirge verfertiget werden, ein für das Gebirge fremdes Materiale. Denn ganz und halbe Tuche, an Tüffel, Frieß, Moltong, Flanell, Zeuge und dergleichen, machen die gebirgischen Fabriken aus wenn gleich mehrentheils sächsischer doch für das Gebirge ausländischer Wolle. Auch ziehen sie einen großen Theil Wolle aus Böhmen: desgleichen die Strumpfwürker gebrauchen auch viele ausländische Wolle, so daß man den größten Theil von die-

sen Materiale, nämlich die Wolle, für das Gebirge als ausländisch betrachten kann. Auch wird viel wollnes Garn auswärts gekauft, und von den Leipziger Messen viele gesponnene Wolle mit in das Gebirge gebracht. Diesen allen ohngeachtet kann man mit füglicher Sicherheit diesen Manufakturenzweig, so wie der baumwollenen Waare, als den dritten Theil der gebirgischen Fabrikbeschäftigung ansehen, und denselben in der Handlung einen großen wichtigen Platz einräumen. Aus Seide wird viel Posamentirarbeit gemacht und viele Handlung mit dieser Waare getrieben, die eine große Menge Menschen beschäftiget, und die des wenigen Arbeitslohn wegen weit und breit verkauft wird. Es macht aber dieser Artikul wenig Leute reich, die mehrsten haben das liebe Brod nicht, besonders was in der Gegend zwischen Annaberg und Chemnitz sich damit beschäftiget. Mit Hüthen ist ein großer Verkehr nach den großen Städten, so wie mit Hasenfellen, Leder und dergleichen Artikuln auswärts, besonders nach Leipzig, Handlung getrieben wird. Aus allen diesen wird Ihnen die Wichtigkeit der gebirgischen Handlung einleuchten, und mit dieser der Werth, den eine solche Provinz wie das Erzgebirge, in den Augen des ganzen Landes haben muß. Wir wollen damit nicht sagen, daß die andern Provinzen Sachsens nicht eben so gut das Ihrige zum Wohl des Ganzen beitragen sollten, und besonders die Oberlausitz schaft vieles Geld ins Land, aber gegen alle entscheiden unsere Bergwerke und geben uns für allen das Uibergewicht. Die wollenen Waaren des Gebirges und der Oberlausitz werden sich ziemlich balanciren;

die baumwollene Waare wird sich mit der Leinewand der Laußnitz, gewiß in einen Wettstreit einlassen können, und dieses um so mehr, weil die Baumwolle auswärts, sie aber großen Theils ihr Materiale, den Flachs bei uns kaufen. Indessen wollten wir uns als Freunde unsers Vaterlandes freuen, wenn alle Provinzen Sachsens uns noch an Einnahme fremder Gelder übertreffen würden, und wenn wir es auch glaubten, daß wir in diesem Stücke Vorzüge hätten, so würden wir gerne zurücktreten. Zur Vollkommenheit verschiedener unserer Fabriken fehlt uns nichts, als Capitalisten die an selbige einen Theil ihres Vermögens wenden möchten, so wie viele von unsern Fabriken reiche Leute gemacht. Wir finden aber leider wenige die mit voller Hand sich diesen Geschäften widmen, die mehrsten suchen erst Reichthümer zu erwerben, andere haben genug zu thun sich den Lebensunterhalt damit zu verschaffen, und diesen letzten wird es bei jetzigen nahrlosen Zeiten sehr schwer, dieses zu bewerkstelligen, und die wenigsten werden daran denken können Uiberschüsse in der Handlung zu machen. Im Ganzen genommen sind die Einwohner des Gebirges, eine Nation, die vom Handlungsgeist beseelt wird, und die, um Brod zu gewinnen, mit den unbedeutensten Dingen Handlung zu treiben weis; eine Art Menschen, die aufgeklärt in ihrer Art zu denken, viele Höflichkeit in ihrer Facon mit Fremden umzugehen, für andern Einwohnern Sachsens voraus hat; sie ist zuvorkommend, ja wo sie was zu verdienen weis, zum Theil so geschmeidig und listig wie der abgerichteste Jude nur seyn kann. Wer mit den gebirgischen Einwohnern

und

und den gebirgischen Fabriken recht genau bekannt ist, der wird gestehen müssen, die Menge der verschiedenen Arten von Fabriken und Manufakturen die bei uns gefunden werden, zeugen von den muthigen und kraftvollen Geiste der Einwohner, besonders von der Thätigkeit derer Herren, die sich mit der Handlung und den Fabriken beschäftigen. Von dem einen Ende des Erzgebirges von Zwickau bis bald vor die Thore von Dresden, findet man überall Spuren der grösten Thätigkeit. Jedoch je näher an Dresden, je mehr nimmt selbige ab; der Landmann ist zu sehr mit der Versorgung der Residenz beschäftigt, er kann auf dem Markte mehr verdienen als beim Spinnrade oder der Spindel. Milch, Käse und Butter frisch zu Markte getragen, trägt den Weibern mehr ein, als sie an einen Strahn Garn gewinnen können, und überlassen gerne den entferntern Gegenden die Sorge, Fremde zu bedienen, und sich dafür von selbigen bezahlen zu lassen. Dafür suchen sie aus der Residenz so viel Geld wieder zu ziehen, als ihre Herrschaften den Winter durch darin verzehren. Je weiter man sich von Dresden entfernet und ins Gebirge kommt, je lebendiger wird es in Ansehung der Fabriken. In Freyberg sind die beiden lionischen Fabriken der Herren Warnatz und Thiele, welche viele hundert Menschen ernähren; in Oederan sind viele Tuchmacher, Leinweber und nebst andern Manufakturen die Fiedlerische Cattundruckerey. In der Gegend aber von Chemnitz und in der Stadt selbst, ist eigentlich der Platz wo man sagen kann, daß Leben und Thätigkeit in vollem Maase unter den Fabrikanten herrsche. Der gebirgische Ein-

wohner

wohner betreibt seine Geschäfte mit einer Art von Eifer, der fast unglaublich ist, er ist ganz Leben sobald etwas zu verdienen ist. Es sei genug, um Ihnen die Verbindung angezeigt zu haben, welche die Handlung des Gebirges mit der Landwirthschaft, und die Fabriken mit der Oekonomie zusammen hält, um daraus zu beurtheilen, welchen Einfluß die Handlung und das Commerce auf die Anbauung des eben nicht sonderlichen Erdbodens haben muß. Soldat wird der gebirgische Bauer ungerne, und sucht alle Mittel und Wege sich davon zu befreien, es ist ihm zu unterdrückend seiner Meinung nach, er sieht nichts als den Stock beim Soldatenstande. Ist er es aber einmal, so ist er es mit Leib und Seele, und man kann sich auf selbigen verlassen. So gerne der gebirgische Einwohner Geld verdient, so muß er aber mit einer Art von Ehre geschehen, und dann sparet er keinen Fleiß und Mühe, um solches, wenn es auch noch so wenig, zu erlangen. Wir wollen also hier abbrechen und sind ꝛc.

Sieben=

Siebender Brief.

Inhalt.

Vom gebirgischen Erdreich, dessen Fehlern und guten Eigenschaften in Ansehung des Feldbaues, wie erstere zu verbessern und letztere gut anzuwenden sind.

Mein Herr!

Aus vorhergehenden Brief werden Sie sehen, welche Wirkung eine solche thätige Nation, wie die Einwohner des Gebirges sind, auf unsern rohen Erdboden haben muß. Rechnen Sie dazu die Menge Menschen, und daß von diesen der größte Theil ansäßig, und doch gewiß etwas weniges vom Feldbau selbst hat, oder doch beim Bauern zur Miethe erhält: so werden Sie leicht berechnen können, was die Menge Fabriken für Einfluß auf die bessere Bestellung der Felder haben müssen, und was selbige in Ansehung des Absatzes zur Aufnahme des Feldbaues mit beitragen. Sie werden es von selbst einsehen, welchen Nutzen es haben muß, wenn jeder bei seiner Wohnung etwas weniges Feld hat, das hinreichet, etwas Erdäpfel, Kraut und Gras für eine Kuh hervorzubringen, und was dieses für eine gute Zubuße für den bei seiner Arbeit sitzenden Fabrikanten abgeben müsse. In manchen Gegenden, als um Annaberg, wird von solchen Fabrikanten ein Scheffel Land

Aussaat zu 80 bis 100 Thlr. bezahlt, und noch mit 2. 3. 4 bis 5 Thlr. jährlichen Erbzinns belegt, wo sie sodann sich ein Häusgen darauf bauen. Auf den Heidelberg, wo die Drechslerfabrike ist, wird von den Leuten der Scheffel Korn Land um 40 Thlr. bezahlt, und mit 2 Thlr. Erbzinns von der Herrschaft belegt. Auf diese Art ist ein großer Theil Ritterguthsfelder auf Erbzinnsen verkauft geworden. Das Dorf Heidelberg, worinnen vorzüglich die Drechslerarbeit gemacht wird, und daher auch Heidelberger Holzwaare genannt wird, liegt sehr zerstreuet und nimmt eine halbe Quadratmeile Raum ein. Hier hat mancher 20. 30 bis 40 Scheffel um sein Haus herum liegen, das mitten auf seinem Felde stehet; manche haben weniger Felder, ja wohl nur zu ein Scheffel Land dabei. Ein solches Stück Feld kann zu allen möglichen Ertrage gezwungen werden, weil die Nähe des Hauses und des Wirthes, solches als einen Garten bestellen lässet, denn die Thätigkeit und der Fleiß der Einwohner des Gebirges in der Landwirthschaft ist im Gebirge seit einigen Jahren, recht sichtbar. Bei Marienberg hat man einen alten wüsten Berg, den Galgenberg genannt, dessen mehrsten Bestandtheile Stein und Felsen waren, urbar gemacht, die Steine gesprengt, Mauern davon zur Haltung des Erdreichs aufgeführt und in einen schönen Berg zur Erbauung von Feldfrüchten verwandelt, so daß dieses Werk immer die Aufmerksamkeit des Oekonomen verdient. Wer diesen Ort für zehn Jahren gesehen, der wird darinnen einen Beweiß finden, was eine thätige und fleißige Nation auszurichten vermögend ist. Die Einwohner des

Gebir-

Gebirges sind zwar sehr für das alte Vorurtheil: **Der Vater und Großvater haben es so gemacht,** aber ihre Liebe zur Thätigkeit, und etwas zu erwerben, lehret sie solches leicht zu überwinden. Besonders wenn sie sehen es machts ein anderer so, und es gelingt ihm, so wird es selbigen gewiß nicht an Nachahmern fehlen. Aber wehe dem Versuch, wenn er nicht das erstemal allen Nutzen gewähret, den er sich davon versprochen, oder noch mehr eingebildet hat. Desto sicherer aber ist der Versuch in der Gunst zu bleiben, wenn er nur das erstemal gut einschlägt, und nur das erste Jahr großen Gewinnst abwirft. Daß unser gebirgisches Erdreich dankbar bei einer väterlichen Behandlung ist, dieses ist ausser allen Zweifel; aber es erfordert vielen Dünger, und man muß, nach der alten Bauerregel, viel düngen, wenn man essen will. Wir wollen dieses nicht behaupten, aber öfteres Düngen machet die besten Felder, und ersetzet den Feldern den Schaden, den reissende Stürme im Winter, und Wasserfluthen im Frühjahr und Sommer verursachen, gewiß am sichersten. Unser Erdreich das auf eine Grundlage Felsen oder wenigstens harten, steinigten Erdreiches, nur selten über eine halbe Elle Sandboden hat, bestehet mehrentheils aus einer steinigten, sandigten und mit vielen Eisentheilen geschwängerten Erde, die zuweilen auch Lehm oder Letten zum Grunde hat, welche letztere sehr selten gut wird. Ein sandiges Erdreich, das unten zur Grundlage Felsen hat, lässet sich leicht bearbeiten, die Feuchtigkeit leichte fahren, und hat viel Gutes; so wie es auf der andern Seite auch viel Böses mit sich führet, denn so wie sich die

Feuchtigkeiten durch dieses sandigte Erdreich in die Felsen ziehen, und sodann in den Thälern als Quellen wieder ausbrechen, so ziehet dieses Wasser eine Menge von der Düngfettigkeit mit sich in die Felsenklüfte, und gehet dadurch ein großer Theil der Fruchtbarkeit mit verlohren. Im nassen Jahr gehet also ein großer Theil der Fruchtbarkeit durch diesen Weg verlohren; auf welchen Umstand ein Wirth besonders Achtung zu geben hat, was für Schichten Erde er auf seinen Aeckern habe, und besonders, was selbigen zur Grundlage dienet. Ist aber dagegen der Jahrgang dürre und trocken, so brennet dieses Erdreich den erhaltenen Dünger so aus, daß seine öligten und fetten Theile verfliegen, und man im zweiten und dritten Jahre nichts mehr als verkohlten Dünger antrift. In beiden Fällen, die besonders der Aufmerksamkeit eines Wirthes würdig sind, ist das öftere Düngen für unser mehrstes Erdreich zuträglich, indem der Verlust bei der Dürre sowohl als bei der Nässe nicht so groß seyn kann, wenn nicht so vieler Dünger mit einemmale im Acker geworfen wird, sondern selbiger in kleinern Theilen erhält, was er hier mit einemmal bekommen. Dadurch wird der Verlust leichter ersetzet, der von Winden herrührt, denn insgemein liegt der Dünger in der Erde untergestürzt, wenn diese den dürren Dünger davon führen. Der frische Dünger giebt allemal bessere Erndten, und ertheilt dem Erdreich eine mehr bindende Festigkeit, die der auf eine Menge Jahre bestimmte, selbigen zu geben, ausser Stande ist. Die auf unsern Feldern liegenden Steine sind für unser Gebirge auch von großen Nutzen, und sind Zeugen der

Macht

Macht und Weisheit des, der sie geschaffen hat. Die mehrsten sind sehr klein bis zu der Größe einer Faust und noch grösser; hinter diesen Steinen findet der aufgehende Saame Schutz gegen Frost und Wind, und bei großer Hitze, die an den Bergen sehr brennend ist, wieder Schatten, und für seine Wurzeln Feuchtigkeit unter den Steineu. Auch findet das Erdreich bei starken Stürmen Anhaltung, daß selbige nicht alles gute wegführen können. So sehr angenehm selbige dem Landmanne aus diesen Ursachen seyn können, und auch es wirklich sind, (denn es ist ein Sprüchwort: **wer einen Stein vom Leinacker trägt, der trägt eine Hand voll Flachs mit weg,**) so unangenehm sind sie dem Wirthe beim Graswuchse. Hier muß er selbige sehr mühsam und sorgfältig ablesen oder ablesen lassen, weil wegen des sogenannten Unter- oder kleinen Grases, die Sensen beim Grashauen sehr tief geführet werden müssen, und selbige das kleinste Steingen mit fassen, und die Sensenschneide sogleich davon verdorben wird. Man sollte glauben, daß nach so vielen Ablesen der Steine solche endlich müßten alle werden, aber bei jedesmaligen Ackern finden sich immer wieder neue, die dadurch in die Höhe gebracht werden. Denn die Wässer und die Winde führen einen großen Theil der Erde fort, und machen dadurch den Stein so blos wieder, daß der Haken ihn wieder fasset, mit in die Höhe bringet, wodurch denn immer wieder neue zum Vorschein kommen. So gut es ist, diese abgelesenen Steine, in die Wege zu führen, um sie los zu werden, und die Wege damit trocken und fest zu machen, so giebet doch diese Art von

Wegebesserung den Reisenden, besonders den Damen, Gelegenheit, über die entsetzlichen Wege im Gebirge gerechte Klagen zu führen. Denn die mehrsten dieser Steine sind lockere Felsen und Sandsteine, die sich von dem Drucke der Wagen und Pferde, leichte zermalmen lassen. Unter den abgelesenen Steinen findet sich aber mancher, der solchen Stosse widerstehet, und nachhero den Reisenden zur großen Last fällt. Indessen ist diese Wegebesserung sehr gut, und wenn nur immer Erde und klarer Schutt darauf gefahren würde, so könnte dieses den Beschwerden der Reisenden hinlänglich abhelfen. Von den ganz großen Steinen werden Mauern und Häuser gebauet, und leisten aus diesem Grunde große Dienste. In den Wiesen liegt an den mehrsten Orten eine starke Lage Lehm, die das Wasser nicht weiter durchlässet, sondern zum Austreten an das Tagelicht zwingt. In vielen Wiesen des Gebirges findet man Torf, der vor alten Zeiten viel gestochen und verbrannt worden, seitdem aber alles zu Holz verwachsen, ist er nicht mehr geachtet worden, und so stark alles über Holzmangel schreiet, so zweifeln wir doch, daß derselbe so leichte sollte wieder hervorgesucht werden. Das Erdreich auf den Rittergüthern ist vorzüglich besser als bei den Bauern, weil selbige stets eine einmal festgesetzte Ordnung beibehalten, und dazu eine immer gleiche starke Düngung ihren Feldern angedeihen lassen, wodurch denn diese sehr verbessert worden sind. Auf den Feldern der Städter findet man auch noch besseres Erdreich; denn vermöge der in selbigen befindlichen Nahrung des Bierbrauens und Branteweinbrennens, des Schlachtens,

tens, des Gerbens, der Gasthöfe, wird eine Menge Dünger fertig, die den Bauern mangelt, die sich mit ihrer Düngung nach ihren Viehbestand richten, der zuweilen so schwach ist, daß sie fast gar nichts, zu einer andern Zeit aber wieder desto mehr düngen. Zu einer Zeit nehmen sie viele Früchte aus ihren Dünger, und sehr selten nur wenig. Viele geben zu einen Scheffel Dresdner Maas Kornland nur 14 Fuder Dünger, und nehmen aus selbigen 10 Saaten, daher denn die Bauerfelder mehrentheils, weil sie schlecht behandelt werden, ausgesogen und schlechtes Erdreich sind. Aus diesen allen erhellet, daß unser Erdreich die stärkste Verbesserung anzunehmen fähig ist, wenn sie selbigen nur gegeben wird. Ja es ist zum hohen Ertrag zu bringen, wenn es richtig behandelt wird, und hiezu ist nichts so nöthig, als oft wiederholtes Düngen, wovon die immerwährenden Krautgärten den Beweiß abgeben, die bei einer alljährlichen schwachen Düngung, das herrlichste und über alle massen schönes Erdreich erlanget haben. Schon diejenigen Felder, die nahe an den Höfen liegen, und die gewiß ofte gedünget worden, haben dadurch das beste Erdreich erhalten, so alles Getreide, es sei Weizen, Korn, Gerste oder was man darauf erbauen will, zu tragen im Stande ist. Dieses alles ist der sicherste Beweiß, und sogar die Flugsandländer beweisen es, daß, wenn selbige ofte gedünget werden, alsdann der Sand zum Stehen kommt. Man schliesse also, daß wenn das gebirgische Erdreich öfterer gedünget werden könnte, und der gebirgische Bauer mehrern Bedacht auf Mittel, das Erdreich zu verbessern, nähme, so würde dieses alles liefern,

was von ihm gefordert würde. Denn überhaupt genommen, ist gut und fett gemachter Sand, eine Erde die vorzügliche Dienste in allem Betracht leistet, ja bei der Zusammensetzung der Blumen- und Gartenerde, ist ja wenigstens der vierte Theil reiner Sand Zusatz; ferner die Häusler und neu angebauten Wirthe beweisen es, welcher großen Verbesserung unser gebirgisches Erdreich fähig ist, diese bereiten aus dem wildesten Steinfelsen die schönste fruchtbarste Flur Land. Aber nur im Großen erfordert die Sache mehr Zeit und große Summen, und wir können von großen Wirthschaften es nicht, wie der verstorbene Herr Geheimde Rath **Schubarth von Kleefeld** es haben wollte, verlangen, daß jeder Bauer sein großes Guth gleich in dem Stande, wie diese um ihr Haus herum liegende Gärten, setzen sollte; aber etwas könnte doch mehr von denselben gethan werden, als geschiehet, und von vielen könnte auch Geld dazu verlangt werden, aber wir wollen nur die uns an der Hand liegenden Mittel annehmen, z. B. Verbesserung der Wiesen, etwas weniges von Kleebau, ein paar Jahre kein Vieh zu verkaufen. Dieses wären zwar langsame aber wirksame Mittel, den Erdboden in bessere Umstände zu setzen. Aber, wird mancher fragen, woher sollen wir denn Geld nehmen, auch nur zu diesen kleinen Ausgaben? wir haben kein Geld, keinen Credit! Steuern und Gaben, und Brod müssen ohne alle Widerrede geschaft seyn, und woher soll denn dieses genommen werden? Hier können wir nichts antworten, als die allgemeine Regel: Es muß genommen werden wo es ist, übrigens mag es fehlen wo es will. Bei schlechten

nahr=

nahr- und creditlosen Zeiten, ist weiter kein Rath, als allen Neuerungen bis zu bessern Zeiten zu entsagen, sie mögen so große Vortheile bringen, als sie immer wollen; da ist kein besserer Rath als: Der alten eingeführten Gewohnheit nachzugehen, und den möglichsten Nutzen aus der alten hergebrachten Gewohnheit und Wirthschaft zu ziehen. Da nun das Erdreich bei allen ökonomischen Unternehmungen vorzüglich in Betracht gezogen werden muß, so haben wir uns um so viel länger bei selbigen aufgehalten, um auf diesen gelegten Grunde zu bauen, und um genau bestimmen zu können, was wir Ihnen aus der Erfahrung fernerhin sagen wollen. Dieses unser Erdreich ist dem gebirgischen Clima so angemessen, wie möglich. Wenn der Schnee und das Winterwasser späte sich verliehren, so ziehet das Wasser in Zeit von 24 Stunden durch die sandigte Erde in die Felsenklüfte, und wenn man einen solchen Acker vor Uiberschwemmungen in Sicherheit setzet, so kann man ohne alle Gefahr Korn in solches Erdreich säen, von dem man gewiß das schönste Getreide erbauen wird. Wie späte würden wir nicht zur Saatzeit kommen, wenn unsere Felder so schwer trocken würden, wie um Leipzig herum. Ist einmal Frost und Schnee von unsern Feldern, so sind selbige auch gleich trocken, und wir können unsere Saat besorgen. Die mehrste Zeit giebt vierzehn Tage frühere Saat vier, fünf ja wohl sechs Wochen frühere Erndte. Unser Erdreich, mit Teichschlamm gedünget, giebt schönes, verbessertes und gut zugerichtetes Erdreich, und man kann mit aller Sicherheit in einen mit Teichschlamm gedüngten Acker Lein-

saamen säen, wenn er vorhero eine Saat getragen, wozu Kraut und Erdäpfel die besten Früchte sind; weil durch selbigen der Teichschlamm am besten mit der andern Erde vermischt wird. Nur muß ein solcher Acker vor dem Winter vorgerichtet, und schon geegget seyn, damit er hinlängliche Festigkeit Flachs zu tragen erhalte. Jemehr man sich mit der Untersuchung der Mittel zur Verbesserung unsers Erdreichs abgiebt, jemehr findet man, daß nichts leichter ist als dieses. Aber will man dem Landmann und Bauer dazu rathen und anführen, so treten eine Menge Hinderniße in den Weg, die fast ganz unübersteiglich sind, und ihren Grund in den vielen schweren Landes- und Herrschaftlichen Abgaben haben, welche nicht gemindert werden können, und zu allen Zeiten beigetrieben werden, sie mögen dem Geber so viel Unglück zuziehen als sie wollen, und wenn sie nicht erlegt werden eine noch grössere Abgabe nach sich ziehen, nämlich Executionsgebühren. So lange also diese nicht gemindert werden können oder kein Creditsystem möglich gemacht wird, wo der arme Landmann seine Zuflucht hin nehmen kann, so lange sind wenige Fortschritte zur Verbesserung möglich. Mit deren Wunsch wir sind ꝛc.

Achter Brief.

Inhalt.

Vom Halten und Aufziehen aller Arten vom Vieh, vom Rindvieh, Pferden, Schweinen, Federvieh, Ziegen und Schaafen.

Mein Herr!

Unser Viehbestand ist in allen Fällen auch nicht dasjenige, so sich bei diesen schlechten Zeiten verbessert hat. Da in den letzten drei Jahren immer Mangel an Schlachtvieh geherrschet hat, so ist manche gute und schöne Kuh dem Fleischhauer übergeben worden, theils um baares Geld zu erlangen, theils, weil zum Futterkaufen das Geld mangelte, so daß viele Bauern anjetzo nur halb so viel Kühe haben, wie sie vor Zeiten gehabt. Welch ein unersetzlicher Verlust für das ganze Land nur allein an den Dünger; ja aus den mittelmäßigen Reichen haben viele Vieh aus Mangel des Futters abgeschaft. Ein Halbhüfner, der sonsten noch in guten Umständen ist, der vormalen 2 Pferde, 2 Ochsen, 15 Kühe, 3 jährige und 3 Absatzkälber hatte, dessen Bestand ist anjetzo nur 10 Kühe; und hat also, wenn ich jede Kuh zu 5 Thlr. nur rechne, 25 Thlr. jährlich verlohren. Aus diesen allein können Sie sich einen Begriff machen, wie sehr das Gebirge in den letzten drei Jahren gelitten haben müsse, und dieses sind alles Folgen vom

Mangel des Credits. Ja es giebt Bauern die wohl nur 1 Kuh noch haben, und in den Städten findet man viele Bürger, die anjetzo gar keine Kuh mehr haben. Welche Zinnsen hätten diese Menschen nicht bezahlen können, wenn sie ihr Vieh behalten hätten. Die Nutzung von dem Vieh ist auch in diesen Jahren nicht so gewesen, als wie man wünschen möchte. Das Gras hat die Jahre 1785 und 1786. nicht die Dienste gethan, die wir von ihm gewohnet; die Mehlthaue, Fröste, kalte Regen, waren alles Umstände die der Fettigkeit des Grases nachtheilig waren. Die Folge hievon war, daß der arme Landmann, der sonsten seine Steuern und Abgaben, von dem aus der Butter gelöseten Gelde besorgt, zu diesem Ende nun borgen oder schuldig bleiben mußte. Wie leichte mußte es nun also diesen armen Leuten nicht werden, ein oder mehrere Kühe zu verkaufen, von welchen sie nicht den Nutzen hatten, den sie sonsten von ihren Vieh gewohnt gewesen. Das gebirgische Rindvieh ist nicht groß, sondern vom Mittelschlage, es ist zur Mastung sehr gut, und hält sich bei schlechter Weide immer bei Leibe, es erträget den Futtermangel im Winter besser, als die großen ausländischen Kühe; und da, wie bekannt, in den mehrsten Landwirthschaften, wo noch so viel Futter erbauet worden, insgemein verabsäumet wird, zur rechten Zeit gute Eintheilung zu machen, so pfleget der Futtermangel sich auch bei vielen einzufinden, und diesen ohne großen Nachtheil zu ertragen, ist eine Mittelgattung Kühe so wie sie im Gebirge gezogen und gehalten wird, die beste. Auch findet sich, daß eine Schweizerkuh, die gleiches Futter mit der gebirgischen

bekommt, immer in der Milch gegen die gebirgische verliehrt. Die Einrichtung, daß $\frac{2}{7}$ junges Vieh gegen $\frac{5}{7}$ Kühe gehalten werden, oder wie es anjetzo bestehet $\frac{3}{8}$ gegen $\frac{5}{8}$ haben Sie aus dem vorhergehenden gesehen. Unserer Meinung nach bringt die Zucht des jungen Viehes einem Landwirth nicht den Vortheil den sie sich davon gedenken. Aber es ist den Bauern doch einmal so vom Vater und Großvater übergeben, und er glaubt, so wie fast alle Oekonomen, sich wohl dabei zu befinden, wenn er ein oder mehrere Kühe oder Kalben verkaufen kann. Ob aber eine Kuh, die mit dem Futter, das solches junges Vieh frist, ernährt werden kann, und mehr als ein verkauftes junges Stück Vieh einbringe? dieses ist auffer der Berechnung der mehrsten. Um also diesen wichtigen Punkt der Landwirthschaft deutlicher aus einander zu setzen, haben wir zu Ihrem Gebrauch folgende auf Erfahrung gegründete Rechnung entworfen, welche von den Bauerwirthschaften richtig gefunden worden.

I.

Berechnung, was eine junge dreijährige Kuh, die zum erstenmal das Kalb haben soll, durch ihre Aufziehung für Kosten gemacht.

1) Ein Kalb so vier Wochen gesogen, bezahlt der Fleischer mit = = 3 Thlr. — gr.

NB. Es müßte schlecht gehalten werden, sonsten wird es in vier Wochen mehr Milch gebrauchen als der Werth von 3 Thlr. ist.

2) Vier

2) Vier Wochen lang nur die halbe Milch 1 Thlr. 12 gr.
dazu ¼ Schfl. Mehl à Schfl. 1 Thlr. = = 6 gr.

3) Vier Wochen lang den 4ten Theil Milch = = 18 =
dazu ¼ Schfl. Mehl, à Schfl. 1 Thlr. = = 6 =
und 1 Ctr. rechtes gutes Heu = = = 12 =

4) Von Junii bis in September macht der Bauer eine kleine Einzäunung, wo es weiden kann, muß aber doch haben
1 Schfl. Mehl, à 1 Thlr. = 1 = = =
4 Ctr. rechtes gutes Heu, à 12 gr. 2 = = =

5) Von October bis in den May sind die acht Wintermonate, wo das Kalb alle Tage 8 ℔. Heu haben muß, wenn etwas daraus werden soll, macht 16 Cntr.
à 12 gr. = = 8 = = =

6) Fünf Monate hat es nun die allgemeine Weide und braucht für Anfangs Novembers nichts.

7) Den Winter durch 7 Ctr. Heu, à 12 gr. 3 = 12 =
3 ½ ßo. Stroh, à 1 Thlr. 8 gr. 4 = 16 =

8) Fünf Monate Weide.

9) Den Winter durch, weil die Kalbe nun tragend ist, muß selbige besser gefüttert werden, und bekommt 16 Ctr. Heu,
à 12 gr. = = 8 = = =
3 ½ ßo. Stroh, à 1 Thlr. 8 gr. 4 = 16 =

betragen die Kosten einer dreijährigen Kuh
bei ihrer Aufziehung = 38 Thlr. 2 gr.

Diese dreijährige Kalbe wird nun, wenn das Kalb darunter stehet, auf den äußersten Preis mit dem Kalbe verkauft für 13 Thlr. = =

Ist die Einbuße = 25 Thlr. 2 gr.

Wollte

Transport 25 Thlr. 2 gr.

Wollte man nun recht elend füttern und Num. 7 und 9. das ganze Heu den Kalben abziehen, betrüge 23 Ctr. à 12 gr. 11 Thlr. 12 gr.

bliebe die Einbuße doch 13 Thlr. 14 gr.
welches der Einkaufspreis von zwei Kalben betrüge.

2.

Berechnung, was eine zweijährige Kalbe die das Kalb haben soll, kostet.

Num. 1. 2. 3. 4 und 5. bleiben und betragen 17 Thlr. 6 gr.
Num. 6 und 7. fallen aus.
Num. 8 und 9. bleiben und betragen 12 Thlr. 16 gr.

Betragen die Kosten einer zweijährigen Kuh bei ihrer Aufziehung = 29 Thlr. 22 gr.

Diese zweijährige Kalbe wird nun, wenn das Kalb darunter stehet, auf den äußersten Preis mit dem Kalbe verkauft à 11 Thlr. = =

Ist die Einbuße = 18 Thlr. 22 gr.

Wollte man diese gleichfals schlecht füttern, wo sodann wenig daraus werden würde, und wollte das Heu Num. 9. abziehen, betrüge 16 Ctr. à 12 gr. = 8 Thlr. = =

Bliebe die Einbuße doch = 10 Thlr. 22 gr.
welches den Einkaufspreis von zwei Kalben betrüge.

Hier wünschten wir aber doch, daß Landwirthe lieber die sechs Thaler bei einer dreijährigen Kalbe mehr trügen, und sich dadurch gutes Vieh erzögen, als, daß sie sich solche Krüppel erziehen. Nun wollen wir eine mit oben angeführten

führten Futter versorgte Kuh annehmen, die wird doch Ertrag geben alljährlich

20 Wochen auf der Weide, à Woche 1 Kanne Butter, à 6 gr. = =	5 Thlr.
an schlechte Milch alle Woche auch 6 gr.	5 Thlr.
beim Stallfutter wollen wir von beiden die Hälfte rechnen, sind =	5 Thlr.
vor das Kalb = =	1 Thlr.
ist die Einnahme jährlich bei Stroh	16 Thlr.
Ist der ganze Betrag in drei Jahren	48 Thlr.
und der dreijährigen Kalbe =	13 Thlr.
verliehrt eine dreijährige Kalbe gegen einer Kuh	25 Thlr.

rechnen wir nun, daß eine gute Kuh die ersten zwei Jahre gegen einer jungen in Ertrag gewinnet, so wird auch dieser Abzug der 13 Thlr. sich noch compensiren und eine Kuh ihren ganzen Ertrag voraus haben.

Nimmt man nun die Einnahme von einer Kuh zwei Jahre, à 16 Thlr. macht	32 Thlr.
und der zweijährigen Kuh, à	11 Thlr.
verliehrt eine zweijährige Kalbe gegen einer Kuh = = =	21 Thlr.

Welch ein großer Verlust ist also bei der Aufziehung des jungen Viehes; und rechnet man nun, daß eine Kuh 6 Fuder Dünger liefert, beträgt in 3 Jahren 18 Fuder, dagegen 1 Kalb das erste Jahr 1 Fuder, das zweite Jahr 3 Fuder, und das dritte Jahr 5 Fuder, in Summa 9 Fuder, wäre also der Verlust an Dünger ein halber Scheffel Kornland, oder nur das Fuder à 14 gr. 5 Thr. 6. gr. Die 5 Fuder vom ersten Jahre fehlender

lender Dünger, gäbe, wenn Lucerner darein gesäet würde, allein für eine Kuh hinlängliches Futter. Wir wollen unsere Berechnung nicht übertreiben; wollten wir aber selbige nach der Angabe der Preisschriften über diesen Artikul fertigen, so müßte eine Kuh fünffache Nutzung vor einer jungen Kuh liefern. Sichtbarer Schaden ist bei der Aufziehung des jungen Viehes. Wir gestehen es recht gerne, daß es sehr angenehm ist, eine große und schöne Art Vieh zu haben; wir gestehen noch mehr, daß eine rechte Melkkuh mehr werth ist, als zwei schlechte. Aber durch diese Einräumung ist der Beweiß noch stärker, daß eine gute Melkkuh besser ist, als ein Stück junges Vieh. Aber, wird mancher fragen, wie, wenn ich bei meinen Vieheinkauf betrogen werde? Dieses zu verhüten ist leicht. Wir kaufen keine Kuh, wo wir nicht die Auswahl haben, und so lange wird uns diese nicht fehlen, als noch junges Vieh aufgezogen wird. Auch beim Einkauf bedienen wir uns mit Sicherheit der p. 44. und 45 der Erfahrungen ersten Theils angeführten Methode, und befinden uns noch wohl dabei. So lange also noch Nationalvieh oder aber fremdes Vieh, für den nämlichen Preis, als junges selbst erzogenes Vieh kostet, zu haben ist, rathen wir einem jeden Wirth, kein junges Vieh zu haben. Die den Bauern so eigne Berechnung: Es kostet mir nichts; ich ziehe es mit heran, ist ganz und gar nicht der Untersuchung werth, weil selbige von zu weniger Einsicht in der Wirthschaft zeuget.

Wir kommen nun zu einer andern Art Thiere. Das Gebirge hat sich auch bei zunehmenden Wohlstan-

de

de auf die **Pferdezucht** gelegt, und zum Theil einen guten Schlag tüchtiger Landpferde gezogen. Leider aber hat man dabei die sehr üble Gewohnheit, selbige mit einem höchstens anderthalben Jahr Alter einzuspannen. Leicht werden Sie sich einen Begriff machen, wie sehr der Wuchs von diesen jungen Thieren gehindert wird, und daß fast alle schiefe und wackelnde Hinterfüsse haben. Zum Theil fallen die Füllen selbst im Gebirge, von alten abgesetzten, oder aber garstigen Beschälern; zum Theil werden sie aus Böhmen; zum Theil aber auch aus dem Meißnischen und Churkreise zu uns gebracht. Um Ihnen einen Begriff von den Vortheilen, so eine solche Pferdezucht gewährt, zu machen, so belieben Sie zu berechnen, daß man ein solches Pferd, wenn es drei bis vier Jahr alt und völlig ausgewachsen, um 25 bis 30 Thlr. kaufen kann. Zwar geben die in allen Dörfern bestehenden Communweiden noch Gelegenheit junge Pferde darauf weiden zu lassen, aber die Weidezeit ist zu kurz, und die Winterfütterung hält zu lange an, daß man sich nicht großen Nutzen mit der Pferdezucht schaffen kann. Mancher Bauer muß zu seinen Pferden noch eigene Einzäunungen machen, wenn er selbige will weiden lassen, wo keine Communweiden sind. Wir wollen doch manchem Wirth zur Pferdezucht eine Berechnung vorlegen.

Ein Pferd aufzuziehen kostet:

1) Er kaufe es oder es falle von seinen eigenen Mutterpferde, so kostet ihm auf alle Fälle das Füllen, wenn es ein viertel Jahr, = = 5 Thlr. = gr.

2) Von

	Transport	5 Thlr.	gr.
2) Von Junii bis in September geht es auf der Weide, muß aber Zuschuß haben alle Monate ½ Scheffel Hafer, macht 2 Schfl. à 16 gr.		1	8 gr.
3) 36 Winterwochen, à Woche ¼ Schfl. Hafer, macht 9 Schfl. à 16 gr.		6	
12 Ctr. Heu, à 12 gr.		6	
1 Schock Schüttenstroh, à		2	8
4) Die Sommermonate Weide.			
5) Wie Num. 3.		14	8
6) Die Sommermonate Weide.			
7) Wie Num. 3.		14	8
Kostet ein dreijähriges Pferd		49 Thlr.	8 gr.
Kann es kaufen à		30 Thlr.	
ist zwar Verlust		19 Thlr.	8 gr.

er gewinnet aber an einem geschonten Pferde, so drei Jahre nicht angespannt worden, die Summe reichlich; indessen ist es nur ein Stück und kann einer den Schaden nicht so genau rechnen, wenn er auch etwas dabei einbüssete. Aber im Ganzen genommen halten wir Pferde für die Bauern schädlich, wenn sie selbige zur Feldwirthschaft allein halten. Hat ein Bauer aber Gelegenheit Fuhren über Land zu machen, so ist die Sache anders. Auch wo mehrere Züge als ein Geschirr gehalten werden, und man Pferde und Ochsen zugleich halten kann, da sind selbige auch gut. Aber wo nur zwei Stück zur Hausarbeit gehalten werden, da ist Pferdehalten schädlich; denn erstlich ist die Unterhaltung der Pferde viel kostbarer als der Ochsen ihre, und zweitens

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

verliehren die Pferde immer an ihrem Werth, je älter sie werden, die Ochsen hingegen gewinnen dabei. Es ist wahr: Pferde arbeiten mehr und geschwinder, sind aber nicht bei allen Arbeiten, (besonders wo es viele sogenannte Haftsteine giebt, wo der Grund zu fest ist, daß das Ackerzeug nicht hinein fassen will, und wo viele und starke Wurzeln in der Erde sind,) zu gebrauchen, wenigstens werden sie alsdann mit Schaden gebraucht. Die Arbeiten der Ochsen sind langsamer aber viel sicherer und zuverläßiger; denn wo man steinigte und harte Felder mit raschen Pferden nicht regieren kann, werden Ochsen gewiß gute Dienste leisten. Wo aber Ochsen und Pferde zusammen können gehalten werden, da ist es ein großer Nutzen für die Wirthschaft, weil die Pferde bald noch einmal so viel arbeiten als die Ochsen. Ein guter Wirth, der Ochsen hält, kann selbige in den Wintermonaten fett machen, sie verkaufen und Geld daraus lösen; die Pferde aber werden älter, verliehren immer an ihrem Werth. Wir rathen also jedem Bauer von der Sucht Pferde zu halten, abzustehen, und seinen eigenen Vortheil besser zu beherzigen.

Schweinezucht ist im Gebirge wenig oder fast gar keine. Die Bauern und Müller kaufen theils junge, theils ausgewachsene Schweine, entweder aus Böhmen oder aus dem meißnischen Creise, wo selbige von Schweinetreibern aufgekauft und im ganzen Gebirge feil getrieben werden. Diese machen sie groß und fett und verkaufen sie dann an die Fleischer; wenige werden geschlachtet. Daß wir bei diesen Handel noch gewinnen,

winnen, ist wahrscheinlich, weil so viele kleine Schweine groß gemacht und verkauft werden. Denn sehr wenige von diesen Thieren werden fürs Haus geschlacht, denn die mehrsten kaufen ihr Fleisch vom Fleischer; aber diese kaufen ohngefehr drei Theile, und ein Theil gehet nach Dresden. Rechnet man nun, daß ein kleines Schwein für 16 gr. gekauft, und für 8 Thlr. verkauft wird, so bleiben 11 Theile zum Gewinn, und hievon ein Viertel nach Dresden, so würden doch 2 Thlr. mit 16 gr. gewonnen. Auf Güthern, wo Brauerei und Brantewein-brennen statt hat, da würde eine Schweinezucht, die ihre jungen Schweine reissend für 16 gr. das Stück verkaufen könnte, großen Nutzen bringen, und besonders, wenn bei einer solchen Einrichtung auf eine gute Art Schweine gesehen würde, welche von guten Bau und Wuchs wären.

Vom Federvieh hält der Bauer nichts, als etwas an Hüner und Gänsen, letztere sind eine schlechte und kleine Art, die nicht viel Pfunde liefert. Enten findet man hin und wieder, aber wenige Truthüner, und Hähne werden uns aus Böhmen zugeführt. Uiberhaupt würde der gebirgische Bauer auch die Hüner nicht halten, wenn er es der Eyer wegen nicht thun müßte, denn der Schade, den selbige in den Grasgärten und dem benachbarten Getreide thun, ist sehr groß.

Ziegen ist eine Art Hausthiere, die man in allen Wirthschaften findet, und hat jeder Bauer zwei, drei auch mehrere. Da die Hölzer der Bauergüther mehrentheils am Ende derselben befindlich sind, und jeder Bauer seine Trift auf seinen Guthe alleine hat, so kön-

nen sie in den Hölzern keinen Schaden thun; und da viele Wirthe von den Ziegen eine vortrefliche Art Käse verfertigen, so theils von Ziegenmilch alleine, theils mit Zusatz von guter Kuhmilch gemacht werden, so giebet es Gelegenheit, Geld von auswärts dafür ins Gebirge zu ziehen; sie werden stark nach Dresden geschickt. Wir würden dieser Art Thieren gern vergeben, daß sie eine große Menge schönes Futter verwüsten, und ihrer vielen Milch wegen, selbige zu denen Arten von Thieren rechnen, die sehr nützlich seyn könnten; aber da muß ein Wirth auf eine rechte gute Art Ziegen halten. Denn leider! geben die mehrsten wenige Milch, und verderben doch so vieles und schönes Futter mit den Füssen. Denn wenn wir eine von sechsen annehmen die viele Milch giebt, so ist es viel, und bleiben die übrigen in allen Fällen genommen, schlechte Thiere für einen Wirth. Denn wir verlangen von einem Wirth, daß er richtig beurtheile, ob jedes Thier das Futter, so es genieſſet, hinlänglich bezahlt, oder aber, ob ein anderes Thier, das man mit dem nämlichen Futter ernährte, solches nicht besser bezahlen würde. Wenn ein Wirth dieses richtig beurtheilt, so halten wir selbigen für einen guten Wirth; wenn er aber sagt: Diese Sache ist vortheilhaft, und könnte eine andere Sache damit ausrichten, die ihm noch mehr einbrachte, so halten wir selbigen nie für einen denkenden Wirth.

Schaafe halten die Herrschaften in großen Schäfereien, und sind, laut Vergleichen den Bauern nur Küchenschaafe zugestanden, wovon aber auch noch die wenigsten

nigsten Gebrauch machen, und findet man selbige bei den Bauern sehr wenig. Zu einer andern Zeit wollen wir selbige genauer vornehmen. Dieses sind also diejenigen Thiere, von denen wir Ihnen so eben Nachricht geben, die in die gebirgische Wirthschaft solchen großen Einfluß haben, und von welchen das Wohl aller Wirthschaften abhängt. Vieh ohne Futter ist eine üble Sache in der Wirthschaft, aber Futter ohne Vieh ist eine ganz ohne alle massen unglückliche Sache, und in dieser ganz unglücklichen Lage befindet sich das Gebirge. Vieles Futter und manche haben gar kein Vieh dazu, oder doch viele nur sehr wenig. Ein Wirth dem an seinen Fortkommen gelegen, verkaufe alles, Hemd und Rock, ehe er sich entschliesset eine Kuh zu verkaufen; denn der Ersatz von Hemde und Rock kann ihm die Kuh in einen Jahre geben, aber Rock und Hemde giebt ihm nie eine Kuh wieder. Womit wir sind ꝛc.

Neunter Brief.

Inhalt.

Von der Eintheilung der Aecker; besondere Vorsicht, die man dabei gebrauchen muß. Von der Vorrichtung der Aecker. Von den Eigenschaften des Saamens. Von den Schaden den neue Einrichtungen anrichten, und von der Behutsamkeit so man dabei anwenden müsse.

Mein Herr!

Die Bestellung der Aecker muß jedem thätigen und denkenden Wirthe die äuserst wichtigste Angelegenheit seyn. Wir selbst haben diesen festen aber auch wankenden Grund der ganzen Feldwirthschaft genau untersuchet. Wir haben bei andern Achtung auf die Bestellung der Aecker gegeben, und deren Folgen genau beobachtet, ja wir haben selbst alle mögliche Versuche gemacht und auch machen lassen. Zu der Bestellung muß vorhero eine gute Eintheilung gemacht werden. Zu der Eintheilung unserer Wirthschaft rechnen wir das Verhältniß der Wiesen, Lehden und Heufelder; zu unsern Viehbestand wieder den zu machenden Dünger zu unsern Körnerbau, oder das richtige Maas der Fütterung und Düngung gegen die Aussaat. Aus dieser richtigen Eintheilung und dem bestimmten Verhältnisse entstehet nun endlich die nothwendige gute Vorrichtung

tung der Felder, um daß selbige nach genungsam erhaltenen Dünger, nicht allein den Dünger so sie erhalten, selbst bezahlen, sondern auch alle an dieselben gewandten Kosten nebst Zinnsen von dem Einkaufscapital richtig wieder abtragen. Der Dünger also bestimmt die Eintheilung der Felder. Unser verstorbene Freund, der Besitzer des Freiguthes, von dem wir die Wirthschaft im ersten Theile angeführt, hatte den Grundsatz: starke Düngung gäbe starke Kosten und wenige Körner. Andere sagen wieder: unsere Felder tragen ohne starke Düngung nichts. Wir aber behaupten und darinnen werden uns denkende Wirthe recht geben, daß man in Ansehung des Düngers verschieden verfahren müsse. Man muß die Felder genau beurtheilen in welchem Stande sie sind, ob noch von alten Zeiten Dünger in selbigen steckt oder nicht. Ferner muß ein Wirth Bedacht darauf nehmen, welche Art von Früchten die Felder tragen sollen, und wie viel Jahre hinter einander selbiges tragen sollen. Alles dieses sind Hauptbedingungen, die regulirt seyn müssen, ehe man die Düngereintheilung macht. Sollen Erdäpfel die Hauptfrucht seyn, und dazu für das Haus zum Essen gebraucht werden, so muß man sich für zu starker Düngung hüten, weil sie sonsten einen üblen Geschmack bekommen, der selbige widerlich macht. Kraut dagegen wird schmackhafter und schöner, je mehr Dünger ein solches Land erhalten. Rüben verlangen vielen Dünger, nehmen aber auch den Geschmack von selbigen an. Korn zur ersten Frucht kann nicht zu viel Dünger vertragen, weil es sonsten zu Lager wächset. Alle diese Umstände muß man in Betrachtung ziehen,

ehe und bevor man über seinen Dünger disponirt; denn nichts ist ein sicherer Beweiß von einem Wirthe der ohne Kopf handelt, als wenn er alles dieses alle Jahre gleich machet und ein Stück Feld wie das andere behandelt. Eine Hauptbetrachtung muß also vorzüglich diese seyn: Sollen die Gewächse, die ich erbauen will, für das Vieh oder für die Menschen? Im ersten Fall können selbige so viel vom herben und schlechten Geschmack haben als sie wollen. Im letztern aber müssen sie rein schmecken. Das zweite ist: Wie viele Jahre, und von welcher Art Früchte soll uns das gedüngte Feld in diesen Jahren liefern? Diese beiden Stücke sind es, die wir oben als Bedingungen forderten, daß sie uns bei der Eintheilung unserer Felder, und auch bei der Düngung derselben leiten sollen. Die Eintheilung in zwölf Theile oder Arten ist an dem mehrsten Orte im Gebirge dem Erdreiche am angemessensten. Indessen leidet diese Eintheilung große Abänderungen, nach Maasgabe des Düngers, den der Wirth zu seinen Feldern hat, und ob er viel oder wenig düngen kann. Erdäpfel, Korn, Gerste und Flachs sind diejenigen Gewächse, die durch ihren Ertrag am ersten und besten, die an selbige gewandten Kosten bezahlen, und auf welche man in der Eintheilung der Felder vorzüglich Bedacht zu nehmen hat, weil ihr Werth im Ertrage vorzüglich ist. Die Vorrichtung zu den hier benannten und den noch übrigen Gewächsen ist nicht zu allen einerlei; das eine verlangt viele lockere Erde, das andere ist mit weniger zufrieden. Die im Gebirge gewöhnliche Bestellungsart, alles mit dem Pfluge zu ackern, hat wohl wegen des Zusammenhalten des

Erdbo-

Erdbodens seinen Nutzen; aber der Pflug läßet die Sache wie sie ist; die Unkrautwurzeln bleiben zusammen geflochten, und ich habe schlecht vorgerichtet. Wer es also thun kann und hinlänglichen Vorrath von Dünger hat, der lasse, ausser seinen Leinäckern, alles mit dem Haaken bearbeiten, er wird sichtbaren Nutzen davon haben. Wir wollen es nicht in Abrede seyn, daß viele todte Erde mit dem Haaken heraus gebracht werde, deswegen verlangen wir vielen Dünger dazu; wir wollen noch mehr zugeben, daß nach der Arbeit mit dem Haaken, kein Gras wächset, indem die Graswurzeln mit allem andern Unkraute total ruinirt und zerrissen werden. Wäre dieses ein Fehler des Haakens, so würden wir noch mehr auf dessen Gebrauch dringen, denn mit Ausstreuung des Klee- und Grassaamens könnte man den Graswuchs wieder herstellen, und unsere Felder würden reine Früchte tragen: Ja! je tiefer alsdenn der Klee- und Grassaamen Wurzel schlagen könnte, je freudiger würden sie wachsen. Aber wie gesagt, ohne die oben angeführte Ursache wird doch noch mehr Düngung zum gehaakten Feldern als zum gepflügten erfordert, weil Luft und Wind eine viel heftigere Würkung auf selbigen haben, und viel mehr Fettigkeit ausziehen und wegführen, als von gepflügten Feldern. Man hat im Gebirge den Grundsatz, daß ein Fuhrmann mit zwei Pferden in einem Tag anderthalb Scheffel Korn Aussaatland bearbeiten müsse. Mit dem Pfluge, wenn die Tage lang, wollen wir es noch zugestehen; mit dem Haaken aber, wenn er es gut machen soll, ist er nicht mehr im Stande als einen Scheffel Korn Aussaatland recht gut durcheinander zu

werfen. Erdäpfel, Kraut, Rüben, Korn, Gerste und Hafer verlangen ein rechtes lockeres Erdreich. Nur allein die Leinsaat will ein festes Land haben. Woher es denn kommt, daß die Leinsaat in den Aeckern, wo Erdäpfel gestanden, so selten geräth; wozu noch kommt, daß diese Aecker insgemein mit einer Menge Unkraut, besonders mit Maurich bewachsen sind. Nichts ist der Leinsaat schädlicher als dieses Unkraut; es benimmt der unter selbigem liegenden Erde die Strahlen der Sonne, ja sogar, wenn die Erdäpfel schon groß gewachsen, und dieses Unkraut kommt in selbige, so verhindert es den Wachsthum der Erdäpfel in der Erde, wenn gleich das Erdäpfelkraut sich immer weit über das Unkraut erhebt; wie uns leider die Erfahrung ofte belehret. Will man aber einen solchen lockern Acker zur Leinsaat gebrauchen, und selbiger hat die Qualität zu solchen Leinacker, so lasse man selbigen recht glatt und schön nieder eggen, und zwar im Herbste, damit der im Winter häufig fallende Schnee selbigen recht derb mache. Im Frühjahr, sobald es Zeit zur Leinsaat ist, so lasse man diesen Acker zuerst besäen, wenn er nicht zu vieles junges Unkraut hat, welches ein Zeichen wäre, daß noch vieles kommen wollte, so man nach der Saat mit Jäten zwingen müßte. Wo es denn besser gethan ist, man warte mit der Saat etwas, um das Unkraut beim Abräumen und Eggen recht zerstören zu können. Man thut aber besser, man nimmt von solchen Aeckern erst eine Kornsaat weg, lässet von derselben hohe Stoppeln stehn, ackert solche mit unter, so hat man mit Sicherheit guten Leinacker. Ein mit Teichschlamm gedüngter Acker, in welchem Erdäpfel gelegen,

legen, ist mit aller nur möglichen Sicherheit mit Leinsaamen zu besäen. Durch den Teichschlamm erhält der Acker eine bindende Art von Festigkeit, die der Leinacker als ein nothwendiges Bedürfniß fordert. Eine in der Wirthschaft ganz nothwendige Sache ist, daß man im Herbste alle Aecker, die besäet werden sollen, vorrichtet. Ist der Acker vorgerichtet, so trocknet er bald im Frühjahr und ich bin gleich fertig zum Säen, ist er es nicht, so muß ich mit dem Acker Geduld haben bis er trocken wird, und dieses kann einen Unterschied in der Saat machen die vierzehn Tage beträgt, und ohne diesen sind alle im Frühjahr bestellte Acker immer das ganze Jahr durch voller Unkraut, und das Gras überziehet einen solchen Acker gleich. Es ist nach den Gesetzen der Natur, daß ein im Frühjahr frisch geackertes Feld immer stärker vom Unkraute überzogen wird, wie eines so den Herbst vorhero bestellt worden. Der Saame des Unkrautes so im Herbste mit oben aufgeackert worden, leidet des Frühjahrs durch nasse und kalte Witterung, durch Eggen und Quieren bei der Saat, daß dadurch die jungen Wurzeln des Unkrautes zerstöret werden, wodurch also das Feld rein bleiben muß. Ackert man erst im Frühjahr, so bringet man frischen Saamen vom Unkraut oben auf mit der Erde; bestellt man nun die Saat, so wird der Unkrautsaamen, eben wie der gute, behandelt, findet ein gut vorgerichtetes Land, Witterung und Ruhe, ungestört zu wachsen. Alles dieses trägt denn dazu bei, daß es sich recht ausbreiten und den ganzen Acker überziehen kann. Wir haben dieses Jahr den Beweiß davon. Im Herbste 1786. waren wir nicht

im

im Stande eine Furche von unsern Feldern aufzuackern, denn den 18ten October fror es schon, und die Erndte war noch nicht vorbei. Es mußte also alles im Frühjahr vorgerichtet werden, und nie haben unsere Felder so wild ausgesehen, als in diesem Herbste. Die mehrsten sehen einer Wiese ähnlich, wo der schönste Klee und Gras mit einander frölich wachsen. Sobald also die Erndte es nur erlaubt, und die Felder rein sind, so fange man zuerst mit den Sturzäckern an, damit, wenn man alles aufgeackert hat, man selbige noch vor Winters eggen könne. Man versäume ja keine Zeit, daß man vor dem Eintritte kalter und nasser Witterung, fertig werde. Die Felder, so Flachs tragen sollen, mache man ja bei gutem Wetter fertig, welches großen Einfluß auf den Flachsbau haben wird. Einer der größten Fehler bei der Vorrichtung der gebirgischen Aecker, ist, daß die mehrsten Ackersleute nicht dahin sehen, daß der Pflug nicht mehr als fünf Zoll Erde fasset, sonsten bleibt alles was über fünf Zoll gefasset wird, feste stehen. Sobald man mehr als den fünfachtel Theil vom Hacken Schaarerde fasset, so bleiben die äusern Ecken stehen und die Erde wird nicht locker. Besser ist besser! nimmt einer nur vier Zoll Erde beim Pflug und nur einen halben beim Hacken, so wird er noch besser fahren. Der Haaken hat vor dem Pfluge das voraus, daß er die Erde in der Länge und in der Breite zerreisset, der Pflug aber thut nichts, als daß er eine und die nämliche Fläche wieder oben bringet, so, daß das Erdreich nicht zerrissen und durcheinander gemischet wird. Bei der Vorrichtung der sogenannten Braachen, wird von den mehrsten

der

der Fehler begangen, theils aus Nachläßigkeit der Bauern selbst, theils aus Faulheit der Leute, theils aber auch aus Unmöglichkeit, daß das Zugvieh es nicht zwingen kann, daß der Rasen nicht genung umgestürzt und umgekehrt wird, sondern viele Bänke davon stehen bleiben; Bänke werden sie genennet, es sind aber nur Streifenrasen die mehrmalen loß gemacht werden können, weil die loß gewordenen Rasen, den Haaken zu hoch tragen, als daß er diese Streifen wieder fassen sollte. Es ist fast ein durchgängiges Vorurtheil: Man müßte immer beim Braachemachen kleine Rasen brechen; aber wahrscheinlich ist solches aus obigen beiden Gründen der Unmöglichkeit oder der Nachläßigkeit, entstanden, weil die Natur der Dinge ganz darwider streitet. Denn wenn der Rasen ganz loß vom Erdreich werden soll, und man solches genau wissen will, so ist dieses ein sicheres Kennzeichen, wenn im andernmal Haaken, oder im andern Rasen, große starke Stücken brechen. Aber leider! giebt es sehr wenige Wirthe deren Zugvieh stark genung, um eine solche Operation zu bewerkstelligen, und die es noch haben, sind entweder selbst zu nachläßig oder ihr Gesinde, das es machen soll, schonet seine Knochen, und fasset den Rasen nur flach, und leget selbigen so sauber als möglich, wieder hin; sie sollten billig mit dem Haaken in die Tiefe gehen, und dadurch die Rasen alle loßreisen. Aber zu einer solchen Arbeit gehören starke Knochen; ein Arbeiter, so diese Arbeit macht, muß nie den Haaken aus seiner Gewalt lassen, sondern es möge stossen und ausetzen wie es wolle, so muß er selbigen nie aus seiner Acht und der einmal angesetzten Furche setzen

lassen.

lassen. Wir bekennen, daß zu einer solchen Arbeit nicht alle Arbeiter im Stande sind, und einen Haaken so regieren können; es sei nun der Bau ihres Körpers oder Krankheiten schuld daran. Da rathen wir wieder aus Erfahrung: Einer, der sich in solchen Umständen befindet, daß er selbst oder seine Knechte oder Arbeiter, solche starke Arbeit nicht zwingen können, der lasse das Feld, so aufgenommen werden soll, zweimal so enge als möglich, reissen, und andern es denn recht accurat, so wird die Arbeit für den Ackersmann nicht so heftig werden, obgleich der Acker nicht so gut wird. Eben dieses Mittel kann man mit Sicherheit anwenden, wenn unser Zugvieh zu schwach, um solche schwere Arbeit zu machen, und man muß es dann nur machen, wie man kann. So schwer die Arbeit des Hackens im andern Rasen auch ist, so fällt es dem Zugvieh eben so schwer, diese Rasen klein zu eggen. Hier aber kann man nicht gleich mit der Egge dem Haaken folgen, sondern man muß den Rasen wenigstens sechs Wochen, der freien Luft ausgesetzt liegen und faulen lassen; denn da beweiset sich der Nutzen von den im andern Rasen gebrochenen großen Stücken, diese sind dem Winde und Regen mehr ausgesetzt als kleine abgeschälte Rasen, die an der Erde liegen bleiben, und wieder anwachsen, deren Wurzel aus dieser Ursache schwer erstirbet; die großen Rasen aber werden der Luft frei gestellet, daß sie, wenn gutes Zugvieh zum Eggen gebraucht wird, die Erde leicht fallen, und auch alsdann sich recht klein eggen lassen. Beim drittenmal Hacken muß eine solche vorgerichtete Braache, so mürbe wie Gartenland seyn, und kann stets in eine solche Braache

che geseet werden, ohne weitere Vorrichtung. Ein jeder Wirth, der die Regel befolget, die wir in Ansehung der großen Rasen im andernmal Hacken der Braache gegeben haben, kann gewiß seyn, daß so lange dieses so vorgerichtetes Feld oder Acker Früchte tragen wird, er die Folgen dieser schweren Arbeit am Körnerertrag stets gewahr werden wird. Ist die Vorrichtung der Braache mit aller Sorgfalt geschehen, (unter welcher sorgfältigen Vorrichtung wir das ganz enge Reissen des Rasens beim erstenmal Hacken, ganz klares Eggen dieses ersten Rasens, daß beim andernmal Hacken der Rasen recht loß gemacht, und diese nun ausgebrochene Rasen ganz klar geegget, und endlich beim drittenmal Hacken Erde mit unter den Rasen vermischt und auch durch einander geegget worden,) so kann man mit aller Sicherheit ohne Kalk und ohne Asche Hafer säen, und wir versichern, daß er eben so gut gerathen wird, als mit Kalk und Asche. Ein guter Wirth wird nicht Schaden davon haben, wenn er seine Braache nochmals in die Queere hacken lässet, sie wird mit jedesmaligen Umrühren um einige pro Cent besser; ist aber im andern Rasen nicht alles loß geworden, so muß das öftere Umarbeiten von jeden Wirth als äuserst nothwendig angesehen werden. Indessen dringen wir in dieser Fortsetzung unserer Erfahrungen hauptsächlich auf alle nur mögliche wirthschaftliche Sorgfalt beim Reissen und Andern der Braache. Es ist die wirthschaftliche Operation von welcher der Körner- und Flachsbau abhänget. Auf einem solchen Acker werden mit der größten Gewißheit das schönste Korn und alle auf selbiges folgende Früchte sich auszeich-

nen,

nen, und wird selbiger einem Wirthe die erste Sorgfalt und Mühe, die er an ihm gewandt, reichlich bezahlen. Das erstemal wo wir den Pflug gebrauchen, ist auf der Kornstoppel, die wir sogleich als möglich, in fünf Zoll breiten Furchen pflügen lassen, und wenn es irgend möglich, bei ganz trockenen Wetter, welches bei der folgenden Leinsaat herrliche Wirkungen haben wird; Sobald nun der Flachs aus der Erde, so lassen wir das Feld stürzen, aber nie lassen wir diese Arbeit obenhin machen, so, daß Bänke stehen bleiben, die mit Erde bedecket werden, sondern es muß alles ganz rein abgehacket werden, welches zwar in der Arbeit Zögerungen macht, aber von großen Nutzen ist. Sodann lassen wir es eggen, und den Winter liegen bis zum Frühjahr, wo wir die Saat unterhacken lassen, welches Verfahren wir immer bei allen Früchten die wir noch aus diesen Acker nehmen wollen, beibehalten, sobald aber das Feld zu Grase liegen bleiben soll, so pflügen wir selbiges noch im Herbste und nach bestellter Saat walzen wir es mit einer großen und schweren Walze, damit das Erdreich recht gleich und eben werde, um das Gras desto besser hauen zu können. Wir haben uns bei der Eintheilung und Vorrichtung unserer Felder um so deutlicher erkläret und darum so lange aufgehalten, weil sowohl von der Eintheilung als von der Vorrichtung, ein großes abhängt, ob man Vortheil oder Schaden vom Feldbau haben werde.

Nächst der guten Eintheilung und Vorrichtung erfordert eine jede Wirthschaft, und also auch unsere gebirgische, besondere Aufmerksamkeit auf den Saamen.

Bei

Bei der Wahl des Saamens begehen manche Wirthe den Fehler, daß sie zu guten, und wieder andere, daß sie zu schlechten Saamen wählen, bei beiden hat ein guter Wirth Schaden. Was Korn anbetrift, da muß man, weil es die mehrsten sehr selten zur Vollkommenheit kommen lassen, immer nach dem allerbesten greifen. Besonders muß man suchen kleinkörnigtes Saamenkorn zu haben, denn bei großkörnigten Saamen hat man starke Saaten aber geringen Ausdrusch. 150 Hb. schweres Korn ist das beste Gewicht des Saamens, und ein Scheffel Korn von diesem Gewichte, wenn es nicht dumpfigt, kann von jedem Wirthe im Gebirge mit Sicherheit zum Saamen genommen werden. Beim Hafer ist aber der von 120 Hb. nicht gut zum Saamen, seine Hülse ist zu stark als daß der Keim selbige zerbrechen könnte, in so kurzer Zeit als von einem Hafer, der nur 100 Hb. wiegt; er lieget zu lange und erfordert sehr viel Feuchtigkeit um aufzugehen. Wir rathen also aus zwei Ursachen nämlich die angeführte, und zweitens, weil $\frac{1}{6}$ Theil Saamen am Gewichte ersparet wird, zu 100 Hb. Saamen Hafer und versichern, daß derselbe sich eben so gut in der Erndte halten wird als 120 Hb. Saamen Hafer; folglich gewinnet ein Wirth 20 Hb. an Saamen, und unsere Erfahrung kann ihm Bürge seyn. Mit einem solchen hundert Pfund wiegenden Scheffel Hafer kann einer mit Sicherheit einen Raum von 1800 Schritten besäen, und mit einem 150 Hb. wiegenden Scheffel Korn 3600 Quadratschritte; wo auf 18 Schritte 1 Hb. Hafer und auf 24 Schritte 1 Hb. Korn zur Saat gebraucht wird. Mit Sicherheit können wir

Ihnen diese Proportion des Saamens zum Felde festsetzen, weil Sie alsdenn, so wenig zu dicke als zu dünne säen werden. Indessen hätten Sie Lust einen Fehler zu begehen, so säen Sie lieber zu dicke als zu dünne, wenn eines von beiden denn geschehen soll, und Sie der Mittelstraße nicht trauen wollen. Der sehr schwere Saamen gehet zwar ganz gewiß auf, aber ein Stück Feld von 14 bis 1500 Quadratschritte verlangt alsdenn schon einen Scheffel Saamen, und wenn es nun mit einem Felde von 1800 Quadratschritte gleiche Früchte träget, so ist der Verlust $\frac{1}{6}$ Theil Saamen; ist aber der Saamen ein kleinkörnigter, mit völliger Kraft versehener Saamen, so kann man mit Sicherheit noch $\frac{1}{9}$ Theil mehr damit besäen. An dem Stein des Saamens stossen so viele gute Wirthe an; der eine glaubt, er kann nicht zu guten Saamen säen, ein anderer hält die Mittelstraße für zu gut, und gehet wohl gar so weit, daß er ganz schlechten Saamen säet. Nun säet der eine ganz starken schweren Saamen, er gehet auf und stehet dünne; ein anderer säet schlechten, dieser gehet gar nicht auf, oder weil ihm die Kraft fehlt, vergehet er, und ist also nichts deutlicher, als daß beide bei der Mittelstraße besser fahren würden.

Beim Kaufe des Leinsaamens, er sey von welcher Art er wölle, besonders beim rigaischen rathen wir Ihnen, den allerbesten zu kaufen, wenn gleich die Tonne ein oder mehrere Thaler theurer seyn möchte. Der Ertrag des Flachses wird diese grössere Ausgabe mit vielen pro Centen wieder ersetzen. Nur lassen Sie ihn nicht zu

dünne

dünne säen, indem er zwar alsdenn eine Menge Leinsaamen geben, und sich nicht in der Erde legen wird, aber der Flachs wird alsdenn starkstengelicht, grob und spröde, anstatt, daß, wenn er dicke gesäet ist, ein feiner langer Flachs, aber wenig Leinsaamen wird. Die rechte Proportion ist auf 3600 Quadratschritte 1 Scheffel grünen oder gelben Leinsaamen, 10 Metzen, einmal gesäet gewesenen rigaischen und ½ Scheffel neuen rigaischen Cronenleinsaamen zu säen; ist aber der selbst erbaute oder einmal gesäet gewesene rigaische recht gut gerathen, so kann man mit ½ Scheffel anstatt der 10 Metzen, auskommen. Es begehen also diejenigen einen großen Fehler in der Wirthschaft, die 1 Scheffel einmal gesäeten auf 3600 Quadratschritte rechnen. So viel war nothwendig, Ihnen von der Eintheilung, der Vorrichtung und dem zu wählenden Saamen zu sagen, um daß Sie beurtheilen können, wo so mancher Fehler in der Wirthschaft, und so mancher Mißwachs seinen Grund habe. Daß unsere gebirgischen Felder eine andere Art von Eintheilung und Vorrichtung anjetzo von uns fordern, wie vor zwanzig Jahren, ist wohl ausser allen Zweifel; aber leider sind wenige Oekonomen die ausser der Väter und Großväter Weise, Oekonomie zu beurtheilen verstehen. Wir wollen also dieses deutlicher erklären. Unsere Felder liegen nicht mehr wie vor dem siebenjährigen Kriege 20. 30 bis 40 ja noch mehrere Jahre zu Gras, wie besonders vor diesem Kriege geschehen, sondern sie müssen mit 4. 5 bis höchstens 6 Jahren immer wieder aufgenommen werden, und gebrauchen also öftere Düngungen, wie vorhero, da sie von dem

Abfalle der Blumen, des Grases und des auf selbigen so viele Jahre lang weidenden Viehes Geilheit und Düngung erhielten. Ja auch die vom Winde herum geführte fette Erde gab Gelegenheit, selbige fruchtbar zu machen, und endlich das, auf diesen Feldern sich ansetzende und wachsende Moos war beim Aufbrechen der Felder allein halbe Düngung. So waren unsere Fluren zu der Zeit beschaffen; nun müssen Sie wie ein Wirth, der nicht an den alten Vorurtheilen hängt, vorzüglich daran gedenken: wie stehet es dieses 1787ste Jahr um deine Felder und um deine Wirthschaft? Wie viel Dünger erfordern deine Felder? Welche Art von Bearbeitung ist bei jetziger Beschaffenheit deiner Felder nöthig, um selbige zum stärkern Ertrag zu zwingen? Bei einer solchen Untersuchung müssen nicht die alten hergebrachten Gewohnheiten Ihre Urtheile und Entschliessungen leiten, und noch weniger müssen Sie die neuen ökonomischen Systeme, die wie Gold erscheinen, für Gold annehmen, und sich dadurch betrügen lassen. Nein! richtige Denk- und Beurtheilungskraft! — Sie müssen Ihre Felder ganz genau kennen, Ihre Umstände, Ihre täglichen Bedürfniße, und alles dahin einschlagende, genau gegen einander abwägen, damit Sie Ihre Entschliessungen nicht gereuen und Sie in Verlegenheiten kommen, die alle nur möglichst zu hoffende Vortheile Ihnen nicht wieder ersetzen können. Sie werden also leicht unser Urtheil über die neuen und alten Wirthschaftsmethoden errathen können. Nehmen Sie alles was gut ist, es sey neu oder alt, in Ihrer Wirthschaft auf; aber gehen Sie um Ihres eignen Bestens willen,

ja

ja behutsam in allen Wirthschaftsveränderungen. Es ist nichts leichter als eine Sache umzukehren, aber nichts ist unmöglicher, als die Folgen, die immer eine aus der andern entstehen, zu hemmen. Wohlbedächtig bei allen Unternehmungen in der Wirthschaft werfen Sie auf unsern Rath nichts weg, was in ihren Wirthschaftsplan dienen kann; aber ehe Sie selbiges darinnen aufnehmen, so bedenken Sie alle Umstände wohl, und machen erst den Versuch, ehe Sie in das Große damit gehen. Die allgemein eingeführte praktische Wirthschaft giebt Ihnen von der bisher gewöhnlichen Wirthschaft, wenn Sie über alles ordentlich Buch geführt, eine richtige Anweisung von dem Nutzen, den Sie bis hieher aus Ihrer Wirthschaft gezogen, und auch was Sie hätten ziehen können. Dieses muß der Grund seyn, worauf Sie bauen müssen, wenn Sie nämlich sagen: „Bei so vielen Dünger habe ich diese Vortheile gehabt, wenn ich noch einmal so vielen habe, verdoppele ich diese Einnahme. Diesen kann ich bekommen, auf diese oder jene Weise; es macht aber diese oder jene Kosten — Es giebt aber mehrere Vortheile. Meine Umstände und Vermögen reichen bei einen unglücklichen Ausschlag dieser Unternehmung, zu, es doch auf die Gefahr zu wagen.“ Dieses müssen ihre Gedanken und Entschliessungen seyn. Denn nichts ist so verwegen, als auf Gerathewohl alles was Vortheil schaft, zu machen, besonders in der Wirthschaft, wo andere Umstände oft unvermuthete Hinderniße in Weg legen. So sehr wir auch auf die Verbesserung der Wirthschaft dringen, so sehr wir für die bessere Einrichtung der Wirthschaft ein-

genommen sind, so stehen uns doch auch Exempel vor Augen, wo solche Verbesserungen einen unglücklichen Ausgang nahmen, wenigstens für diejenigen, die sie gemacht hatten. Wir wollen selbige zur Belehrung derer, die mit Gewalt alles in zwei bis drei Jahren verbessern wollen, hersetzen. Das erste Exempel soll ein ganzes Land seyn. Das Herzogthum **Mecklenburg-Schwerin**, ein großes und wichtiges Land, das seines Feldbaues, Vieh- und Pferdezucht wegen hinlänglich bekannt ist, soll uns dazu dienen. Dieses Land hatte bis 1750. die dreiartige Eintheilung seiner Felder, mehrentheils beibehalten, als mit einemmale der Verbesserungsgeist in selbigem aufwachte, und fast das halbe Land auf einmal anfieng, ihre Felder in 10. 12 und auch noch mehrere egale, sich ganz gleiche Theile von einem Ingenieur eintheilen, oder nach dortigen Sprachgebrauch in Koppeln legen zu lassen; wobei eine hauptsächliche Erforderniß war, daß jede Koppel am Dorfe anstossen und also jede gleiche Arbeit erforderte, nämlich an der Mistfuhre und dergleichen Arbeiten mehr, so, daß eine völlige gleiche Einrichtung des Zugviehes zu machen war.

Diese Koppeln wurden nun auf folgende Art bewirthschaftet:

1ste Koppel wurde mürbe gemacht durch öfteres Hacken, den Sommer durch mit den Schaafen bepfercht und mit dem Stallmist der Schaafe völlig zugedünget und im Herbste mit Wintergetreide an Korn oder Weizen, besäet.

2te Koppel trug Winterfrüchte an Korn oder Weizen.

3te Koppel Sommerfrüchte, Gerste und Hafer.

4te Koppel wurde wie Braache behandelt und um Johanni mit Stalldünger gemistet und im Herbste mit Wintergetreide an Korn oder Weizen besäet.

5te Koppel trug Wintergetreide.

6te Koppel Sommerfrüchte.

7te Koppel Hafer oder Hülsenfrüchte.

8te Koppel Gras oder Klee für das Rindvieh.

9te Koppel desgleichen für das Rindvieh.

10te 11te und 12te Gras für das Rindvieh für Schaafe, Gänse und Schweine.

Nun vertrat die 12te Koppel der ersten Stelle, die 1ste der 2ten und so fort, daß immer die am längsten zu Gras gelegene Koppel alljährlich auf und mürbe gemacht, und mit Horden und Schaafstallmist gedünget wurde. Nachdem diese Einrichtung gemacht, so mußte zu diesen vermehrten Grasbaue, auch der Viehbestand vermehrt werden, welche denn in der 8ten, 9ten und 10ten Koppel ihre schöne fette Weide fanden. Nach deren Güte und Beschaffenheit richteten die Viehpachter ihren Pacht, hauptsächlich aber nach der Anzahl der Koppeln ein, und gaben 6 bis 10 Thlr. Pacht von jeder Kuh. So sehr diese Einrichtung den Gütherbesitzern zum Vortheil gereichte, so sehr ist selbige der Vermehrung der Menschen nachtheilig. Nach der dreiartigen Wirthschaft wurden zehn Theile besäet und zwei Theile lagen Braache, und nun wurden fünf Theile besäet und sieben lagen Braache und zur Weide; daß also nur halb

so viel gesäet und die Hälfte an Bestellungskosten von Menschen, Vieh und Saamen erspart wurde, und doch wurde von den Guthsbesitzern der Nutzen der Güther noch höher getrieben, wie vorhero. Zur Erläuterung diene folgendes: Ein Guth in drei Arten von 12 Scheffel Land, säet davon 10 Scheffel, erbauet das 3te Korn also 30 Scheffel wieder; Ein in 12 Arten getheiltes Guth von 12 Scheffel, säet 5 Scheffel, und erbauet wegen der doppelten Düngung das 6te Korn, erbauet also auch 30 Scheffel und hat 5 Scheffel Saamen, die Hälfte Arbeit, und 5 Scheffel Land zur Weide übrig; auch wurden dadurch 5 Scheffel besäetes Land weniger den Unglücksfällen von Wetterschlag und dergleichen ausgesetzt. Diese großen Vortheile waren zu einleuchtend und zu sichtbar, als daß sie nicht ein jeder mit Begierde angenommen haben sollte. Denn der sonsten 24 Pferde und 6 Knechte halten mußte, der konnte nun mit 12 Pferden und 3 Knechten alles bestellen; der sonsten 1000 Scheffel Saamengetreide nöthig hatte, brauchte nun nur 500 Scheffel; der sonsten auf seiner Braache kaum Sättigung für seine Schaafe, Schweine und Gänse hatte, der hatte in der 8ten und 9ten Koppel fette Weide für sein Vieh, und wenn er diese zu Heu machen wollte, doch noch in der 10ten, 11ten und 12ten schöne Weide für Rindvieh, Schaafe, Schweine und Gänse. Nach dem Graswuchse richtet sich die Viehpacht; denn der Viehpachter fraget gar nicht nach der Winterfütterung, sondern ganz alleine der Graswuchs bestimmt die Pacht, und wenn er nur die Kühe lebendig und gehend auf die Weide bringen kann, so ist er

schon

schon zufrieden. Auf die Kälber wird gar nichts gerechnet, weil selbige, so wie sie von Mutterleibe kommen, dem Fleischer verkauft und geschlachtet werden. Der Schäfer, dem die Schaafe selbst eigen sind, und nur Pacht davon bezahlt, giebt auch von hundert Schaafen 10 bis 15 Thlr. mehr Pacht wie vormals. Alle diese Vortheile verdoppelten die Einkünfte und auch den Werth der Güther. Ehe aber die Güther diese Vortheile her gaben, machten sie folgende Schäden in der Einnahme: Das durch einander geworfene Feld, so ohne Rücksicht auf seine erhaltene Düngung in zwölf Theile getheilt, konnte nicht gleich die verlangten Früchte liefern, sondern die Reihe von zwölf Jahren, mußte erst verflieſſen; ferner der Graswuchs war durch die dreiartige Wirthschaft ganz zerstöret worden, und also wenig Weide, und wenig Ertrag vom Vieh. Mit Schulden beladene Güther, die noch bei der neuen Einrichtung theils durch erforderliche Meliorationsausgaben, theils durch erforderliche Zinnsen, die geborgt werden mußten, vermehrt wurden, setzten manchen in Verlegenheit. Die Aussicht aber, bald alles zu bezahlen, hob solche immer wieder. Nun kommt der Beweiß, daß besondere Umstände alle diese schöne Aussichten zernichteten und den größten Theil der verbesserten Güther, ins Elend stürzten. Zwischen 1750 und 1754 war der Zeitpunkt, wo sich diese Veränderung hauptsächlich zutrug, und wer 1750 seine Felder in zwölf Arten eingetheilt hatte, mußte wenigstens bis 1756 warten, ehe er den mittlern Ertrag von seinen Güthern heben konnte; und der noch später es gethan hatte, der mußte noch länger warten.

In diesen Zeitpunkt trat unglücklicher Weise der siebenjährige Krieg ein, und fand diese so sehr schon verbesserten Güther mit schweren Schulden beladen. Nun ist es weltbekannt, wie schwer dieses Land unter der Last dieses Krieges seufzte, indem es Menschen, Geld, Vieh und Getreide geben mußte, das alles in fremde Länder gieng, und nie wieder zurück kam. Es hatte also starken Abfluß, aber gar keinen Zufluß. Nach dem unglücklichen Kriege fanden sich nun die mehrsten Gütherbesitzer mit einer solchen Schuldenlast beladen, daß sie ihre Güther an ihre Gläubiger übergeben, und alle ihre Hoffnungen, Mühe und Arbeit in fremden Händen sehen mußten. Es würde von allen diesen nicht der vierte Theil verlohren gegangen seyn, wenn sie nicht Feldereintheilungen und Verbesserungen gemacht hätten, die noch nicht zum Ertrag gekommen waren, sondern ihre dreiartige Eintheilung beibehalten hätten. Zu diesem unglücklichen Kriege gesellte sich noch das Sterben des Viehes, wo nicht allein Capitalien mit wegstarben, sondern der auch bei einer neuen Einrichtung so nothwendige Dünger wegfiel, und dieser neuen Einrichtung großen Schaden zufügte. Auf dieses weltbekannte Exempel werden diejenigen wahrscheinlich Aufmerksamkeit wenden, die alles gleich nach einem System bilden wollen, ohne auf die Umstände Acht zu haben, die in den Taschen der Guthsbesitzer statt haben, noch weniger auf die so im Ganzen vorhergegangen, und auch noch kommen können. Wir haben von dem Fortgange der neuen Verbesserungen in der Wirthschaft, sichtbare gutausfallende Versuche, es sind aber selbige mehrentheils von

reichen

reichen Leuten oder aber gar von Fürsten gemacht worden. Von armen Leuten und von Bauern finden sich fast gar keine Spuren. Wir haben noch ein Exempel, daß ein Cavalier sich ein Guth im Jahre 1764 und zwar für 32000 Thlr. kaufte, solches in 12 Koppeln theilte, den Viehstand vermehrte, und im Jahr 1770 seine 32000 Thlr. verlohren geben, und sein Guth bei der besten Wirthschaft mit dem Rücken ansehen mußte. Unvorhergesehene Zufälle kamen, zu seinen Unglück, zu der Eintheilung seiner Felder und bewirkten das, was sich kein Mensch hätte träumen lassen. Beim Antritte seines Guthes fielen einige Bauten vor, die ihm an 2000 Thlr. kosteten; sein Vieh mußte er kaufen, das kostete ihm auch 2000 Thlr.; er gab seiner Tochter zur Ausstattung 5000 Thlr. mit; und diese 9000 Thlr. wurden im ersten Jahre negocirt. Das Guth gab im zweiten Jahr keine Revenüe, und es fehlten die Zinnsen; diese und abermaliger nothwendiger Ankauf vom Vieh, weil das Viehsterben das erste aufgerieben, machte wieder ein Negoce von 4000 Thlr. nothwendig. Weil nun im dritten Jahre die Zinnsen wieder fehlten auch Capitalien aufgekündiget waren, so wurde mit großen Kosten Geld in Lübeck negocirt, wo gewiß mit den Zinnsen die Schuldenlast auf 16000 Thlr. anschwoll. Das vierte Jahr mußte er, weil das Guth noch nicht in den gehörigen Stande war, die Gläubiger zusammen rufen zu lassen, und erhielt von selbigen einen Indult auf sechs Jahre; jedoch mußte seine Gattin Verzicht auf ihre eingebrachten 8000 Thlr. leisten. Die Unkosten bei dieser Unterhandlung, die vielen Reisen, alles fraß

nun

nun um sich, und da das folgende Jahr Mißwachs war, und der arme Mann keinen Credit mehr hatte, so rückte die Sequestration ein, und im Jahr 1770. mußte er sein Guth und seine 32000 Thlr. mit dem Rücken ansehen. Umstände hatten diesen vortreflichen Wirth dahin gebracht, daß er in diesen paar Jahren immer Ausgabe aber nie Einnahme hatte. Alle Veränderungen, Verbesserungen und neue Einrichtungen, müssen daher stets ihre Resource in einer vollen Tasche finden können, woferne selbige bei Zusammentreffung von unglücklichen Zufällen nicht schädlich seyn sollen. Ein jeder Mann, der denken kann, wende beide vorstehende Exempel, die Thatsachen sind, und die öffentlich in den Akten verhandelt worden, bei allen Fragen von Verbesserungen an, und wo nicht vollauf Geld in der Tasche, oder ein Creditsystem, wie in Schlesien ist, da werden die Folgen von solchen Veränderungen, anstatt glücklich, ofermalen traurig ablaufen. Dagegen es als ausgemacht angenommen werden kann, daß alle Versuche, die mit vollem Geldbeutel gemacht werden, allemal glücklich ablaufen. Eben so gewiß kann man es annehmen, daß alle im Großen gemachte Versuche ohne volle Tasche mehrentheils unglücklich ablaufen. Von solchen Versuchen und zu machenden Veränderungen hängt ofte das Schicksal ganzer Länder ab.

Es ist eine richtige Wahrheit: aller Anbau von Handelsgewächsen, ist für die Landwirthschaft vortheilhaft, wenn er im Großen getrieben wird, und kein vernünftiger Mann wird dieses leugneh. Aber was gehört

nicht,

nicht, um Vortheil von einer solchen Unternehmung zu ziehen, für eine große Summe Geldes dazu! Erstlich um die ersten Jahre den Mißwachs von diesen Gewächsen, die man noch nicht recht zu behandeln oder zu benutzen verstehet, ertragen zu können; Zweitens, was muß man nicht an diejenigen wenden, die denen Unterricht geben, die es lernen sollen? Drittens, was kosten nicht recht gut eingerichtete Gebäude und Maschinen um diese Handelsgewächse recht zubereiten zu können? Viertens, was kostet das Futter nicht, so man kaufen muß, um den hinlänglichen Dünger zu erhalten, der insgemein bei solchen Gewächsen in großer Menge gebraucht wird. Ohne alle hier angeführte großen Ausgaben finden sich noch viele andere, bei deren Weglassung vielleicht aus dem ganzen Schaden entstünde; woraus erhellet, daß ohne vieles Geld sehr schwer solche Unternehmungen zu machen sind. Weit entfernt, daß wir jemanden tadeln sollten, der aus Freundschaft zum menschlichen Geschlechte daran gedenkt, wie dessen mühsames Leben erträglicher gemacht werden könnte. Nein, nichts weniger! wir loben ihn darum, aber wir bitten uns dagegen von ihm aus, wenn er uns zuruft: baue in deiner Wirthschaft dieses oder jenes, daß er uns dann auch nicht tadle, wenn wir erst mit unserm Geldbeutel Rücksprache halten, und auf dessen Vorstellung, daß er zu schwach sey, um uns zu unterstützen, einen solchen vortheilhaften Rath nicht befolgen. Wir haben in unserm Gebirge wenige Stellen, wo wir in die Tiefe gehen können, ja, wenn wir mit unsern Haaken etwas tief fassen, so haben wir rothe, mit Eisentheilen vermischte

Erde,

Erde, die in drei bis vier Jahren untragbar ist, es wäre denn, daß sie zu wiederholtenmalen stark gedünget würde. Wie schön würde sich unsere rothe Erde zu Handelsgewächsen schicken! — ob wir gleich zugeben, daß durch Dünger dieser Fehler zu ersetzen wäre. Aber, welche Menge würde nicht zu einer solchen Erde Verbesserung gehören! Ohne allen Streit müßte alles mit Gelde gezwungen werden, denn ohne Geld ist nichts zu machen. Lucern, Esparcette und wie alle Futterkräuter heissen mögen, erfordern Verlag zum Saamen, zur Vorrichtung und ebenfalsiger starken Düngung, weil unser Erdreich nicht von der Natur so fett wie bei Leipzig ist, wo die Wirthe ohne Dünger alles bauen können. Ja unser Erdreich kann auch nie so fett werden, weil die starken und trockenden Winde einen großen Theil wieder davon wegführen. Indessen, man gebe uns nur das nothwendige Geld in die Tasche, so wollen wir den Futterkräutern, die ihnen von keinem Menschen abzusprechende Ehre lassen, daß sie alles in der Wirthschaft möglich machen können. Wir rathen nur einem jeden, daß er habe, um das Ende mit erwarten zu können, und sind übrigens ꝛc.

Zehnter

Zehnter Brief.

Inhalt.

Ursachen, warum der Gartenbau im Gebirge nicht recht fort will; Anweisung auf ganz wohlfeile Art Spargel zu erziehen; von der Erbauung der Ananas ohne Treibhaus, und vom Obstbau.

Mein Herr!

Wir schmeichelten uns, daß im Gebirge der Gartenbau sehr zunehmen würde, weil sehr viele Beweise des Wachsthumes von verschiedenen Arten Gartengewächsen vorhanden. Den mehrsten aber ist der Anbau von selbigen noch viel zu umständlich, als daß sie sich mit Anbauung derselben befassen sollten. Besonders ist es ihnen, wegen des vielen Jätens zu umständlich, weil der Garten von seinem Unkraut, und der Flachs desgleichen, zu einer Zeit befreiet seyn wollen. Da nun bei den Wirthen der Flachsbau in vorzüglicher Achtung stehet, und sie selbigen für wichtiger, wie die Gartenfrüchte halten müssen, so nimmt das Unkraut während der Zeit überhand, und verderbt die Gartenfrüchte fast mehrentheils; das Unkraut alsdann erst auszurotten macht unsägliche Mühe, und die Gewächse sind in selbigen zu hoch empor geschossen. Kein Wunder also, daß diese wirthschaftliche Beschäftigung, so wenig Liebhaber unter uns findet, weil sie bei solchen Umstän-

den

den und Verhältnissen wenig Vortheile unserm Landmann liefern kann. Zugleich kommen unsere Frühjahre spät, und es wird bei Heranwachsung unserer Gartengewächse, schon aus Böhmen und den andern Creisen eine Menge Gartengewächse um ein Spottgeld herbei geschaft, so daß wir wenig Hoffnung haben, diesen Zweig der Wirthschaft im Großen blühen zu sehen. Indessen in recht gut gedüngten Garterlande, das viel Sonne und etwas Schutz von den Gebäuden hat, wachsen Kürbisse und Gurken alljährlich in Menge, und wenn auch ein Jahr der Frost daran Schaden thun sollte, so ist es doch nur selten. Alle Arten von Zwiebelgewächsen, wachsen auf das vortreflichste; Carviol von der Größe eines zinnernen Tellers ist gar nichts seltenes in den höchsten Bergen; Kohlrabi in und über der Erde; Welsch- oder Savoyerkohl; Braunschweiger und Erfurther Kraut, wachsen zu der größten Vollkommenheit, wenn sie ordentlich bestellet werden. Alle Arten Wurzelwerk z. E. rothe Rüben, Möhren, Pastinat, Petersilien, Zucker- und Haferwurzel, sind im Uiberflu:sse und von den allerbesten Geschmack zu erbauen. Die Bohnen ist das Gewächs, so schwer zur Reife zu bringen; aber zum grünen essen, kann man selbige leicht ziehen. Besonders rathen wir jedem zu der frühen englischen Franzbohne, diese wächset gut, und wird mehrentheils reif. Die große Gartenbohne und Erbsen aller Art werden reif, blühen aber bis in todten Herbst fort, so daß man immer grüne Schoten haben kann. Der Spargel ist mit wenigen Kosten zur größten Vollkommenheit zu bringen. Wir ziehen selbigen aus den

Saa-

Saamen, und zwar legen wir in eine Grube die drei viertel bis eine Elle tief in die Erde gemacht worden, im Frühjahr drei Saamenkörner. In diese legen wir erst einen großen Nelkentopf guten verrodeten Mist, über welchen wir zwei Finger hoch gute Gartenerde schütten, und auf diese legen wir die drei Saamenkörner und bedecken sie wieder mit einen Finger hoch Erde. Wenn die Pflanzen vier Wochen gestanden, so ziehen wir die beiden schwächsten davon aus, und lassen die stärkste stehen. Zum Herbste nehmen wir verrodeten Mist, umlegen die junge Pflanze damit, und zwar so hoch als ohngefehr die Hälfte von ihrer Höhe austrägt, und machen einen Finger hoch Erde über den Mist. Das junge Kraut von der Pflanze schneiden wir nicht ab, sondern lassen es daran sitzen. Nun ist die Grube ohngefehr halb voll wieder. Zum Frühjahr lockern wir die Erde wieder auf, ohne der Pflanze zu nahe zu kommen, und diese wird dieses Jahr schon anderthalbe Elle hoch wachsen; nun machen wir im Herbst die Grube mit klaren verrodeten Dünger und guter Gartenerde dem andern Erdboden gleich, schneiden das Kraut eine viertel Elle hoch über der Erde ab, und graben zum Frühjahr das ganze Beet vier Zoll tief um; zum Herbste belegen wir jede Spargelpflanze mit einem Nelkentopf voll klaren verrodeten Dünger, und den Uiberrest beschütten wir mit guter Gartenerde und erhöhen das ganze Beet eine viertel Elle mit solcher Erde; die Stangen werden wieder eine viertel Elle lang abgeschnitten und dieses darum, daß die Wurzel, die anjetzo beinahe drei viertel Elle tief lieget, durch die offenen Röhren etwas Zugang

von der äusern Luft erhalten kann, und die jungen Schößlinge im Frühjahr leichter durchdringen können. Auch ist die Spargelpflanze alsdenn sehr wenig dem Verfaulen unterworfen; nun wird das Beet mit Brettern eingefaßt, und mit klarem Dünger, wie Gartenland, bestellet und umgegraben; denn nun trift keine Spitze des Grabscheides die Wurzel mehr, die zu tief lieget um Schaden zu leiden. Im vierten Frühjahr oder nach verflossenen drei vollen Jahren stechen wir unsern Spargel und versprechen einem jeden vier bis sechslöthige Stangen von selbigen, wenn man diese Anweisung befolget. Auf einen Beet von fünf Fuß Breite und achtzig Fuß lang legen wir in zwei Reihen 1 Schock Pflanzen, welches an Feld ohngefehr eine Metze Hafer Aussaat betragen möchte, und zwar, daß die Pflanzen einen Fuß vom Gange ab, und drei Fuß jede Pflanzenreih auseinander zu liegen komme. Legt man sie nun nur nicht grade gegen einander über, sondern ins Kreuz, so werden sich die Wurzeln nicht hindern. Die Kosten am Dünger werden im Ganzen alle drei Jahre durch, auf ein Fuder Dünger kommen. Bei der Behandlung eines Spargelbeetes haben wir uns lange aufgehalten, weil der Glaube durchgängig ist, daß selbiger ohne eine zwei Ellen tiefe mit Mist angefüllte Grube nicht könnte gezogen werden. Wen etwas Mühe nicht verdrüßet, der kann ohne Treibhäuser im Gebirge Ananas erbauen, und den Beweiß davon kann man bei dem Herrn Pastor Chalibäus zu Pfafferoda sehen. Er hat selbige im Winter bei sich in der Wohnstube in Kästen mit Gerberlohe angefüllt stehen, und im Sommer treibet er selbige

bige unter Glasfenstern. Von Blumen findet man herrliche Kinder der Flora, bei uns auf den höchsten Bergen. Hyazinthen, Tulpen, Nelken und mehrere Hauptblumen kommen bei uns zur größten Vollkommenheit. Der Winter sey so kalt und rauh als er immer wolle, so schadet er selbigen nicht, und man kann ganz zuverläßig auf die herrlichste Flor rechnen, wenn nur die Mäuse selbige keinen Schaden zugefüget. Wir wüßten kein Gewächs, welches wir im Gebirge nicht erbauen wollten, wenn wir Fleiß und Aufmerksamkeit daran wendeten. Nur nicht alle Arten von Obst wachsen im Freien, wenn sie nicht naturalisirt werden; oder vielmehr muß man selbige erst nach und nach mit unsern Clima, Luft und Witterung bekannt machen, ehe selbige bei uns wachsen wollen, wozu aber einzelne Landleute auffer Stande sind solches zu bewerkstelligen, und die Kosten nicht daran wenden können, die solches erfordern würde, um selbige von einer Höhe bis zur andern fortzupflanzen. Es giebet aber dessen ohngeachtet eine Menge Aepfel und Birnen, die auf den höchsten Gipfeln unserer Berge einheimisch geworden. In Marienberg, wo ein sehr rauhes Clima, finden sich Borstorferbäume, die jährlich reife Früchte tragen. An Mauren und Espaliers werden alle Arten von Früchten, wenn sie Sonne haben, reif, nur werden selbige etwas später als in bessern Gegenden. Kirschen die in Dresden Anfangs Julii reifen, kommen erst in der Mitte des Augusts im Freien zur Reife, die große spanische Sauerkirsche wird erst Anfangs Septembers, ja zuweilen erst Michaelis, reif, welches für die Liebhaber dieser Frucht eine angenehme

Sache, die gerne lange Zeit Kirschen essen mögen. In den Thälern, wo die Sonne an der Sommerseite sehr brennet, werden alle Arten von Obst erbauet, ohne Unterschied von wärmern Gegenden. Weil aber die abwechselnde Witterung in den Thälern wenig Schnee liegen lässet, und bald Frost bald Thauwetter abwechseln, so schadet diese veränderliche Witterung den Bäumen mehr, als auf den Bergen der starke anhaltende Frost, weil gelinde Witterung den Saft in den Baum lockt, und Kälte selbigen wieder erstarret. Pflaumen ist die Frucht, so am besten wächset und reift, besonders wenn selbige an einen Berge oder gegen einer Mauer stehen, oder von Häusern Schutz und Wiederschein hat. Die Pflaume wird die mehrsten Jahre reif, besonders wenn nur der Baum gut behandelt wird. Aber leider! wovon und wodurch soll der arme Bauer Kenntniß von der Behandlung der Bäume und ihrer Zucht erhalten. Sehr wenige geben sich mit der Baumzucht ab, und die sich noch mit solcher abgeben, die haben mit so vielen und mancherlei Hindernissen zu kämpfen, daß es denen, die Augenzeugen davon sind, gar nicht zur Aufmunterung gereichen kann. Wenn aber von dem Fusse des Gebirges, bis zu den höchsten Bergen Baumschulen angelegt würden, welche alle Arten von Obst immer weiter und weiter fortpflanzten; die schon auf den hohen Bergen naturalisirten, verbessert und gemeinnütziger gemacht würden; und die Vorsteher dem Landmanne mit Rath und That zur Baumcultur an die Hand giengen: So wäre es leicht möglich, daß die großen Summen, die alljährlich nach Böhmen für Obst gehen, könnten

erspar-

erspart und im Lande behalten werden. Aber leider! eine solche Anstalt gehört mit zu den frommen Wünschen, indem eine Einrichtung dieser Art große Summen erfordern würde; denn Particuliers bekümmern sich zu wenig um das Wohl des Ganzen, als daß sie für die Zukunft Geld anwenden sollten. Was aber nun durch solche Vorkehrungen gleich geschehen könnte, kann vielleicht in einer Folge von vielen Jahren von selbst geschehen, und der Obstbau kann sich vom Fuße der Berge bis zu der höchsten Spitze von selbst erheben. Es wäre für das Gebirge eine vortrefliche Sache, wenn der Landmann, anstatt zum Mehlsack seine Zuflucht zu nehmen, sich mehr auf die Erbauung von Gartengewächsen legte. Daß er aus seinem Garten vielen Bedürfnissen in seiner Wirthschaft abhelfen kann, beweisen jedem Bauer die von ihm selbst im Kleinen angestellten Versuche, die fast jeder Bauer und Häusler in seinem kleinen Gärtgen macht; und diese werden ihm auch noch einmal anreizen diese Versuche weiter zu treiben, und selbige im Großen fortzusetzen. Der Vortheil allein, daß er von dem Abgange, Schweine und Gänse groß machen, und in seiner Wirthschaft gebrauchen kann, sollte ihm Lust machen den Gartenbau zu betreiben; aber er kennet die Vortheile davon zu wenig, nur Zeit und Umstände werden ihm solche lehren. Wir hoffen diesen Zeitpunkt noch zu erleben, und wünschen dessen baldige Herannahung und sind ꝛc.

Eilfter Brief.

Inhalt.

Von den verschiedenen Mitteln die man anwendet, um viel Gras wachsend und Heu davon zu machen, und wie man sich bei der Verbesserung des Grases wuchses am sichersten zu verhalten habe.

Mein Herr!

In unserm ersten Theil der Erfahrungen Seite 55. gaben wir Ihnen von den drei verschiedenen Arten Nachricht, durch welche wir Gras und Heu für unser Vieh erhalten. Sie wünschen aber, daß wir Sie genauer damit bekannt machen sollen. Sie wundern sich, wie die Hälfte unserer Felder mit Gras bedeckt ist, und es uns doch immer an Futter für unser Vieh fehlt, indem der Futtermangel immer der klare Beweiß ist, daß nicht so viel Fleiß auf den Grasbau gewendet wird, und nicht so viel auf selbigen wächset, als da wachsen könnte. Sie fragen billig: Woher entstehet ein solcher wichtiger Fehler in der Landwirthschaft? Sie erlauben, Ihnen dieses deutlicher und auseinander zu setzen. Von der Wartung und Pflege hänget mehrentheils die Güte und das Gedeihen einer Sache ab, und unsere um die Höfe herum befindliche Grasgärten werden von den wenigsten so abgewartet, wie es wohl ein jeder guter Wirth thun würde, und wie es von den Viehpachtern auf großen

Güthern

Güthern geschiehet, die das Gesinde dazu mit gebrauchen, um Gras im Uiberfluß hervor zu bringen. Diese sollten sich unsere Bauern zum Muster dienen lassen, aber zu ihrer Schande müssen wir von vielen bekennen, sie sind bei dieser Gelegenheit nicht die emsigen und aufgeklärten Bewohner des Gebirges, wovon wir oben gesagt haben. Es ist ein Schimpf für unsere ganze gebirgische Nation, wenn ein Fremder so schöne Gelegenheiten ohne Kosten, mit etwas wenig Mühe, Gras im Uiberfluß für das Vieh zu erziehen, so vernachläßiget sehen muß. Die um die Höfe herum befindlichen Grasgärten haben nicht allein die Abflüße von den Röhrwäßern des Hofes, sondern auch von der Miststätte, durch welche der Graswuchs ohne Kosten vermehret wird. Diese Grasgärten können aber sehr verbessert werden, mit der Sudel so unter den Schaalhölzern in den Ställen gesammlet wird: auch mit verdünnten Abtrittdünger, mit Asche, mit Ofenruß und allen dergleichen Hülfsmitteln, wozu sich immer Gelegenheit findet; und es giebt auch Zeit selbige anzuwenden, weil diese Grasgärten sich gleich bei den Thüren der Häuser befinden. Aber eine gewisse Nachläßigkeit, die vorzüglich unter den gebirgischen Weibern sich befindet, denen die mehrsten Bauern die Besorgung dieser Wirthschaftsverbesserung überlassen, ist wohl eine von den Hauptursachen, warum wir über die Vernachläßigung dieser schönen Futterquelle zu klagen Ursache haben. Ja mancher Wirth hat in seinen Wiesen mehr Gras als in seinen Gärten, von denen er eine überflüßige Menge Sommerfutter haben könnte. Gute Wirthe, die alle mögliche Hülfsmittel

zur Verbesserung ihrer Grasgärten anwenden, ziehen eine große Menge Gras von selbigen; daher ihr Vieh dreimal Gras vorgelegt bekommt, und doch noch wohl etwas zu Heu übrig bleibt. Es ist wahr, unsere Grasgärten und Wiesen erfordern viel Mühe, aber die daran gewandten Kosten, sind auch nur das einzige Mittel, diese Kosten mit vielem Nutzen wieder heraus zu ziehen. Folgende Verbesserung eines Grasgartens, der hinter einem Bauerhofe Berg an lag, hat uns gefallen. Er wurde aufgemacht, stark gedünget und mit Klee besäet, wo er das erste Jahr eine herrliche Erndte gab; nun wurde selbiger mit Graben durchzogen, so, daß er in vier Theile dadurch getheilt wurde; jeder von diesen Gräben war mit Ausschlaggräben wieder versehen, so daß das Wasser, so von oben kam, immer gleich vertheilt von oben bis unten lief. Der erste und ganz obere Rand ward nun alle Jahre mit rechten klaren Mist bedünget; dies betrug ohngefehr den vierten Theil des Gartens, vor welchem oben ein Auffangegraben gezogen war, der das vom Berge kommende Wasser auffieng und durch kleine Ausschlaggräben über den Dünger laufen ließ. Dieses Wasser wurde von den andern Gräben aufgefangen und durch die Ausschlaggräben über den ganzen Garten vertheilt. Durch das Wasser wurde ein Theil fette Erde in die Gräben geführt, und diese Erde wurde zur Düngung des Gartens gebraucht, so ofte solche Gräben ausgeräumt wurden. Auf diese Art wurde der Extrakt aus dem Dünger, der auf den obern Rand geworfen war, bis an das unterste Ende des Gartens geführt, bei Geflüten oder beim Schneewasser unten wieder gefangen

und

und auf die niedern Gärten durch Wassergräben gebracht, daß also nichts vom Wasser und Fettigkeit, so von den obern Bergen herunter lief, verlohren gehen konnte, weil selbiges von dem ersten Aufwurf aufgehalten und über den Mist und so ferner über den ganzen Grasgarten und so weiter geführt wurde. Wir halten diese Einrichtung eines denkenden Wirths würdig in unsern Erfahrungen zu stehen, weil sie sich selbst praktisch beweiset, obgleich die mehrsten Oekonomen, wie Kolumbus Gefährten, sagen werden: **das können wir auch,** so wenig es ihnen eingefallen seyn würde, es so zu machen. Wir wollen annehmen, ein jeder Wirth wendet 5 bis 10 Fuder kurzen, verrodeten Mist an seine Gärten und Wiesen, so stehen wir ihm dafür, daß er auf jedes Fuder Mist, ein halb Fuder Heu wieder nehmen kann. Rechnen wir nun jedes Fuder zu 10 Ctr. so bezahlt sich jedes Fuder Mist, den Centner zu 8 gr. am Werth gerechnet, mit 1 Thlr. 16 gr. Welcher Wirth ist im Stande, einen grössern Werth auf ein Fuder Mist zu legen! Ein Scheffel Asche, die, wenn selbige mittelmäßig, eben so viel, wie ein Fuder Dünger kostet, kann im Nutzen nicht die Wirkung hervorbringen, als ein Fuder Dünger; obgleich selbige auf den Wiesen gute Dienste thut, und auch auf den Feldern bei Mangel des Düngers, als Zusatz, gute Wirkungen zeiget; daher kann man selbige und den Ofenruß sehr ofte auf den Grasgärten gebrauchen. Alle übrige Düngungsarten sind für trockene Grasgärten zu wenig, um große Dinge von ihnen zu erwarten. Gips ist bei uns selten und fast gar nicht zu haben. Wir müssen uns also an den Mit-

teln begnügen, die wir in Händen haben. Ein Wirth, dem es ein Ernst ist, sein Guth zu verbessern, der dünge seine Wiesen, wenn er Geld hat, mit ordentlichen Dünger, und kaufe einige Schocke Streustroh, streue selbige unten auf die Düngerstelle, lasse den Dünger auf selbigen breiten, und nach einem halben Jahr wieder mit dem Dünger abfahren. Dieses giebt herrliche Düngung, weil das Stroh durch die von dem Dünger abtriefende Fettigkeit durchbeizet und durchlauget wird, so daß es beim Abfahren ganz faul befunden wird. Will einer in dieses Stroh noch etwas Kalk und Asche streuen, so wird dieser Dünger ganz vortreflich werden. Bei allen den Mitteln so wir zur Verbesserung angeben, und die jedem Wirth die Erfahrung lehren wird, bleiben wir bei solchen stehen, die in eines jeden Bauers Vermögen sind, und die mit seiner jetzigen Wirthschaftsmethode genau übereinstimmen. Dieses von uns vorgeschlagene Mittel Dünger zu den Wiesen zu bekommen, ist so einfach als möglich, und man kann mit Sicherheit das Probatum est, was man in so vielen ökonomischen Büchern lieset, dazu schreiben. Aus diesen Grasgärten erhält unser Vieh täglich drei Mahlzeiten, und, wenn nach der eingeführten Ordnung, das Vieh soll gefüttert werden, so wird auf jedes Stück ein Tragkorb voll Gras gerechnet. Wenn ein Grasgarten in guter Ordnung und in Düngung erhalten, und mit Wässern gut gewartet wird, so giebt mancher für 20 Kühe Futter, der bei schlechter Wartung nicht für 2 Kühe, den Sommer durch, Futter liefert. Welcher Schade also aus der schlechten Wartung unserer Grasgärten dem Bauer erwächset,

wächset, wird jeder einsehen. Mit den Wiesen wird von vielen, ja wir möchten bald sagen, von den mehrsten noch unverantwortlicher umgegangen. Die mehrsten unsrer Wiesen müssen durch Wässern zum Graswuchse gezwungen werden, und bekommen das Wasser dazu immer eine von der andern; oder das Wasser bekommt ein Nachbar von dem andern, auch aus den Flüssen und Bächen. Die mehrsten lassen das Wasser auf ihre Wiesen laufen, ja geben sich viele Mühe, es darauf zu bekommen, wie sie es aber wieder herunter bringen sollen, oder wo es alsdann bleibt, wenn es darauf gebracht worden, das ist ihnen gleichgültig. Dieses hat denn die Folge, daß es sich unter der Erde wegfrist. Nachdem es nun des Nachbars Wiesen ganz versauert, so tritt es vielleicht am Ende von selbigen wieder hervor, und bringet ihm keinen Nutzen, bis es endlich einmal an einen guten Wirth kommt, der wieder völligen Nutzen davon ziehet, selbiges zur rechten Zeit auffängt und anwendet. Wenn man nun solche verkehrte und erbärmliche Wiesenwirthschaft siehet, so möchte man ausrufen: **o wie sind doch die Menschen so blind!** Die erzgebirgischen Wiesen steigen von den größten Flüssen des Gebirges bis zu den Urquell der kleinsten Bäche. Diese Quellen bilden die Bäche, und diese Bäche die Flüsse und Quellen. Bäche und Flüsse sind die Mittel und die Gegenstände die ein Wirth benutzt, um gute und künstliche Wiesen anzulegen. Zwar ist der Bauer an vielen Orten durch die Mühlen sehr eingeschränkt, daß er von diesen Wässern nicht länger Gebrauch machen kann, als bis Altwalpurgis; aber sie wissen zum Theil diese Zeit von Michaelis

lis bis dahin recht zu gebrauchen. Indessen bleiben doch viele Wässer übrig die Wiesen damit zu versorgen, die nicht unter diesem Zwange sind, und auch noch Hülfsmittel sich Wasser zu verschaffen, die von vielen sehr aus der Acht gelassen werden. Es werden nämlich wenig Wiesen seyn, die von des Nachbars Wiesen nicht sollten die unter der Erde wegfressenden, Wiesen verderbende Wasser auffangen können, theils in kleinen Teichen, theils in Kanälen und Gräben; denn über zwei höchstens drei Fuß tief gehn selten solche wilde Wässer. Ein andres Mittel Wasser zum künstlichen Wiesen zu bekommen, ist ferner dieses: Auf den Höhen der mehrsten Berge befinden sich Felsen, die bei Untersuchung gewiß Wasser halten, und zum Gebrauch hergeben würden. Diese beiden Mittel können mit Nutzen von vermögenden Wirthen angewendet werden, wo es aber einen armen unmöglich ist. Der wahre Stein der Weisen aber, so jedem frei stehet, ist die rechte Anwendung der Wässer, so theils Abfälle von andern Wiesen, theils frische Quellen und Bäche liefern, und welche nicht Geld sondern nur Arbeit von ihren Herren fordern. Das beste Mittel, seinen Wiesen mit der Wässerung recht Gutes zu thun, ist, daß man die Wässerungskanäle oder Wassergräben in die Wasserwage setze, so weit man das Wasser, wenn es stark ist, treiben kann. Dieser große Kanal oder Graben wird von 1 bis 2 Ellen Entfernung mit kleinen Gräben durchstochen, durch welche das Wasser mit Gewalt über die Wiese getrieben wird. Die Gräben können nun bei wenigen Wasser zugesetzt, und durch einen nach dem andern, eine hinlängliche

Quan-

Quantität Wasser über die Wiese gebracht werden. Hier wird nun das achtsame und beurtheilende Auge des Wirthes erfordert, daß er richtig einsehe, wie lange das Wasser läuft, ohne sich in der Erde zu verliehren; sobald man dieses gewahr wird, so ist es Zeit, es in einen andern Kanal oder Graben wieder aufzufangen, und durch kleine Ausschlaggräben wieder weiter zu befördern, und so fährt man fort, bis an das Ende der Wiese. Man muß sich hüten, nie schwaches Wasser auf die Wiesen kommen zu lassen, sondern je schneller es darüber weg läuft, je frischer bleibt es, und je frischer es ist, je mehr befördert es das Wachsthum des Grases. Vier bis sechs höchstens acht Ellen muß die Entfernung seyn, die das Wasser zu laufen hat, ehe und bevor es wieder aufgefangen wird, weil sonsten Schade geschiehet, und wenigstens das Wasser vermindert wird, indem es sich in der Erde und in den Felsen verläuft. Bei einer solchen Behandlung der Kunstwiesen stehen wir jedem für gutes und gesundes Futter. So wie nun jeder Wirth, bei den trockenen Wiesen Kunst anwenden muß, um selbige naß und feucht zu erhalten, so hat er im Gegentheil alle seine Verstandskräfte nöthig, um nasse Wiesen trocken zu machen, ohne selbigen dadurch zu schaden. Viele Wiesen sind naß und versauret, weil theils das von den trockenen Rändern ablaufende, theils das unten fressende Wasser keinen Abzug finden kann, sondern gezwungen ist auf der unten liegenden Lage Lehm sich fortzufressen. Es muß also diesem Uibel zur rechten Zeit mit einem tiefen und breiten Abzugsgraben abgeholfen werden, in welchen man die Seitengräben ziehet, wodurch das fressende

sende Wasser abgeleitet werden muß. Bei solchen Wiesen muß ein Wirth sich den Geiz nicht blenden lassen, und dieses Wasser wieder auf die Wiesen schlagen, weil es Säure im Erdreich bewirket und Schaden verursachet. Will er es aber gebrauchen, so lege er einen ganz kleinen oder großen Teich an, nachdem ihm solches bequem ist, in solchen leite er diese abgezogenen faulen Wasser. Sobald sie in einen solchen Teich zum Stillstehen kommen, so setzen sich die Eisentheile zu Grunde, und das Wasser ist zum Wässern der Wiesen unverbesserlich. Einen solchen Teich kann jeder Bauer selbst ohne Kosten anlegen, weil selbiger nicht künstlich seyn darf, sondern mit dem Lehm den er auf seinen Wiesen gewiß hat, kann er solche Vorbauungen machen, die wasserdicht sind, ohne daß es Teichdämme gebraucht. Hat er nun durch diese Einrichtung der Gräben, seine Wiesen trocken gemacht, so lasse er selbige so oft sie von Gras leer, besonders im Frühjahr recht scharf eggen, und streue alsdenn Heu- und andern Grassaamen darauf, so wird gewiß eine solche Wiese die an ihr gewandten kleinen und leichten Arbeiten mit vielen Vortheil ersetzen. Hat jemand Geld genung, der lege ordentliche Teiche an, die hoch genung das Wasser treiben können, damit die hohen trockenen Ränder mit diesen Teichwasser können gewässert werden. Die letzten Jahre von 1783. bis jetzo sind recht schickliche Jahre gewesen, wo sich dergleichen Wiesenverbesserungen am besten haben ausführen lassen. Obgleich 1785 und 1786 zwei nasse Jahre genennet werden, so sind in diesen doch die Wasserquellen um ein großes schwächer gewesen als in den

vor-

vorhergehenden. Wahrscheinlich haben die Quellen nach den vielen Regen und Nässe tiefere Kanäle gesucht, und aus diesem Grunde sind die alten schwach geworden. In diesen 1787sten Jahre sind viele Quellen vertrocknet, und die sich noch erhalten, sind so schwach als möglich; obgleich bis Anfangs Junii selbige so stark waren, daß man gar nicht glauben konnte, sie würden dieses Jahr schwach werden. Der Graswuchs zum Heu war daher in diesem Jahre an vielen Orten sehr stark, und blieb es auch in den Wiesen, aber der starke Grummtwuchs, den wir hoften, blieb aus, bis Ausgangs August, wo wir vom 27ten auf den 28ten einen starken Frost hatten, der sich in einen anhaltenden, sanften, warmen Regen auflösete, welcher denn endlich das stockende Gras vorwärts trieb, und wir noch schönes Grummt bekamen. Wäre dieses vor den Frost schon heraus gewesen, so würde es erfroren und verdorben seyn, so aber war der Trieb noch zurück, und wir erhielten schönes Grummt. Den 25ten August war es noch unmöglich solches mit der Sense zu fassen, und acht Tage darauf wurde auf den nämlichen Wiesen das herrlichste Grummt gehauen. Ein den gebirgischen Wiesen gefährlicher Feind ist der Maulwurf, und zwar den guten Wirthen ist er am mehrsten zur Last. Sobald das Wasser nur einen halben Tag weg ist, so gehet er wahrscheinlich nach dem Gewürme so sich nach dem Wasser gezogen, und beweiset sein Daseyn mit Aufstossen, wo das beste Mittel ist, ihn wegzufangen. Die gebirgischen Wiesen sind von der Beschaffenheit, daß noch einmal so viel Vieh könnte gehalten werden als wirklich geschiehet, wenn nur jeder

die

die Aufmerksamkeit darauf wenden wollte, die ihm Zeit und Umstände an die Hand geben. Von der Verschonung der Wiesen, von den Schaaftriften, wollen wir gar nichts mehr sagen, weil es doch schwer dahin zu bringen seyn wird. Ob wir gleich ernstlich und herzlich den frommen Wunsch nicht verbergen können, daß diejenigen, den eine solche Triftgerechtigkeit zustehet, anstatt 12 Tage nach Walpurgis darauf zu hüten, schon ihre Gerechtigkeit 12 Tage vor Walpurgis einstellen möchten, damit der Schaden nicht groß würde, den sie mit ihrer Trift machen. Aber das wünschten wir, und dringen mit Ernst darauf, daß jeder Bauer sich nicht selbst mit seinem Vieh im Herbste so großen Schaden in seinen Wiesen thun ließe. Das Vieh gehet nach dem jungen Grase, so auf den nassen Ausschlägen noch immer im Herbste fort wächset, und tritt bei dieser Gelegenheit in dem weichen Erdreiche tiefe Löcher, welches nicht allein die Wiesen uneben macht, daß man das Gras beim Hauen nicht wegbringen kann, sondern es setzet sich auch das Wasser in solche Löcher und verdirbt die Wiese. Will aber ein Wirth durchaus seinem Vieh diese Weide nicht entziehen, so thue er doch das, und leite vorher alles Wasser sorgfältig von seinen Wiesen ab, lasse selbige recht austrocknen, damit durch das in die tiefen Fußtapfen sich sammelnde Wasser nicht so großer Schaden geschehe. Obzwar es in landesherrlichen Verordnungen verboten, so unterbleibt die schädliche Hutung doch nicht, und die wenigsten Landwirthe denken nicht einmal daran, daß ihnen hieraus Schaden erwachsen könne, berechnen aber einem jedem, der ihnen deswegen

Vorstellung machen will, den Nutzen, den ihr Vieh von dieser Weide habe. Uiberhaupt können wir bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, daß nirgends leichter, als im Gebirge, die Stallfütterung des Rindviehes einzuführen. Ein jeder gebirgische Wirth, vorzüglich aber die ordentlichen und guten, geben ihrem Vieh zu allen drei Mahlzeiten, wenn es auch auf der Weide gehet, etwas Futter, es bestehe nun in Siede oder Brühfutter, oder aber im Gras, wo jeder Wirth auf ein Stück Vieh zu allen drei Mahlzeiten einen tüchtigen Tragkorb voll Gras giebet. Ein kleiner Zuschuß von einem halben Tragkorb voll Gras oder allenfals eine verdoppelte Portion würde zureichend seyn das Vieh in den Ställen reichlich zu füttern, und da könnte sich der Landwirth mit etwas Klee- und Wickensäen hinlänglich helfen, und von den sonst zur Weide liegen gebliebenen Feldern noch Heu einmachen, mit welchen er sich bis zum Graswuchse helfen könnte, ohne selbiges zu zeitig angreifen zu dürfen. So würde dieses Wirthschaftssystem, nämlich die Stallfütterung des Rindviehes, das bei den Gemeintriften unmöglich einzurichten ist, bei uns ganz allein von der Willkühr eines jeden Wirthes abhangen, weil er ganz alleine Herr zwischen seinen beiden Grenzen ist, wo kein Mensch hüten darf, wenn er es nicht erlauben will. Das Futter herbei zu schaffen könnte der Hirtenjunge bewerkstelligen, der anjetzo zum Kühehüten gehalten wird. Diese Stallfütterung würde aber Schade seyn alsdann noch fortzusetzen, wenn das Heu von den Feldern eingemacht ist, wo das Vieh auf den Heufeldern vollauf Weide findet, und welche

alsdenn von der Stoppelweide wieder ersetzet wird, und bis vierzehn Tage nach Michaelis also die Weide jährlich zwei Monate recht gut ist, und es Schade seyn würde solche verderben zu lassen. Bei Güthern, die Holzweide haben, wird es jeder zu beurtheilen wissen, ob er bei der Stallfütterung oder dem Austreiben besser fahre, obgleich wir doch des Düngers wegen, die melkenden Kühe im Stalle behalten, und selbige darinnen füttern lassen würden. Die dritte Art, auf welche wir unser Gras ziehen, sind unsere sogenannten Lehden, Braachen oder Driesche, auf diesen wird das mehrste Heu im Gebirge gemacht. Mit Einschluß der Weidefelder wird drei Achtel, ja fast die Hälfte aller gebirgischen Felder Gras tragen. Die Verfahrungsart, die die mehrsten bei dieser Art Heu zu machen, beobachten, ist und muß einen jeden Wunder nehmen, wie Landwirthe so unachtsam verfahren können. Manche lassen ihr Futter so lange stehen, bis alle Blumen verblühet haben, und das Gras anfängt abzusterben, welches nach ihrer Sprache heißt, das Gras wächset noch. Wenn sie nun das Hauen, Rechen und Zusammenbringen in Anschlag bringen, so würde sich mehrentheils finden, daß der Vernachläßigung wegen viele mit ihrer Arbeit, das ganze Heu reichlich bezahlen würden. Andere lassen ihre Felder oft und viel Früchte hinter einander tragen, bis die mehrsten Felder kein Gras mehr zu tragen im Stande sind, und also das Arbeitslohn höher wie die Heuerndte ausfällt. Bei vielen wo das Kalkdüngen stark getrieben wird, kann der Graswuchs nicht stark seyn, weil der Kalk alle Blumen und Graswurzeln verzehrt. Alle

diese

diese Fluren die aus der wenigen Achtsamkeit der Wirthe anjetzo kein Heu liefern, würden bei einer bessern Behandlung Futter im Uiberfluß hergeben. Man darf nur nicht die Felder zu viele Früchte tragen lassen, oder bei der letzten Saat entweder etwas weniges an Dünger wieder in ein solches Feld bringen, oder aber Seifensiederasche darauf streuen, und mit Grassaamen besäen lassen, so wird man drei Jahre lang eine Menge Gras erbauen, ohne daß man nöthig haben wird etwas weiteres daran zu thun, und dieses Gras wird mehrentheils der schönste Klee seyn. Lässet man dieses Gras nun nicht zu lange stehen, und die sogenannte Hundsblume nicht ganz verblühen, so erlangt man sicher eine Menge Heu, ohne große Kosten.

Bei allen Verbesserungen in der Wirthschaft ist es nothwendig auf diejenigen hauptsächlich zu sehen, die nicht große Kosten daran wenden können, und denen doch geholfen werden soll. Wäre der arme Landmann im Stande, seine Gras- und Heufelder so zu düngen, wie nach der Vorschrift des verstorbenen Geheimdenraths **Schubarth von Kleefeld** seine Kleefelder gedüngt werden sollen: so wüßte der Landmann nicht wie er das viele, gute und gesunde Gras, das nicht blähet noch tödtet, verfüttern sollte, und diese so gedüngten Grasfelder würden alsdann Getreide in Menge tragen, so gut wie umgebrochene Kleestoppel. Weit entfernet, daß wir damit den Kleebau, die ihm gebührende Achtung entziehen wollten, nichts weniger! nur wollen wir damit anzeigen, daß ein solches Düngmittel zu kostbar für die

Armuth ist. Mancher kann nicht einen Groschen daran wenden, wenn er gleich 1000 damit verdienen könnte, und so ist es mit dem Klee beschaffen. Die Auslagen sind für die Armuth etwas groß, um nur allein den Saamen sich anzuschaffen. Ein mit Asche bestreutes Feld, wenn man es das Jahr, so auf das Aschstreuen folget, aufmacht, giebt ohne weitere Düngung das herrlichste Getreide von der Welt. Wer seine Felder will liegen und Gras tragen lassen, der thut am besten, wenn sie die letzte Saat tragen und liegen bleiben sollen, mit dieser Saat Asche zu streuen, nach welcher das erste Jahr vorzüglich eine Menge rother wilder Klee wächset, der gewiß die Höhe von einer halben Elle erhält, und mit den allerbesten Kräutern, vorzüglich den so beliebten Hafergrase, vermischt wachsen wird, und als Gras und Heu begierig vom Viehe verschlungen wird. Nimmt man noch zu der Asche eine schwache Düngung vom Stalldünger, und säet Kleesaamen mit der Hafersaat, so bekommt man das erste Jahr eine schöne Hafererndte, und nachhero zwei Jahre hintereinander schönen Klee; unterhält man diesen Klee jährlich mit etwas Aschestreuen so hinterlässet er noch drei Jahre den schönsten Grasswuchs, wovon unten ein mehreres vorkommen wird. Bei den mehrsten gebirgischen Wirthen ist die gar zu große Menge von Getreidesaaten Schuld, daß der Grasswuchs anjetzo so schlecht ausfällt; ja daß mancher von einem Scheffel Hafer Aussaatland nicht für 6 bis 8 Thlr. Heu einmachen kann. Wir wissen es gewiß, daß manche Wirthe von 16 Scheffel Land Haferaussaat nicht 6 Ctr. Heu eingeerndtet haben, auf welche Fläche doch

sechs

sechs Mäder einen Tag gehauen und wenigstens bei mittelmäßiger Witterung acht Menschen mit Dürremachen beschäftiget gewesen sind. Man rechne nun diese Kosten

sechs Mäder, à 5 gr.	=	1 Thlr. 6 gr.
acht Grasrecher, à 2 gr.	= =	16 gr.
und aufs Fuhrlohn	= =	2 gr.
so betragen selbige		2 Thlr. =

und die Einnahme

6 Ctr. Heu, à 8 gr.	2 Thlr. =

ist also die Revenüe oder der ganze Betrag des erworbenen Heues, der ganze Betrag der Kosten. Rechnen wir nun, daß auf diesem Felde 16 Scheffel Asche gestreuet wären, so würde die Rechnung also lauten:

16 Schfl. Asche, à 12 gr.	8 Thlr. =
6 Mäder, à 5 gr.	1 = 6 gr.
Recher- und Fuhrlohn	= = 18 gr.
so betragen die Kosten	10 Thlr. = =

und die Einnahme wäre gewiß

40 Ctr. Heu, à 8 gr.	13 Thlr. 8 gr.

also 3 Thlr. 8 gr. doch Uiberschuß, da vorhin gar keine Einnahme war, und die jährliche Fortsetzung bessert das Feld, und der Graswuchs wird immer stärker. Diese Berechnung ist gar nicht als ohnfehlbar anzusehen, aber sie kann zur Richtschnur dienen, um andere Berechnungen darnach zu machen. Es ist annoch ein großer Fehler bei vielen Landwirthen, daß sie aus Mangel des Futters ihr Vieh noch die erste Zeit im Frühjahr mit auf die Heufelder weiden lassen, die von den Schaafen schon vorhero sehr mitgenommen worden, daß also aus dieser

Ursache noch weniger Gras wächset, als da wachsen könnte, wenn diese mehr geschont würden. Endlich beim Heumachen selbst werden oft wichtige Fehler begangen. Der eine haut sein Gras zum Heu zu zeitig, der andere läßet es zu lange stehen, und hauet es zu spät; der eine lässet sein Heu zu dürre werden, der andere fährt selbiges naß und grün herein. Der, so sein Gras zu zeitig hauen lässet, erhält sehr wenig Futter, ob es gleich ein kraftvolles, schönes milchgebendes Futter wird; indessen würde nicht viel an der Güte des Futters verlohren worden seyn, wenn er selbiges vierzehn Tage später eingemacht hätte. Dieser Fehler hat nicht solche nachtheilige Folgen, als das späte Heumachen verursachet, denn ein solches Heu, worinnen nicht Saft oder Kraft, das ganz abgestorben, und aus welchen aller Trieb verflogen, hilft dem Viehe nicht so viel als Stroh. Ein Centner vom zu zeitig gemachten Heu ist besser als vier Centner von diesen Heu, welches viel schlechter als gutes Stroh für das Melkvieh zu halten ist. Die rechte Zeit Gras zu Heu zu hauen, ist, wenn selbiges in völliger Blüthe stehet, oder, um den Landwirth noch sicherer zu rathen, wenn die Hundsblume zu verblühen anfängt, aber sie muß noch nicht verblühet haben. Dieses ist im Gebirge die letzte Blume, nächst dem Hahnenkamm, die in den Grasfeldern blühet, und deren Stengel ein gutes nahrhaftes Futter giebt. Beide Kennzeichen geben die rechte Zeit der Erndte mit Sicherheit an, ob sie gleich dem Calender nach sehr verschieden auf verschiedenen Ackern ausfallen können; ja oft ist der Unterschied auf zwei Feldern auf ganze vier Wochen in der Heuerndte,

wenn

venn man diesen Kennzeichen folget. Die Heuerndte kann sich also nicht nach der Einrichtung des Wirthes und dessen Willen bequemen, sondern der Wirth muß sich nach den Umständen bequemen, und zwar so gut bei der Heu- wie bei der Getreideerndte. Auch diejenigen, die nicht selbst zu der nothwendigen Zeit zur Erndte Rath machen können, thun besser, Mäder für Geld auszurichten, als daß sie, um das Geld zu sparen, Schaden an diesen wichtigen Zweig der Landwirthschaft, nämlich an der Heuerndte, leiden. Gesetzt, es richtete einer zwölf Mäder auf einen Tag aus, so machte es ihm 2 Thlr. 12 gr. Unkosten, wofür er an jeden Centner Heu 4 gr. gewinnen kann, und also eine solche Ausgabe gewiß mit großen Gewinn wieder kommen wird. Die Ausrichtung fremder Arbeitsleute rathen wir zwar keinem Wirth an, im Gegentheil rathen wir einem jeden, seine Wirthschaft dahin einzurichten, daß er zu allen wirthschaftlichen Geschäften Leute genung habe. Aber dieses wollen und verlangen wir, daß Wirthe, die es im Vermögen haben und thun können, nicht einige Thaler sparen, besonders in Nothfällen, als in Ansehung des Saamens, daß selbiger gut sey, und in der Zeit der Erndte, wo oft mit einigen Groschen viele Thaler erhalten werden können. Was das zu dürre werden des Heues betrift, hat auch solches vielen Einfluß, besonders beim Feldbraachen- oder Lehdenheu, denn alles Heu, das zu sehr austrocknet, verliert seine Kraft. Daher geben uns die neuen Oekonomen die Regel: den Klee nicht zu trocken werden zu lassen. Diese Regel ist bei uns sehr anwendbar; erstlich haben wir auf unsern Feldern sehr

vielen Klee, rothen und weißen, dieser verliert Blumen und Blätter, und leidet, wenn er zu sehr gedörret wird, großen Schaden; zweitens bestehet das übrige Gras zu Heu auch aus lauter Blumen und Kräuter. Werden diese zu trocken, so gehet es wie mit dem Klee. Blumen und Blätter fallen ab, und das Heu verliert nicht allein am Gewicht, sondern es ist von ungleich schlechtern Werth, als wenn es gemäßigt wäre dürre gemacht worden. Das beste Kennzeichen der wahren Dürre ist, wenn es rauschet, aber nie muß es brechen. Bei dem Heu, so in den Wiesen gemacht wird, ist es auch gut, wenn es nicht gar zu dürre gemacht wird, ob es gleich einen viel grössern Grad der Dürre als das Feldheu haben muß; denn weil der Grasstengel viel stärker, so enthält er auch mehr Feuchtigkeit, und wird also inwendig nicht so leichte trocken als das Feldgras, und ist also eine stärkere Dürrung bei selbigen durchaus nothwendig. Es wird unsern Vorschlägen also wohl niemand die Gewalt anthun, und keine Proportion unter diesen beiden Arten Heu zu machen und zu dörren beobachten. Denn wir verlangen, daß jede Art von Heu, es sey Braachen- oder Wiesenheu in seiner Art nicht zu viel, aber durchaus auch nicht zu wenig Dürre bekomme; letzteres ist noch viel schlimmer als das erstere. Ein zu wenig gedürrtes Heu ist dem Anlaufen sehr leicht unterworfen, und ist dem Viehe ein Ekel. Alles was nun das Vieh nicht mit Begierde, sondern nur Hungers wegen frist, ist ihm so wenig zuträglich als das gröbste Stroh, und besonders dem Melkvieh. Doch wird auch grobes Stroh den melkenden Kühen von vielen Wirthen gegeben, die auch

dabei

dabei etwas wenig Milch noch mit geben, wenn gleich diese Milch wenig und sehr schlecht an Güte ist. Wir rathen aus Erfahrung und Uiberzeugung jedem Landwirthe, lieber sein Heu der Gefahr in der freien Luft zu verderben, auszusetzen, als es auf den Boden zu fahren und dort verderben zu lassen, wo insgemein noch mehreres davon angesteckt und verdorben wird. Wenn ein Wirth nur seinen ruhigen Geist bei solchen Umständen beibehielte, so würde er finden, daß er nicht wohlthue, das Heu naß herein fahren zu lassen. In großen Ladehaufen trotzet ein solches Heu gewiß allen Regen und Wetter, und wenn selbige gut gesetzt sind, verdirbt ein halbtrockenes Heu in vierzehn Tagen in den großen Haufen nicht; und ist es denn nicht so dürre, daß es in Ladehaufen gesetzt werden kann, so ist es ja um so viel weniger auf den Boden zu schaffen, und verdirbt auf den Heuboden ganz gewiß. Ist einer denn gar zu besorgt, daß er bei solcher Gelegenheit um sein schönes Heu kommen möchte, und glaubt, daß es verfaulen könnte, der lasse es denn einfahren, lege es aber an einen Ort hin, wo es ganz dünne zu liegen kommt, und die Luft es völlig trockne, oder aber an einem Ort, von welchen es ohne sonderliche Mühe wieder in die Sonne gebracht werden kann. Bei allen diesem verstehen wir, daß das Grüne oder Saftige davon schon abgestorben sey, und es vom Thau oder Regen nicht mehr naß ist. Es giebet viele, die ganz grünes und nasses Heu einfahren, aus allzu großen Wirthschaftseifer, welches Heu gewiß das andere, zu welchen es gelegt wird, verderben muß; denn ein grüner nicht abgestorbener Grasstengel gehet gleich

in die Faulung über, und giebet schädliches und tödtendes Futter, wofür jeden zu warnen die Erfahrung uns gelehret hat. Wer also gutes Heu haben will, der schone keine Kosten und Mühe, und hüte sich, daß er nicht in zu große Unruhe gerathe, wenn auch die Witterung zur Heuerndte nicht so vortheilhaft seyn sollte, als man sich selbige wohl wünschte. Es gewinnet keiner bei der Eile etwas, als daß man einige Kosten erspart, man kann aber großen Schaden durch die Uibereilung leiden.

Die Grummterndte ist ein Gegenstand der die völlige Aufmerksamkeit eines Wirthes verdient, und wir rathen einem jeden diese wichtige Sache nicht geringfügig zu behandeln, nicht allein zu gedenken, daß durch das Grummt die Vermehrung des Futters bewirkt wird, sondern ein recht gutes und schön eingebrachtes Grummt ist eines der milchreichsten Arten von Futter so man haben kann. Aber leider! lassen die wenigsten ihr Grummt gut behandeln. Einige lassen das Grummt nicht dürre genung werden, andere hauen es zu spät im Jahre; daß also die Sonne nicht mehr Kraft genung hat, selbiges dürre zu machen. Auch beim Grummt bitten wir dasjenige anzuwenden, was wir bei dem Heu gesagt haben: nämlich **ein jeder Wirth bringe nichts auf seinen Boden, was grün und nicht recht trocken ist.** Man beschuldiget das Grummt, daß es ein gefährliches blähendes und tödtendes Futter sey; ja wir wissen noch die Zeit wo es hieß: das Grummt muß recht gut eingebrannt werden, wenn man es füttern soll, sonsten ist es höchst schädlich. Anjetzo aber fangen die mehrsten guten

Wirthe

Wirthe an, vom Anfang des Septembermonats bis Michaelis ihr Grummt herein zu bringen, wo die noch Kraft habende Sonne, und die dem Septembermonat eigenen dürren Winde, Mittel abgeben, das Grummt ganz dürre zu machen, wo man es denn ohne Schaden für Rind und Pferde von der Raufe füttern kann. Mancher wird fragen: warum kann man dieses anjetzo thun? und was für Ursachen sind es die diese Veränderung bewirkt haben? Die Ursache davon ist folgende, dieses Grummt ist anjetzo recht dürre gemacht worden, und hat also alle das Schad- und Fehlerhafte, was man selbigem sonsten vorwerfen konnte, dadurch abgelegt. Zum Mastfutter gebe man Grummt, der in selbigem gebliebene volle Saft, giebt selbigem eben die Kraft und Güte, die ein zeitig gemachtes Heu bei sich hat. Da bei dem Grummt wegen der Jahrszeit der völlige Auswuchs des Grases nicht mehr zu erwarten ist, weil selbige durch ihre Rauhigkeit und die schon eintretenden kalten Nächte das Gras nicht mehr zur Vollkommenheit kommen lässet, so muß man selbiges in der besten Zeit wegnehmen, und jeder wird durch dieses Mittel ein herrliches und gesundes Futter an seinem Grummte erhalten. Aber auch beim Grummtmachen wollen wir hier abermalen die beim Heumachen gegebenen Vorschläge wieder in Erinnerung bringen, damit man bei selbigem nicht in Fehler gerathe, die schädlicher wie beim Heumachen werden können. Aus allen diesen, so wir bis hieher angeführt haben, wird ihnen deutlich werden, wie sehr es der Aufmerksamkeit unserer Landwirthe werth sey, ihre Grasgärten, Wiesen und Lehden auf das sorg-

fältigste

fältigste abzuwarten, ja es ist fast nothwendiger dieses zu empfehlen, weil der Väter und Großväter Weise nicht von uns weichen will, als aller schöner und nie genung zu erhebender Futterkräuterbau. Wollen sie also mit der Großväter Sicherheit, in ihren landwirthschaftlichen Schritten fortgehen. Ei nun! so müssen sie die Aussichten einer glücklichern Zukunft vor sich verschlossen sehen. Mögen sie doch die von Vätern und Großvätern auf sie geerbte Wirthschaftsmethode beibehalten, wenn es ihnen zu kränkend seyn sollte, von der ihnen bis hieher lieb gewordenen Gewohnheit abzugehen. Aber darum bitten wir, daß sie ihre altväterische Wirthschaft so betreiben, daß sie auch allen den Nutzen daraus ziehen, der nur möglich heraus zu bringen ist, und daß sie das daran gewandte Geld zu solchen Ertrag bringen mögen, als man es nur bei solchen Umständen nutzen kann. Mit dieser Bitte schliessen wir und sind ꝛc.

Zwölfter Brief.

Inhalt.

Von den besondern Gewächsen, die vorzüglich im Gebirge gebauet werden, als Erdäpfel, Kraut, Rüben, Korn, Flachs, Hafer, Gerste ꝛc.

Mein Herr!

Wir haben Ihnen im ersten Theil unserer Erfahrungen mit den verschiedenen Gewächsen unterhalten, die den vornehmsten Gegenstand unserer gebirgischen Feldwirthschaft ausmachen, Sie verlangen selbige genauer auseinander gesetzt zu haben, und daß wir von jedem die gemachten Erfahrungen anzeigen sollen. Wir wollen also die Ordnung beibehalten nach welcher selbige auf unsern Feldern gesäet und gebauet werden. Die erste Frucht so in der gedüngten Braache geleget wird, sind die **Erdäpfel.** Diese Frucht ist eine der ersten und vorzüglichsten im Ertrage, und ihre Erbauung vor vielen andern zu empfehlen. Diese Frucht in dem frischen Dünger gelegt, giebt mit aller Sicherheit die zwölfte Frucht, wenn sie nicht gemißhandelt wird, in Ansehung des Saamens und der Weite wie man selbige leget. Vorzüglich muß man sorgen, daß sie von allem Unkraut rein gehalten werden, besonders von dem so sehr schädlichen Maurich. Dieser findet sich mehrentheils erst ein, wenn die Erdäpfel bald blühen wollen.

Das

Das Eggen kurz vor ihren Aufgehen, und ein abermaliges Eggen, wenn sie eines Fingerslänge erwachsen. Das gute Behacken und das recht gute Anziehen nach demselben, sind alles Mittel, die gegen das Unkraut von großer Wirkung sind, und wichtige Dienste, besonders wider den Maurich, dieses dem Dünger so gerne folgende Unkraut, leisten. Zu einem guten Saamenerdäpfel gehört, daß er die Größe eines mittelmäßigen Borstorferäpfels nicht übersteige, und nicht kleiner sey als eine mittelmäßige Welsche Nuß, oder um noch deutlicher zu seyn, daß 25 Stück ein Pfund wiegen. Von dieser Größe werden 4 Scheffel Saamenerdäpfel hinlänglich auf ein Feld von 3600 Quadratschritten seyn, und von diesen 4 Scheffel Saamen kann jeder mit Zuverläßigkeit 50 Scheffel an Ausbeute wieder erwarten. Welche Frucht ist denn wohl, deren Ertrag man so ziemlich zuverläßig bestimmen kann, und welche Frucht ist es wohl, die im starken Ertrage dieser gleich zu setzen wäre? Will man aber noch mehr Ertrag haben, so nehme man den allerkleinsten Saamen und lege auf 3600 Quadratschritte 2 Scheffel Saamen, aber nur solche die nur einen Keim haben, so kann man oft auch 50 Scheffel wieder erbauen, aber nur nicht mit solcher Sicherheit, weil das Kraut nicht so stark wird und des Frühjahrs durch den Frost leicht leidet; so daß es lange Zeit braucht, eh es sich wieder erholen kann, weil die Saamenmutter zu schwach ist, um diesen leidenden Zweig durch andere Keime wieder zu ersetzen. Indessen von 1 Scheffel Saamen haben wir doch nie unter 10 Scheffel wieder erbauet, wenn wir auch kleine gelegt haben. Wir rathen aus Uiber-

zeugung keinem nicht, die Erdäpfel in frischen Dünger zu legen, so sehr auch viele Wirthe dessen Nutzen vertheidigen, sondern wer selbige mit dem größten Nutzen legen will, der lege sie in die Aecker, die Flachs getragen haben. Wir wissen es aus der Erfahrung, daß die Erndte eben so reichlich ausfallen wird als im frischen Dünger, und die in solchem Lande erbaute Erdäpfel werden nie grindig werden, wie sie es die mehrsten Jahre im frischen Dünger werden. Der Acker, worinnen Erdäpfel geleget werden sollen, muß recht locker gemacht, und vorhero recht gut gestürzet und geegget worden seyn. Aus schlechten ausgetragenen Aeckern die nicht mehr Früchte tragen wollen, kann man keinen grössern Nutzen ziehen, als daß man sie des Herbsts gut stürzet und recht klar egget. Will man diese Arbeit im Frühjahr wiederholen, bezahlt die Erndte selbige wieder; ist es aber, daß es die Zeit und Lust nicht erlauben, so lege man seine Erdäpfel auch ohnedem, und streue zu jedem Scheffel Erdäpfel ein bis zwei Scheffel Asche. Eine solche vorgerichtete Erdäpfelsaat wird gewiß reichlichen Ertrag geben, aber hier müssen wir erinnern, daß bei schlechten Aeckern der Saamen nicht schlechter als 25 Stück auf ein Pfund seyn dürfe; denn von schwächern Saamen haben die Keime nicht Trieb genung. 24 bis 30 Scheffel kann man von einem Scheffel Kornland mit Sicherheit wieder erwarten, und bekommt vom Lande und von seinen Kosten reichliche Ausbeute, und erhält ausser diesem Vortheil ein mit Asche gedüngtes und gut vorgerichtetes Land zur Hafersaat. Die Erdäpfel sind also gewiß werth, daß man sie bauet, am besten ist

es,

es, wenn man selbige hinter dem Pfluge her leget, obgleich selbiges auch seine Abfälle hat. Man lege selbige entweder hinter dem Pfluge, oder hinter dem Hacken, es ist gleich viel, nur lege man sie eine Furche um die andere, und sehe nur dahin, daß selbige gleich und nicht zu dicke oder zu dünne gelegt werden; denn, werden selbige zu dünne gelegt, so büsset man sein Erdreich ein, und leget man sie zu dicke, so büsset man den Saamen ein. Einen Fuß weit von einander, ist die beste Weite, ja eher darunter als darüber; nur muß hinlänglicher Platz zwischen den Zeilen bleiben. Es ist eine bis hieher noch nicht ganz entschiedene Frage: Ist es gut, den Erdäpfeln ihr Kraut abzuschneiden oder nicht? wir bejahen diese Frage und sagen, es ist gut. Der Erdäpfel der sein Kraut Anfangs Septembers durch Abschneiden verliehrt, wird zwar wenig mehr wachsen, aber er wird mehligter und fester, als der, der seines behalten, welcher wässerigt und gerne schliffig bleibet. Einen großen Fehler haben die Erdäpfel, so ihr Kraut behalten, noch, daß man selbige nicht von den Stöcken abschütteln kann, sondern selbige so fest daran sitzen bleiben, daß man sie abreissen muß. Dieses macht große Beschwerde beim Ausnehmen. Ferner setzt sich das Erdäpfelkraut beim Hacken und Eggen so vor, daß er fast gar nicht zu regieren möglich. Wir schneiden unser Erdäpfelkraut ab, und füttern unsre Kühe damit, das, wenn es nicht gar zu groß und stark ist, selbiges mit großen Appetit verzehret, und nicht, wie man fälschlich behauptet, vom Erdäpfelkraute weniger, sondern noch wohl, wenn eines seyn sollte, mehr Milch davon giebet. Es werden verschiedene Arten von

Erdäpfel

Erdäpfel bei uns erbauet; die Zucker- und schwarzen Erdäpfel sind des Wohlgeschmacks wegen recht schön, aber der Betrag davon ist zu wenig, um selbige mit Nutzen zu erbauen. Die Schweineerdäpfel sind ihrer Größe und der daher entstehenden reichlichen Erndte wegen des Anbauens werth; ihres wässerigten und schwammigten Wesens wegen, aber dem Viehe nicht so gedeihlich als die ordinairen rothen und weißen, die mehr Mehl haben, und dem Viehe mehr Nahrung und Kraft geben, als die großen wässerigten und schwammigten. Indessen kann es seyn, daß sie auch an andern Orten mehr Mehl und Consistenz bekommen, welches bei uns nicht geschiehet, wo selbige wässerigt bleiben. Die ordinairen weißen sind noch besser für uns, als die rothen, sie tragen zwar an der Zahl nicht so viele als die rothen, aber sie werden mehrentheils größer und auch mehligter, und haben das vorzügliche Gute, daß sie beim Aushacken und Ausegggen so deutlich zu sehen sind, wogegen die rothen sich in der Erde verliehren. Jedoch hier kommt es auf den Jahrgang an; aber die mehrsten Jahre werden die weißen sich besser bezahlen als die rothen. Etwas ganz bestimmtes darüber zu sagen, ist nicht möglich, denn jede Art hat ihren Nutzen, und findet auch aus diesen Gründen immer seine Vertheidiger und seine Liebhaber. Das zweite was im Dünger gepflanzt wird, ist das **Kraut.** Dieses Gewächs wird viel im Gebirge erbauet. Ob es gleich nicht von so großen Ertrag, wie die Erdäpfel, so ist es doch in Ansehung der Fütterung für das Vieh, von sehr großen Nutzen. Die Art Kraut aber, so gebauet wird, ist nicht von fester Art, und wird

nie große Häupte oder Köpfe tragen, sondern nur Blätter und Strünke für das Vieh liefern. Der Ertrag von dem Kraut ist eben nicht stark, wenn man es ganz genau berechnet, aber zu der Viehwirthschaft ein ganz unentbehrliches Futter, und immer eine Revenüe mehr, die der Acker hergiebet. Es ist eine üble Meinung, so man insgemein heget, daß das Kraut noch wachse bis Martini, denn nach Michaelis, wenn die Nächte anfangen kalt zu werden, wird ein jeder bemerket haben, daß die Krautblätter blau und auch um einen großen Theil kleiner werden und einschrumpfen; folglich verliehrt das Kraut nach Michaelis. In diesen 1787sten Jahre geschahe es, daß das Kraut um Johannis unverbesserlich stand. Mit einemmale fieng es an schlecht zu werden und zu vergehen, so daß nichts daraus ward. Es mußte doch ein heimlicher Frost oder ein Mehlthau darauf gefallen seyn, der eine solche Veränderung bewirket hat. Denn das nach Johannis gesteckte Kraut ist ganz vortreflich gerathen, und auch ersteres Unglück betraf nicht das Kraut aller Orten, sondern es war nur Strich weise. Wer für sein Vieh Kraut gebraucht, der muß keine Art Kraut wählen, die große Köpfe macht, weil solche immer gerne einen kleinen Kohlstrunk, der ganz niedrig an der Erde bleibt, machen. Man wähle lieber eine hohe Art Kraut mit spitzigen Häuptgen, die an Strünken zuweilen eine Elle hoch werden, von welcher Art die Strünke ein herrliches, gutes und lange sich erhaltendes Futter abgeben. Noch eine Vorfrucht nehmen wir im Gebirge aus unsern Dünger, und dieses ist die große, weiße **Wasserrübe.** Diese Frucht ist es, die insgemein

mein, wenn sie Dünger genung bekommt, recht gut geräth, und auch der Ertrag ist wegen der Consistenz der Rübe besser, als von dem Kraut. Es giebt Rittergüther die aus dieser Rübensaat ansehnliche Revenüen ziehen, und jährlich für 50 bis 100 Thlr. verkaufen. Diese Frucht giebet ein vortrefliches Brühfutter oder Siede für das Melkvieh ab, das nach selbigen viele Milch giebet; die, wenn sie gleich etwas wässerigter, als die von Kraute ist, doch zum Anbau dieser Frucht anzurathen hinlänglich ist. Ihre Saat geschiehet am besten zwischen Johannis und Margarethen, weil die jungen Pflanzen, wegen der alsdenn insgemein eintretenden Regenzeit, nicht so sehr von den Erdflöhen geplagt werden, welche selbige bei früherer Saat gewiß ganz abfressen würden. Indessen säen auch viele aufs Gerathewohl Rüben vor Johannis, um zeitiges Herbstfutter zu haben, und auf Rittergüthern und großen Höfen geschieht es immer, um dem Viehpachter gutes Futter zu schaffen. Die besondere gute Eigenschaft die sie allen Landwirthen vorzüglich empfehlungswürdig macht, ist die, daß nach selbiger immer eine gute Kornerndte zu erwarten ist, welches nach den Rüben ganz unvergleichlich wächset; denn durch den Abfall der Blätter giebet sie auch dem Acker eine Art vom Düngung.

Diese drei bis hieher angezeigten Früchte, als Erdäpfel, Kraut und Rüben, werden voraus weggenommen, oder als Vorfrüchte vor dem darauf folgenden Körnerbau betrachtet. Diese Früchte sind auch zu dem nachherigen Körnerbau fast nothwendig; denn Kraut giebet

herrliche Flachsländer, und Rüben schönes Korn. Die Erdäpfelsaat ist in diesen Fällen zwar nicht anzurühmen, sie ersetzt aber an eigenem Ertrag was in der Folge durch ihren Bau an den Körnern abgehen möchte. Wir rathen einem jeden Wirth, der Erdäpfel in Dünger legen will, selbige in den Dünger zu legen, den er im Herbste abgefahren; im Frühjahrsdünger aber Kraut zu stecken, und im Sommerdünger Rübsaamen zu säen. Er wird gewiß großen Nutzen davon haben, wenn er stark zu düngen gewohnt ist, und die Felder werden schon allein durch die Bearbeitung, so Kraut und Erdäpfel, an Behacken und dergleichen erfordern, verbessert, und die Rübe giebet durch ihre abfallenden Blätter eine Düngung, und durch das Ausziehen ein lockeres Erdreich. Diese drei Früchte kann man in allem Betracht als Futterkräuterbau betrachten, und als herrliches Viehfutter jedem anrühmen, und so viel wird genung seyn, um Sie für den Bau dieser Gewächse einzunehmen; da ohne diesem Nutzen, den sie als Viehfutter geben, selbige auch noch in der Wirthschaft und zum Essen für die Menschen ganz unentbehrlich und vortreflich sind, wovon die Erdäpfel gewiß ganz unentbehrlich seyn werden. Auf diese Vorfrüchte folget nun die **Kornsaat**, und zwar Sommerkorn. Diese im Gebirge naturalisirte Frucht, ist auf alle Fälle nicht zu verachten. Ob wir gleich selbige nicht zu der Würde des Winterkorns erheben wollen, so ist doch das gewiß: Wenn alle Umstände, so gut beim Sommerkorn zusammentreffen als wie beim Winterkorn, wenn es gerathen soll, zusammentreffen müssen, so bauen wir gewiß so vortrefliches Korn,

als je das Winterkorn nur seyn kann. Das beweiset dieses 1787ste Jahr, wo aus unsern Sommerkorn das wohlschmeckendste Brod gebacken wird. Bei der Bestellung und bei der Erndte des Korns geschehen insgemein Fehler, die aus Nachläßigkeit und Uibereilung herrühren. Die mehrsten begehen dabei einen Fehler der Nachläßigkeit. Wenn sie ihre Felder zur Kornsaat stürzen, so machen sie diese Arbeit so obenhin, daß viele große Bänke stehen bleiben; Aus diesen Bänken entstehen Streifen im Getreide, die zwar durch das Bestocken der andern Stauden bedeckt werden, aber doch, ohne Streit im Ganzen, Schaden verursachen müssen. Andere, und fast die mehrsten, begehen den Fehler aus Uibereilung, daß sie das Korn nicht reif werden lassen. Himmelschreiend ist es, wenn man das herrlichste Korn niedermachen siehet, in dessen Körnern kaum die Spuren von Mehl anzutreffen. Sie hauen es, ohne seine Reife völlig abzuwarten, weil sie das Vorurtheil haben, es würde sich nicht gut backen, wenn es zu reif würde. In diesem 1787sten Jahre, wo wir zeitige Erndte gehabt, sind nur wenige Wirthe gewesen, die die völlige Reife vom Korn abgewartet hätten. Denn nach der alten Uiberlieferung muß das Korn so gehauen werden, daß es beim Einfahren nicht ausfalle. Nun bedenken Sie, wie grün es gehauen werden müsse, wenn es nicht ausfallen soll. — Ein Scheffel rechtes schönes Sommerkorn giebt 160 Pfund Brod; und 24 Kannen Brandewein kann man aus einen solchen Scheffel brennen, und zwar noch dazu auf einer halben Scheffelblase. Ja, wenn es alle Jahr so gerieth, wie dieses

1787ste Jahr, so wollten wir die wärmern Gegenden um ihr Winterkorn nicht beneiden. Ist es also nicht billig, daß wir einer solchen Frucht die Vorzüge einräumen die sie verdienet, da sie uns unser Brod giebet, und eine Menge von schönen Stroh liefert, so wir zu Dach- Schneide- und Streustroh ganz nützlich anwenden können. Wir lassen dem Winterkorn seine Vorzüge, aber wenn alle Jahre diesem jetzigen gleich sind, so finden wir keinen Unterschied. Die Saaten vom Winterkorn sind bei uns auch gut, und gerathen, wie wir über diesen Punkt uns schon im ersten Theile erkläret haben, die mehrste Zeit recht gut. Aber wir gehen bei der Wintersaat nicht mit solcher Sicherheit, wie bei dem Sommerkorn. Wenn dieses letztere bei trockenen Wetter in gut ausgetrocknete Aecker, zeitig des Frühjahrs in die Erde kommt, so wird es sehr selten fehlschlagen; obgleich in diesem 1787sten Jahre die zeitige Saat nicht recht reußirt ist. Auf die Kornsaat, die vom 12ten bis 16ten April gesäet wurde, fiel den 17ten April ein starker Schnee, welcher ein paar Tage liegen blieb, und das Korn zum Keimen unter dem Schnee brachte. Da dieser durch die Mittagssonne weggenommen wurde, so litte das keimende Korn durch die Nachtfröste sehr, und es ward nicht so dicke als es wohl hätte werden können. Die aber Ausgangs April geschehene Kornsaat ist die beste gewesen und gut gerathen. Sie erhielt von der Witterung alles was ihr dienlich seyn konnte; obzwar nicht zu leugnen, daß es der Witterung zugeschrieben werden muß, daß sie vierzehn Tage später reifte, als das erst gesäete nach seiner Art. Es ist wahr, die Jahre

1785 und 1786. sind nicht dem Korn das gewesen, was selbiges zur Vollkommenheit hätte bringen können. Aber leider! ist auch diese Klage an allen gesegneten Orten geführt worden. Eine große Menge Mutterkorn ist dieses Jahr in unsern Korne gewesen, hat sich aber, noch ehe die Erndte vollendet worden, fast gänzlich verlohren. Dieses, der menschlichen Gesundheit so nachtheilige Gewächs, hat aller Wahrscheinlichkeit nach, sein Daseyn dem Stiche einer Fliege zu danken. Sobald sich diese im Korne einfindet, so trift man einige Tage darauf schon Proben vom Mutterkorne, so wie man vor der Ankunft der Fliegen nichts von selbigem gewahr wird. Ob nun diese Fliegen Schuld an der Entstehung des Mutterkorns sind, oder aber, ob die Fliegen und das Mutterkorn sich zu gleicher Zeit im Korne einfinden, dieses wollen wir den Naturforschern zu entscheiden überlassen. So viel ist gewiß, daß die Fliegen kleine runde Löcherchen in das Korn bohren. Was sie da herein legen, oder wozu ihnen dieses Loch sonsten dienet, oder ob diese Löcher von einer andern Ursache als dem Fliegenstich, entstehen, ist nicht das Fach der Oekonomie. So viel können wir aber auch wieder sagen: als ein Mittel wider das Mutterkorn haben wir es recht lange stehen und gut reif werden lassen; da denn das Mutterkorn, indem die Aehren ihre Krahlen oder Spitzen verlohren, mit abfiel, so daß man unter dem gedroschnen Getreide nicht die Probe antrift. Auf die Kornsaat folgt gleich die **Leinsaat.** Dieses Handelsgewächs ist der vorzüglichste Zweig des gebirgischen Feldbaues. Die 50te und folgende Seiten unserer Erfahrung im ersten Theile han-

deln davon, und nie müsse eine ökonomische Schrift von dessen Ruhme schweigen! Besonders, weil selbige große Summen in das Land bringt. Die Korn- und Leinsaaten müssen alle auf die Vorrichtung eines Ackers gewendete Kosten bezahlen, und alle andere auf diese folgende Saaten müssen der Gewinnst seyn. Das Jahr 1785 gab sehr schlechten Flachs, ja fast gar keinen, der so viel halten wollte, daß er konnte gebrecht werden. Das Jahr 1786 gab zwar Flachs, aber er war so sehr spröde, daß dessen Werth auch nicht groß war. Dieses 1787ste Jahr hat zwar sehr schönen und vortreflichen Flachs gegeben, aber in Ansehung der Menge ist es nur sehr wenig geworden. Beide erste Jahre gaben noch, ausser daß sie sehr wenig Flachs gaben, auch fast gar keinen Leinsaamen, und waren daher mit allem Rechte zu den schlechten Jahren zu rechnen. Dieses letzte Jahr aber kann mit allen Recht zum mittelmäßigen gerechnet werden, worüber wir uns an einem andern Ort zu erklären Gelegenheit haben werden. Auf die Vorrichtung eines guten Leinackers kommt sehr vieles bei dem Bau des Flachses an, und ist es sehr nothwendig, daß der Ackersmann, der die Korn- Gemenge- oder Haferstoppel umpflügt, besonders Achtung giebt, daß er schmale Furchen, und diese Furchen besonders eben legt. Die Vorrichtung der Leinäcker geschiehet am besten Anfangs Octobers, bei rechten trockenen Wetter. Wenn nun dieser Acker den Winter durch gelegen, und er im Frühjahr besäet werden soll, so muß man das Unkraut recht scharf abeggen, um solches in der Wurzel zu tödten. Bei einer solchen guten und vorsichtigen Behandlung

kann

kann man sich sicher darauf verlassen, wenn Witterung und andere Umstände solcher nur favorisiren. Die vielerlei Arten Leinsaamen, die bei uns gesäet werden, müssen doch alle dem rigaischen Cron- oder langen Tonnenleinsaamen den Vorzug lassen. Dieser Saame erfordert nicht mehr Kosten und Arbeit als der andere, und der Flachs ist immer zwei Fünftel mehr an Werth, und also der Gewinn bei selbigen immer so viel mehr als bei dem andern. Nur Schade, daß so großer Betrug mit diesem Saamen gemacht wird. Dieser Betrug bringt unersetzlichen Nachtheil nicht allein über den Wirth, sondern auch über das ganze Land. Gäben die mit Saamen handelnde Leinhändler ganz reinen andern Saamen für Cronlein aus, und mischten nicht zwei Arten unter einander, so würde der Schade noch nicht so groß seyn, wie er leider anjetzo wirklich ist. Denn zwei Arten können nie mit einander egal wachsen, sondern eine unterdrückt immer die andere, und der Flachs wird zweiwüchsig und daher schlecht. Der neue Tonnenlein erfordert auf die Tonne, wenn er gut gesäet werden soll, 9000 Quadratschritte. Nimmt eine Tonne, die ihr richtiges Maas von fünf viertel Scheffel Dresdner Maas hält, diese Fläche ein, so stehen wir dafür, daß er nicht zu dicke noch zu dünne gesäet ist, und gleiche stehen wird, wenn er bei stillen Wetter gesäet worden. Besonders erfordert diese Art des Leinsaamens, daß er nicht zu dicke stehe, weil sonsten noch viel weniger Leinsaamen, als gewöhnlich daran wachsen wird. Zu dünne ist aber auch wieder nicht gut, weil er sodann starkstenglicht, und grober Flachs daraus werden wird. Sie sehen also, daß

eine geübte Hand dazu gehöre, um diesen Saamen in richtiger Proportion zu säen. Wir geben hierbei einen ganz sichern Rath, nämlich: Man lasse den Sämann eine Metze oder eine halbe Metze zur Probe säen, messe sodann aus, wie viel Land er dazu gebraucht habe, so wird es jedem leicht werden zu bestimmen, ob der Säemann zu dicke oder zu dünne säet. Diese Art (der Cronlein) wird gewiß, wenn nicht Wetterschlag ihm Schaden thut, niemals ganz verlassen, und wenn er auf der Röste nicht gut gerathen sollte, so wird doch ein gutes Werg daraus, und bleiben die zerstossenen Enden, wenn sie um den Ring gebrecht werden, noch zum Spinnen tüchtig. Die zweite Art Leinsaat, der sich die gebirgischen Wirthe bedienen, ist der von dem rigaischen Tonnenlein selbst erbaute Saamen. Dieser Saamen, wenn er gut behandelt worden, ist oft eben so gut, zuweilen noch besser als der neue, der mit diesem melirt worden, und uns dann als ächter rigaischer Leinsaamen verkauft wird. Wer diesen Saamen recht gut haben will, dem rathen wir, da jedem Wirth an gutem Saamen viel gelegen seyn muß, einige wenige Mühe nicht zu scheuen, und auf folgende Art ihn zu behandeln. Wenn die Knotten es werth sind, daß der Wirth mit dem Flachsraufen auf selbige warte, so lasse er den gesäeten neuen rigaischen Tonnenlein nicht zu grüne ausziehen. Wenn andere Gelegenheit fehlt, so lege man den Flachs vier, sechs bis acht Tage auf ein altes dürres Heufeld, daß die Knotten recht abtrocknen, lasse ihn rüffeln, und trockne alsdann die Knotten völlig an der Sonne auf Tuchern, und zwar so lange, bis sie von selbst alle auf-

springen,

springen, und der Leinsaamen mehrentheils auf den Tüchern liegen bleibt, und sodann ihm gleich aus der Sonne weggedroschen, den besten Saamen davon weggenommen, selbigen recht dünne auseinander gebreitet und bis zum Frühjahr liegen gelassen. Wenn er dann nicht gut ist, so beschuldige man uns der größten Unwahrheit. Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit eines Fehlers zu gedenken, der von so vielen Wirthen gemacht wird. Die mehrsten lassen ihren künftig zu säenden Leinsaamen in den Knotten bis kurz vor der Saatzeit; weil sie glauben, aus der Erfahrung es beweisen zu können, daß diese Verfahrungsart die beste sey, um guten Saamenlein zu erhalten. Die mehrsten strafen sich aber selbst der Unwahrheit dieses ihres Vorgebens, weil sie behaupten, sie müßten ihren eignen erbauten Leinsaamen noch einmal so dicke säen, wie den neuen Tonnenlein, und wenn er auch aufgienge, so hätte er die Kraft des Wachsthums nicht, und die mehrsten noch aufgegangenen Pflanzen vergiengen alsdenn noch. Wäre dieser Leinsaamen gut gewesen, so dürften sie diese Klage nicht führen, und hätten ihn nicht dürfen so dicke säen lassen. Wer aber nur ein wenig mit der Struktur der Knotten bekannt ist, dem muß es von selbsten in die Augen leuchten, daß, wenn die Knotten noch so trocken geworden, oder nur scheinen, doch viele inwendig in der Knotte nicht so trocken werden, daß sie nicht etwas anlaufen und schimmeln sollten. Ja die Erfahrung lehrt, daß der Leinsaamen, wenn er noch so trocken zu seyn scheint, und er, nur ohne Luft zu haben, aufgehoben wird, größtentheils anlauft und dumpfig wird. Wir

haben

haben die Versuche gemacht und Leinsaamen nach Großväter Weise in den Knotten liegen lassen, aber der Leinsaamen kam gar in keinen Vergleich mit unsern gleich gedroschnen. Wir wollen uns gerne belehren lassen, wer uns physikalische Ursachen angeben kann, warum eine andere Art den Saamenlein zu behandeln, besser sey als die unsrige. Wer Tücher und Gelegenheit genung hat, der braucht seinen Flachs gar nicht auf den Acker zu legen, sondern kann ihn gleich beschicken lassen. Die dritte Art des Leinsaamens der in dem Gebirge gebraucht wird, ist der Quedlinburger, der mit den vorigen Arten fast immer einerley Eigenschaften hat, und auch die nämliche Ausbeute giebet. Die vierte Art Leinsaamen die gebraucht wird, ist der Grünmärkische, welcher aus der Berliner Gegend zu uns gebracht wird, Der Flachs von dieser Art hat den Vorzug, daß er sehr vielen Saamen liefert, auf 4000 Quadratschrittte kann man sicher einen Scheffel von diesen Saamen säen. Wenn der Flachs egal geräth, so sind 5 Schock von dieser Art Flachs so viel werth, als 3 Schock vom neuen Tonnenflachs. Es giebet diese Art 2 Scheffel, ehe der neue Tonnenlein 1 Scheffel wieder giebet, nur mit dem Unterschiede, daß 1 Scheffel einmal gesäeter Tonnenlein um 6 bis 8 Thlr. und 1 Scheffel vom grünen erbauten um 3 bis 4 Thlr. verkauft wird. Dieser Flachs erfordert rechtes gutes Land, stehet aber gegen alle andere Arten viel Kälte aus. Wenn er geräth, so wird insgemein ein sehr feiner Flachs daraus, wenn er dicke gesäet wird. Die mehrste Zeit ist seine Länge eine bis anderthalbe Ellen, ob er gleich zuweilen auch wohl noch

länger

länger wird, ja zuweilen wohl die Länge des langen Tonnenlein erreicht; welches aber ein sehr seltner Fall ist. Der von diesem Flachs wieder erbaute Saamen würde zur Saat immer wieder zu gebrauchen seyn, so gut wie der vom neuen Tonnenlein. Aber es ist ein sehr geringer Unterschied unter dem Preise für welchen man diesen verkaufen kann, und unter dem Preise wofür man ganz neuen wieder kaufen kann. Man achtet also die kleine Einbuße nicht, nimmt sich jährlich frischen Saamen, und verkauft diesen selbst erbauten lieber zum Oehlschlagen, als daß man selbigen wieder säen sollte. Die fünfte Art des im Gebirge gewöhnlichen Leinsaamens ist der gelbe Märkische, der im Churkreise bei Herzberg und in der Gegend von Jüterbock erbauet, und zu uns ins Gebirge gebracht wird. Er ist von dem vorigen in wenigen unterschieden, ausser in der Farbe. Man gebraucht auch noch eine Art des Leinsaamens, die Säelein genannt wird, und aus der Laußnitz und Schlesien zu uns kommt. Diese Art Flachs soll das Mittel zwischen den grünen und den langen Tonnenlein halten. Wir können aus der Erfahrung nichts von selbigem sagen. Viele, die sich seiner bedienen, sagen, daß er so lang und schön als der einmal gesäete rigaische Tonnenlein wachse. Indessen sind wir Freunde des neuen Cronenleins und dessen Nachkommenschaft, die, wenn sie ordentlich behandelt wird, immer gesäet werden kann. Wir haben dreijährige Versuche damit gemacht, und er ist immer gut geblieben. Aber wir haben den Saamen in der Sonne genöthiget, selbst aus seiner Hülse zu springen. Die beste Zeit zur Leinsaat ist Anfangs May bis zum 10ten

oder 12ten; indem alsdenn die mehrsten Fröste vorbei, und den Maymonat durch immer noch viel Winterfeuchtigkeit in der Erde ist, und der zu erbauende Leinsaamen dann noch rechte gute Zeit zur Reife behält, weil dem Flachs zur Röste auch noch Zeit genug bleibt. Es giebt viele Gegenden im Gebirge, die erst zu Johannis ihren Leinsaamen säen, weil sonsten Mehlthaue in selbigen fallen und ihn verderben sollen, und fast gar kein Flachs erbauet würde. Diese Gegenden erbauen wenig oder gar nichts vom Leinsaamen, und besorgen ihre Flachsröste erst im Frühjahr, weil selbiger erst spät aus der Erde gebracht wird, und der Flachs, des zeitgen Winters wegen, nicht mehr Zeit haben würde gut zu werden. Wir rathen aber einem jeden Anfangs May seinen Leinsaamen zu säen, und wenn selbiger einen Fingers lang erwachsen, so ist es die höchste und die rechte Zeit selbigen zu jäten. Früher ihm zu jäten würde nicht viel helfen, und später darf man auch nicht damit warten, weil er oft in einer Nacht über eine Viertelelle wächset, und man dann mit dem Jäten schon Schaden anrichtet; zu geschweigen, daß er denn sehr beschwerlich zu jäten, und selten vom Unkraut rein wird. Zu zeitig aber zieht noch schlimmere Folgen nach sich, weil insgemein die spinnenden Kräuter, als Maurich und dergleichen, erst spät zu wachsen anfangen, und man alsdann immer noch einmal anfangen möchte zu jäten. Der größte Fehler, der aber fast ganz und gar nicht abzuändern, und beim Jäten geschieht, ist, daß so vieler Flachs mit ausgerauft wird. Hierauf hat ein jeder Wirth ein wachsames Auge zu verwenden, Ursache, so wie es auch höchst noth-

wendig

wendig ist, auf das Reinejäten genaue Aufsicht zu führen. Die eigentliche Zeit der Flachsraufe oder des Aufziehens des Flachses ist nicht, wenigstens nicht genau, zu bestimmen. Vieles hängt von der Willkühr des Wirthes, und auch vieles von der Bestimmung des zu erbauenden Leinsaamens ab. Vierzehn Tage vor, und vierzehn Tage nach Bartholomäi ist so insgemein die Zeit, wo der mehrsten Wirthe ihre allgemeine Beschäftigung ist, den Flachs aus der Erde zu schaffen. Wer hinlänglichen Platz oder sonstige Gelegenheiten hat, der lässet den Saamen gleich grün vom Flachs abrüffeln, ohne selbigen vorhero auf den Acker zu legen, und stauchet den Flachs gleich zur Röste; welche grüne Stauche zum Fein- und Schönwerden viel beiträgt. Wer aber nicht Gelegenheit hat seine Knotten recht zu trocknen, der lege seinen Flachs mit den Knotten aufs Feld, bis die Knotten dürre sind, rüffle selbigen alsdann, und lege sie zum völligen Gutwerden wieder aufs Feld. Wo man aber suchen muß, selbigen in ein Stoppelfeld zu bringen, weil die Herbstwinde seiner Dürre wegen ihn sonst davon führen würden. Uiber die Zeit der Röste kann eben so wenig etwas gewisses gesagt werden. Sie ist insgemein zwischen drei und sechs Wochen, auch zuweilen noch wohl darüber. Abwechselnder Regen und Sonnenschein sind Mittel, dessen Gutwerden schnell zu beschleunigen, so wie der Flachs bei trockner und dürrer Witterung gar nicht röstet, und anhaltende nasse Witterung ihn leicht zu mürbe macht, daß er nachhero in der Breche nicht hält. Indessen rathen wir aus eigener Erfahrung, lieber den Flachs zu viel als zu wenig rösten

zu

zu lassen, weil der zu viel geröstete Flachs zwar mehr Werg giebet; der Flachs aber feiner, zarter und schö-ner wird. Letzterer aber giebt weder Flachs noch Werg. Das fleißige Versuchen des auf der Röste liegenden Flachses rathen wir sehr an, weil bei dem Versuchen nichts verlohren gehet, als daß die Versuchhandvoll an der Schockzahl fehlet. Beim Aufnehmen des Flachses von der Stauche, muß selbiger weder zu trocken, noch weniger aber zu naß seyn. Bei einem trocknen trüben Tage ist es die beste Zeit, selbigen aufzuheben, weil er an einem solchen Tage, wohl trocken aber nicht dürre wird, welches er nicht werden muß, weil er sonsten so sehr brüchig wird. Die Eigenschaft eines gut geröste-ten Flachses ist, daß er vorzüglich weißgraue- oder Sil-ber-Farbe hat, sich ganz von den Stangen abschält, und weich und zart ist. Hat derselbe diese drei Eigenschaften beisammen, so kann man ihm für vollkommenen schönen Flachs erkennen, fehlet aber eine von diesen Eigenschaf-ten, besonders aber die letzte, so ist er nach Ermangelung derselben, nach Verhältniß viel oder weniger schlecht. Eine der übelsten Behandlungen unsers gebirgischen Flachses ist, daß er gar nicht geschwungen wird, wo-durch derselbe bei den Versendungen unscheinbar ge-macht wird, weil die noch häufig im Flachs gebliebenen Brechannen, sich währenden Einpackens und Fahrens, ablösen, und selbigen äuserst verunstalten. Die Käu-fer schlagen ein großes dieser Unreinigkeit wegen, vom Gewichte des Flachses zurück, und zwar viel mehr, als es ist, und sich im Flachse befindet. Es ist der Flachs ein ganz wichtiges Produkt für das Gebirge, ja wir

wollen nur nach der Mittelzahl rechnen, so können wir auf jede erwachsene Person 5 Schock Flachs rechnen, so jede alljährlich im Durchschnitt erbauet. Rechnet man nun jedes Schock im Durchschnitt 1 Thaler, so beträgt die Flachsrevenüe auf jede Person, die über 14 Jahr alt ist, 5 Thaler; rechnet man nun im Gebirge 200000 erwachsene Menschen, so bringt der Flachs eine Million Thaler Einkünfte ohne den Leinsaamen. Diese Revenüe, wenn man es genau rechnen wollte, ist nicht die Hälfte von dem erbauten Flachse, weil jede erwachsene Person dieses gewiß erbauet, dagegen aber mehr als die Hälfte Menschen im Gebirge wohl drei bis viermal mehr, und alle Bauern und große Güther zu 2. 3. 4 bis 10 Tonnen Leinsaamen säen, und also 20. 30. 40. ja 100mal mehr Flachs erbauen müssen. Wir wollen aber allen diesen mehr erbauten Flachs gar nicht in Anschlag bringen, so wenig wie den erbauten Leinsaamen, sondern alles dieses für den eignen Verbrauch, und den Ankauf des fremden Leinsaamens rechnen, wozu wir auch noch den Gewinnst von den gesponnenen Garnen rechnen; so bleibt die Einnahme für Flachs eine Million Thaler baares Geld für das Gebirge. Wir können also mit Sicherheit behaupten, daß kein Produkt des Gebirges, und keine Fabrike, ausser den Bergwerken, so viel baares Geld in das Gebirge liefert, als der Flachsbau, der alle Unterstützung und Aufmunterung verdient. Wir wünschten nur, daß Mittel ausfindig gemacht würden dem armen Landmann vor den listigen Einfällen der Leinhändler in Sicherheit zu setzen. Dieses würde großen Einfluß in die Güte dieses für das Gebirge so

wichtigen Produkts haben, indem selbiges mehr egal und besser ausfallen würde. Ferner könnte diesem Produkt eine große Hülfe damit geschehen, daß sich auch die Polizei mit selbigem beschäftigte. Daß sie in den Brechhäusern darauf sähe, daß der Flachs nicht so elend gebrecht würde, und daß sie die Brecher, die den Flachs nur zerstossen, scharf bestrafte, ja, daß der Eigenthümer eines Brechhauses dazu angehalten würde, daß er für das gute Brechen sowohl als für das Gewicht der halben Schocke oder Kloben einstehen müßte. Durch eine solche Aufsicht der Polizei würde der armen Landleute ihr Flachs vor dem Verderben im Brechhause gesichert werden. Wir könnten das Geld für das Reinmachen und Schwingen des Flachses, auch noch verdienen, aber dieses haben unsere Väter nicht gethan, und also gehet es bei uns auch nicht an; aller Wetterschlag, er mag so wenig sichtbar seyn als er wolle, thut dem Flachse großen Schaden, denn die größten und längsten Stengel trift er gewiß, und die verdorren auch gewiß einer nach dem andern, bis endlich anstatt eines langen und schönen Flachses, ein kurzer niedriger Flachs wird, wovon uns die Erfahrung belehret hat. Bei solchen Umständen wollen wir folgende Hülfsmittel angeben. Trift der Wetterschlag den Flachs, wenn er schon Bast hat, so thut man wohl, wenn man ihn gleich aufzieht, und ihn gleich auf die Röste legt, wo denn nichts als der Leinsaamen verlohren gehet. Trift der Wetterschlag selbigen, wenn er noch klein ist, so kann man sicher darauf rechnen, daß er wieder ausschlagen und noch vollkommen werden wird, wenn er auch schon eine Viertelelle lang

erwach-

erwachsen gewesen. Trift der Wetterschlag selbigen aber kurz vor, oder gar unter der Blüthe, so rathen wir jedem, daß er sich nicht übereile, sondern seinen zerschlagenen Flachs stehen lasse, wo er zum Theil wieder blühen und viel Saamen tragen wird, wodurch doch etwas Einnahme bewirkt werden kann. Finden sich die Raupen im Flachse ein, wie es dieses 1787ste Jahr geschehen, so lasse man selbigen gleich aufziehen, weil diese Gäste sonsten auch die Knotten mit angehen. Sie thun dieses zwar nicht gleich die ersten Tage, aber sobald sie mit den Blättern fertig sind, so fangen sie bei solchen an. In Ansehung der Folge in der Saat, so muß man erst grünen Märkischen, sodann Cronen- und einmal gesäeten Lein, und zuletzt gelben Märkischen säen. Der grüne stehet alle kalte Witterung im Frühjahr aus, und gebraucht vierzehn Tage mehr Zeit zum Wachsen und Reifwerden als der lange Tonnenlein, welcher am schnellsten wächset und reif wird, und aus dieser Ursache noch mehr den Anbau von uns verdient.

Nach dem Flachsbau folget nun bei den mehrsten die Gemengesaat von Korn und Hafer. Zu dieser Saat wird das Erdreich im Herbste gestürzt und nieder geeget, und im Frühjahr zur Saat gehakt. Diese Saat hat für den Wirth den Vortheil, daß, da das Land nicht mehr zu fett ist, wo nicht beide doch gewiß eines von beiden, entweder Korn oder Hafer, vortreflich wachsen. Da der Landmann nun Hafer und Korn durch einander mengt, und zu Brode mahlen lässet, so erspart er auch noch das Mischen bei dieser Saat. In Anse-

hung der Erndte hat sie den Fehler, daß das Korn vierzehn Tage später reif wird, wie der erste Hafer, und man also nicht auf die völlige Reife des Korns mit dem Hauen warten darf. Diese Saat folget nach der jetzo im Gebirge üblichen Gewohnheit, dem Flachse. Wir rathen aber jedem, anstatt dieser Saat, Erdäpfel in seine Flachsländer zu legen, welche mehr einbringen als das Gemenge, und im Herbstdünger säe er denn Korn, welches in selbigen besser tragen wird; denn die Erdäpfel geben in den Flachsländern den nämlichen Ertrag als im Dünger. Einer der vorzüglichsten Fehler der jetzigen gebirgischen Wirthschaft ist, daß hinter dem Gemenge mancher fünf bis sechs ja wohl noch mehrere Hafersaaten folgen lässet; ja viele zehn bis zwölf Saaten nach den Dünger wegnehmen, und eine große Menge Arbeit umsonst verschwenden, und ihre Felder aussaugen. Mit aller Ehrfurcht von unserer Väter Weise gesprochen, so gieng dieses damals wohl an, wir aber müssen ein solches unregelmäßiges Verfahren bleiben lassen. Ihre damaligen Felder hatten ihnen 30 bis 40 Jahre zur Weide gedient, das auf diesen Feldern wachsende Moos war schon ein gutes Düngmittel, welches sie im andern Rasen acht bis zehn Wochen recht faulen liessen, zu dieser durch das Moos geschehenen Düngung, fuhren sie 40 bis 50 Fuder Dünger auf einen Scheffel Kornland Aussaat, anstatt, daß jetzt die mehrsten Bauern 12 bis 16 Fuder darauf fahren, und das Land vier, fünf bis sechs Jahre dem Viehe zur elenden Weide und Hungern gedient hat, und also sehr wenig auf selbigem hat düngen können. Alles, was ein Wirth

von

von seinen Aeckern verlangen kann, ist Vorfrucht, Korn, Flachs, Gemenge und zwei Hafersaaten auf das alleräuserste; so wie jeder Wirth, der auf Einnahmen rechnet, besser thun wird, Korn, Flachs, Erdäpfel und eine Hafersaat zu nehmen, wo er gewiß besser als bei sechs Saaten fahren wird. Der Hafer ist der eigentliche rechte wahre Haushahn der gebirgischen Wirthschaft. Er schicket sich zu unsern Clima ganz vortreflich, wo er mit aller Witterung vorlieb nimmt, wenn er nur etwas unter die Füsse hat. So gut der Hafer bei uns wächset, und so sehr er naturalisirt ist, so kann man selbigem doch nicht zum Nachruhm sagen, daß er so gut dem Beutel fülle als andere Gewächse. Eines Theils ist sein Werth nicht groß, ferner ist ein Scheffel Saamenhafer so viel werth als ein Scheffel Ausdrusch. Ist ein Wirth so glücklich vier Scheffel von jedem Scheffel Saamen wieder zu erbauen, so bekommt er seine verlegten Kosten wieder; erbaut er diese nicht, so ist Verlust beim Haferbau. Schade also für eine Frucht, die unsere Mühe so sehr schlecht belohnt. Des Strohes wegen, welches wir aus Mangel des Heues, zur Fütterung für unser Vieh nothwendig gebrauchen, müssen wir viel Hafer bauen, und wenn man ihnen guten Acker giebt, so ist dessen Ertrag noch so hin gehend; sonsten aber, wenn ein Wirth Heu genung hat, der baue nicht mehr Hafer als zur letzten Saat, und was für seine Pferde nothwendig ist. Es ist wahr, es wird im Gebirge eine große Menge Hafer gesäet, aber dagegen ist es eben so wahr, daß er im Durchschnitt, im ganzen Gebirge nicht dreifältige Frucht liefert, und ist es dahero sehr selten,

daß er die Kosten bezahlt. Unsere Wirthe würden also besser thun, andere Saat in solche Aecker zu säen, und besonders die so sehr beliebten, und nie genung zu preisenden Futterkräuter, besonders aber Wicken, die vorzüglich ihren Platz bezahlen, wenn sie auch nicht reif werden, sondern grün gefüttert werden sollen. Noch mehr, die Wicken geben dem Lande wieder so viele Düngung, daß eine sehr schöne Haferfrucht darnach wächset. Die Wicke, wenn sie reif geworden, giebt ein herrliches Pferdefutter, für die besonders, die viel arbeiten müssen. Grün ist sie ein angenehmes Futter für Rindvieh und Pferde. Aber nach der Wickensaat wächset kein Gras. Wir rathen also jedem Wirth, daß er erst eine Hafersaat auf die Wicken folgen lasse und zu selbiger etwas Asche streue; wo denn gewiß ein schönes Gras wachsen wird. Sommerweizen in recht gut gedüngte Lande gesäet, ist eine einträgliche Frucht; und wenn die Witterung gut ist, so bezahlt sich selbiger sehr reichlich. Wir rathen jedem, der überflüßigen Leinacker hat, Weizen zu säen, weil er dem Unkraut zu viel Wachsthum verstattet, oder, um noch deutlicher zu seyn, da die Aecker nach den Sommerweizen ausserordentlich verwildern, so sind wir mit dem darnach gesäeten Flachse nicht immer zufrieden gewesen. Will einer aber recht schönen Flachs erzielen, der säe Hafer im Dünger, und diese Haferstoppel ist das beste Land zur Leinsaat. Gemengestoppel ist auch noch besser als die Kornstoppel, und diese besser wie die vom Weizen, welches die allerschlechteste zur Leinsaat ist. Auch im frischen umgebrochnen Lande mit etwas Asche, wächset guter Flachs, aber wenig. Nach der Leinsaat

kann

kann man auch mit großen Nutzen Gerste säen. Diese bezahlt sich ausserordentlich im Ertrage, und ist mit großen Nutzen zum Brodbacken zu gebrauchen, wozu sie unvergleichlich ist, wenn sie gleich nicht allemal zum Malzen kann gebraucht werden. Das achte Korn ist fast jedesmal ganz gewiß von derselben zu erbauen. Es bringen aber auch etliche den Ausdrusch bis auf die sechzehnte Frucht. Dieses 1787ste Jahr lässet sich unsere Gerste malzen. Will man sie denn nicht zu Brod gebrauchen, wenn sie sich nicht will malzen lassen, so giebet selbige ein gutes Futter für die Pferde ab. Die sechszeiligte Gerste trägt am mehrsten, der Wind aber schlägt selbige sehr leicht ab. Es ist daher nothwendig, daß man sie zeitig haue, ehe sie recht reif wird; so wie überhaupt alle Gerste verlangt, daß man sie nicht zu reif werden lässet, denn sie wird sonsten sehr leichte von unsern Winden zerbrochen. Uiberhaupt verlangen wir von einem jedem Wirth, daß er selbst sehen, und was noch vorzüglicher ist, selbst denken soll, daß er bei allen wirthschaftlichen Beschäftigungen die jedesmalige Witterung und alle dahin einschlagende Umstände, mit in Rechnung bringe, und nach diesen seine Maasregeln nehme, die bei manchen Gelegenheiten gar nicht bestimmt werden können. Die sogenannten Drieschbraachen können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie der Landwirthschaft so sehr nachtheilig sind. Eine solche Drieschbraach ist, wenn das Grasfeld gleich untergepflügt wird, und denn ohne allen Dünger, oder mit Kalk und Asche bestreuet, eine Hafersaat zur Vorfrucht trägt. Sie wird sodann mit dem Haken gestürzt, nie-

dergeegget und Dünger darauf gefahren, und alsdann wie eine andere Braache behandelt. Erfahrungen von denen wir Augenzeugen gewesen, haben uns gelehrt, daß allemal diese Felder sich gegen die ordentlichen vorgerichteten Braachen besonders schlecht ausgezeichnet haben. Auch niemals wird eine solche Drieschbraache mürbe werden, wenn sie gleich sehr gut zugerichtet scheinet, und wenn sie noch so viel geackert wird. Wir gestehen ein, daß man etwas an der Bestellung erspare, aber an den darauf folgenden Erndten verliehret man große Summen; auch ist der Gewinn an der Arbeit unbedeutend. Wir wollen Ihnen ein Exempel hersetzen aus welchen Sie den ganzen Betrag berechnen können.

1) Eine ordentliche Braache von 1 ½ Scheffel Kornland kostet

ein Tag zu reissen, à Tag 12 gr.	12 gr.
einen halben Tag zu eggen, à Tag 12 gr.	6 =
anderthalben Tag zu andern, à Tag 12 gr.	18 =
ein Tag zu eggen, à Tag 12 gr.	12 =
ein Tag zu Dritteln, à Tag 12 gr.	12 =

Nun wird sie mit Hafer zur Vorfrucht besäet.

Ein Tag die Saat einzueggen, à Tag 12 gr. = = =	12 =
ist der ganze Betrag der Vorrichtung	3 Thlr. =

2) Eine Drieschbraache von 1 ½ Scheffel Kornland kostet

ein Tag zu pflügen, à Tag 12 gr.	12 gr.
ein Tag zu eggen, à Tag 12 gr. =	12 =
einen halben Tag die Saat einzueggen, à Tag 12 gr. = =	6 =
ist der ganze Betrag einer Drieschbraache	1 Thlr. 6 gr.

Nun

Nun erfordert diese Braache noch etwas mehr Vorrichtung zum Düngen, so, daß sie gewiß an 1 Thlr. 16 gr. zu stehen kommt. Ist also der Gewinn an der Arbeit 1 Thlr. 8 gr. nimmt man nun an, daß auf einer solchen Braache 3 Scheffel Hafer gesäet werden, und es wächset auf einer ordentlichen Braache nur 1 oder 3 Scheffel Hafer mehr, wie wir mit Zuverläßigkeit behaupten können, und rechnen jeden Scheffel nur zu 16 gr. so machen diese 2 Thlr. aus, und behält diese 16 gr. für die Drieschbraache voraus, und alle auf dieser Braache folgende Früchte werden sich im stärkern Ertrag durch alle Saaten auszeichnen. Ja die besten gedüngten Drieschbraachen werden allemal einer schwach gedüngeten, aber recht vorgerichteten Braache, den Vorzug lassen müssen. Da es im Gebirge so sehr im Gebrauch ist, Drieschbraachen zu machen, so haben wir uns bemühet, allemal den Erfolg davon zu beobachten, und wir möchten bald diejenigen Wirthe einer Art von Nachläßigkeit beschuldigen, die die wenige Arbeit zu sparen, große Vortheile entbehren, und ihre Aecker aus Sparsamkeit mit Fleiß selbst verwildern. Wir rathen also jedem denkenden Wirthe, richtige Versuche anzustellen, so wird es jedem von selbst in die Augen leuchten, welches die vorzüglichste Art von Vorrichtung sey. Wir rathen einem jeden, daß er einige Arbeit bei der Bestellung seiner Felder nicht scheue, und er wird gewiß allen möglichen Nutzen in der Folge der Zeit davon einerndten. Alle wirthschaftliche Sparsamkeit, die Einfluß auf die zu machenden Erndten hat, ist unrecht angebracht, und wenn sie auch beim ersten Anscheine Vortheile gewäh-

ret, so sind die Folgen doch mehrentheils Schaden. Wir können mit Zuversicht einem jeden unsere Erfahrungen empfehlen, und sie sind ohne alle Partheilichkeit hier aufgetragen. Ein jeder richte sich allemal bei seinen Saaten nach dem, was seine Felder vermögen, und berechne denn, aus welchen Früchten er den mehrsten Nutzen zu ziehen im Stande ist, und die vortheilhaftesten Saaten ziehe er den andern vor. Nach den Erfahrungen im ersten Theil pag. 93 und 94. und nach den in diesen drei letzten Jahren angestellten Versuchen verhalten sich die Fruchterndten folgendermaßen gegen einander.

Berechnung, was jede Art von Früchten auf einen Scheffel Kornland Ertrag geben kann.

Flachs	=	19	Thlr.	12	gr.
Erdäpfel	=	12	=	—	
Weizen	=	9	=	12	gr.
Korn, Gemenge und Gerste		6	=	16	gr.
Hafer	=	4	=	—	

Wie leichte muß es jedem Wirthe werden, diese Vergleichung der Früchte richtig zu machen, wenn es über alles, was Einnahme und Ausgabe betrift, richtige Rechnung führt, und also ganz accurat wissen kann, was eine Sache ihm gekostet, und was sie ihm eingebracht habe. Manche Jahre haben in Ansehung des Reifwerdens des Getreides, viel vor andern voraus. Das Jahr 1787. das man für ein völliges trockenes Jahr halten muß, beweiset, daß ein solches Jahr doch nicht schleuniges Reifwerden bewirken kann. Wohl zu verstehen, im Ganzen genommen; denn das früh gesäete

Getreide

Getreide wurde in diesem Jahre zeitig reif. Aber das mehrste Getreide, weil es nur sehr dünne stand, wollte, weil es so vielen Zugang von Säften hatte, nicht reif werden; wo aber recht starkes Getreide stand, das reifte geschwinde genung. Das Getreide, was in seiner Saatzeit drei Wochen auseinander war, war in der Erndtezeit um sechs Wochen verschieden. Das Korn rathen wir jedem Wirth, vorzüglich reif werden zu lassen, und nicht mit dessen Abhauung zu sehr zu eilen, weil ihm ein recht Dürre- und Reifwerden, nie Schaden, aber gewiß Vortheil bringen wird. Den Hafer aber, rathen wir einem jeden, nicht zu sehr reif werden zu lassen, weil der Wind zu viel in dem Strohe bricht, und auch die besten Körner ausschlägt; die schlechten und halbreifen aber, dagegen der späten Erndte überlässet; welches aber bei dem Korn nicht zu befürchten, weil selbiges feste in der Aehre steckt. Man kann den Hafer, wenn die mehrsten Körner reif sind, mit aller Sicherheit hauen, nur muß man solchen vierzehn Tage lang liegen lassen, ehe man selbigen aufhebt. Dieses alles wird Ihnen beweisen, daß man, ohne Neuerungen zu suchen, noch auf dem alten Wege der Landwirthschaft, so viel Mittel finden kann, sich mehr als das gewöhnliche Einkommen zu verschaffen, wenn man nur darauf merken will. Wer es hat, hinaus zu führen, der wende an seine Wirthschaft alles, was ihm möglich ist, so wird ihm selbige den reichlichsten Ertrag geben. Mit dieser Versicherung sind wir ꝛc.

Dreizehnter Brief.

Inhalt.

Vom Dünger, dessen Einfluß auf die Landwirthschaft, von den verschiedenen Arten desselben und den nächsten Mitteln, zu einer hinlänglichen Menge zu gelangen.

Mein Herr!

Das Hauptmittel, alle wirthschaftlichen Beschäftigungen recht wirksam zu machen, ist die Düngung. Viel oder wenig von diesem Verbesserungsmittel, hat den größten Einfluß auf die Feld- und Landwirthschaft, und man kann sich bei vielem Dünger guten Fortgang in selbiger, so wie bei wenigen, schlechten Fortgang versprechen. Der Dünger von den Schaafen soll vor allen den Vorzug haben, und vorzüglich vortreflichen Nutzen geben. Im Kraut- Rüben- und Körnerbau wird er von guten Wirthen vorzüglich geachtet. Nächst dem Schaafdünger kommt der vom Rindviehe, den wir in allem Betracht den Vorzug geben, weil er länger in den Aeckern bleibet, und sich besser damit vermischet. Der Pferdedünger ist zu hitzig, treibet zu schnell, vergeht sehr leichte im Acker, und nach der dritten Saat kann man nichts mehr davon gewahr werden. Der Schweinedünger ist ein kalter Dünger, dem man wenig zumuthen kann. Indessen mag er von einer Art

seyn

seyn von welcher er wolle, wenn man nur eine Menge davon hat, so kann man sich schon helfen. Ein jeder Wirth, dem an der Emporbringung seiner Feldwirthschaft gelegen, der kann nicht sorgfältig genung seyn, Dünger zu machen. Das leichteste Mittel Dünger zu erhalten, sagen alle neuen Oekonomen, sind, die Futterkräuter; aber dieses Mittel fehlet uns im Gebirge. Diese Futterkräuter wollen bei uns ohne Dünger nicht wachsen, im Gegentheil verlangen sie, wenn sie nur erträglich wachsen sollen, recht stark gedüngt zu seyn. Die Stallfütterung ist ein ganz sicheres Mittel mehreren Dünger zu machen, aber es gehört viel Aufmerksamkeit dazu, genau zu bestimmen, ob selbige an Ertrag so viel einbringt, daß sie den verursachten Aufwand ersetzet. Uiberhaupt ist es leichte, den Menschen eine Sache mit ihren Vortheilen einleuchtend zu machen, wenn sie nur Verstand und Willen dazu haben, um eine noch bis hieher dunkle Sache zu begreifen. Aber einer an Väter und Großväter Weise und dem Schlendrian gewöhnte Art Menschen, von einer Sache, die ausser ihren Verstandskräften lieget, und zu welcher Wille gehört, das heißt, dem Bauer, eine andere Art seine Wirthschaft zu führen, einzureden, das ist mehr, als Menschenkräfte vermögen. Bei solchen Umständen ist es also durchaus nothwendig, daß man langsam zu Werke gehe, und erst mit Thatsachen beweise, ehe man den Leuten zureden will. Thatsachen sind möglich zu machen, und es werden sich in der Folge der Zeit Veränderungen bewirken lassen, von denen man die Möglichkeit nicht glauben würde. Doch wieder zum Dünger, diesem dem Wirthe

so

so nothwendigen Bedürfniß. Einstreuen ist ein sicheres, gutes und zur Vermehrung des Düngerhaufens, nothwendiges Hülfsmittel, um vielen Dünger zu machen. Aber woher nehmen wir Stroh dazu? Zum Kaufen haben wir kein Geld, und selbst haben wir wenig Stroh, ja fast nicht mehr, als zum kummervollen Leben unserer armen Kühe erfordert wird. Dem der Geld und Willen zu der Sache hat, wissen wir bald zu rathen; aber hier ist von den mehrsten die Rede, denen das Geld, als das nothwendige Bedürfniß zum Kaufen, fehlt. Indessen kann doch etwas von jedem auch ohne Geld gethan werden, ja ein ganz Theil mehr, als sonst gewöhnlich geschiehet, wenn nur ein ernster Wille sich dabei befindet. Wir verlangen also, als eine Hauptbedingung, daß jeder ordentliche Wirth, gleich nach vollbrachter Erndte, eine richtige und ordentliche Eintheilung mit seinem Futter machen soll, und zwar auf die Art, daß sein Vieh bis Johannis mit trocknen Futter gefüttert werde, wenn sie auch das erste Jahr mit kleinen Portionen vorlieb nehmen müssen. Wenn aber eine richtige Eintheilung gemacht wird, so behaupten wir, daß das Vieh durch eine solche Einrichtung, nichts weniger als leide, sondern der Uiberfluß der vor Lichtmeß verthan wird, soll bis im Junii aufgehoben werden. Zählt der Wirth nun von der Mitte des Octobers bis Johannis, so hat er sein Vieh 250 Tage bei trockenen Futter stehen; theilet er nun sein Heu ordentlich ein, so weis er wie viel er von selbigem alle Tage geben kann. Das nämliche ist mit dem Stroh, von welchem er nur die Schockzahl seiner Erndte rechnen darf. Macht er die

Eintheilung mit dem Siedefutter auch nach der Tagerechnung, so versichern wir einem jeden Wirth, daß er mit dem nämlichen Futter, das sonsten bis zum 15ten May gereichet hätte, auf diese Art sechs Wochen länger füttern könne. Denn vor Weihnachten, das sind eilf Wochen, wird gewiß mehr als die Hälfte von dem Futter verfüttert, was auf 32 Wochen hinlänglich seyn sollte; und ohnehin kann ja eine richtige Abzählung und Abwägung niemals Schaden verursachen, sondern wird immer seine Kosten bezahlen. Hat jemand vollauf Futter, und braucht diese Vorsicht nicht mehr, der kann es machen wie er will, aber hier ist die Rede von Gewinnung des Düngers, durch Mittel, die kein Geld kosten. Durch diesen ersten Vorschlag würden wir also sechs Wochen lang, den Dünger im Stalle behalten, den sonsten das Vieh mit auf die Weide tragen und verlieren würde, wo er von sehr wenigem Nutzen seyn würde. Denn Krähen, Fliegen und Käfer fressen selbigen, und die Luft dörret ihn völlig so aus, daß von allem Dünger, den das Vieh mit auf die Felder trägt und dort verliehrt, nicht der zwanzigste Theil dem Grundbesitzer davon zu gute kommt. Wir gewönnen also an diesen sechs Wochen ein Sechstheil Dünger mehr, als wir sonsten gehabt. In dieses Sechstheil säen wir Rüben und gewinnen ein rechtes düngermachendes Futter an selbigen, weil das Vieh nach selbigen, besonders nach dem Kraute, immer dünne mistet. Ferner gewinnen wir auch noch einen großen Theil Futter an unserm Graswuchse, so nun drei Wochen länger Zeit zum Wachsen hat. Wir können also ein großes Theil Heu mehr machen, und

endlich

endlich gewinnen wir an unsrer Viehweide und der Nutzung vom Vieh, indem solche in den sechs Wochen recht heran gewachsen seyn wird, so daß unser Vieh alsdann vollauf Weide findet, die es nicht wird verzehren können. Gesättiget kommt es von der Weide nach Hause, wo es allenfals nichts als etwas Saufen verlangen wird. Auch unser Düngerhaufen wird dabei gewinnen; denn es wird doch vieles von seiner starken Einladung mit im Stall bringen. Bei dieser ganz kleinen Einrichtung wird im Ganzen der Düngerhaufen um ein Dritttheil gewiß vermehrt worden seyn, und diese Vermehrung erhalten wir alle von dem Abfalle des Viehes. Im August kann nun der Wirth in seinen letzten Saatfeldern Wicken zum überflüßigen Futter für sein Vieh haben, und aus überflüßigen Futter kommt überflüßiger Dünger, wie diese Regel schon ausgemacht angenommen ist. Also ist es alleine schon möglich, daß durch eine ganz kleine Veränderung der Wirthschaft, und durch eine leicht zu machende Einrichtung, und noch mehr ohne Geldausgabe, blos in der Eintheilung des Futters sich gründend, ein denkender Wirth eine große Düngervermehrung zu machen im Stande ist. Aber woher nehmen wir denn die Streu für unser Vieh? wird mancher fragen. Das Korn und Gemenge geben eine große Menge Stroh, so doch nicht sonderlich zum Füttern ist, und wenn man es eintheilet, so wird es auch hinreichen, und den Dünger sehr gut machen. Haferstroh aber vergehet im Dünger und hält nicht aus, dieses rathen wir jedem ohne Noth nicht im Dünger zu werfen, weil es besser zum Füttern ist. Indessen fehlt es den gebirgi-

schen

schen Wirthen nicht an Mitteln sich Streu zu verschaffen. Aus den Hölzern Moos zu holen wird selbigen nicht viel schaden, so sehr auch darüber geschrieen wird, wenigstens auf den Stellen wo keine Bäume stehen. Besonders auf den Felsen und Steinen wächset mehrentheils eine große Menge Moos, welches den Bäumen gewiß nicht Nutzen schaffen wird, und den Baumwurzeln nicht helfen kann. Ein anderes düngvermehrendes Mittel haben leider! die mehrsten Wirthe, in ihren Wiesen selbst, nämlich eine große Menge Moos, daß sie wenigstens die ersten Jahre etwas Zuschuß daraus nehmen können. Die Art und Weise selbiges zu erhalten, ist folgende, nämlich bei trockenen Wetter die Wiesen die Kreuz und Queere, recht scharf eggen zu lassen. Durch dieses Eggen wird das Moos los, welches der Wirth sodann zusammen rechen, und zum Gebrauch auf den Hof fahren lassen kann, wovon er gewis guten Nutzen verspüren wird. Auf unsern Bretmühlen kann jeder die Sägespähne unentgeldlich bekommen, welche gewis eine gute Düngung machen; ja im Nothfalle sind die sogenannten Brechannen, oder der Abfall vom Flachse unter der Breche noch ein Materiale, wenn gleich ein sehr schlechtes, zur Vermehrung des Düngermagazins. Und endlich wer Gelegenheit hat, Baumlaub zu bekommen, der macht von selbigem eine herrliche Düngung. Ueberhaupt genommen, wem es an Unterstreue fehlet, der muß alles zusammen suchen, so lange bis er genug Stroh selbst erbauet. Eine nie genug zu empfehlende Regel ist diese, daß kein Wirth einen Halm Stroh verkaufen müsse, wenn er auch sonst etwas verkaufen müßte, das

ihm lieb wäre. Wenn er auch nur einige von diesen Zubusen anwendet, um Unterstreue zu bekommen, so muß er sich so lange damit behelfen, bis er Stroh genug erbauet. Ausser den Brechannen, wird aus allen diesen Materialien, wenn Abfall genug vom Viehe vorhanden, rechter guter Dünger werden, und man kann auf einen Scheffel Kornland zwei Fuder weniger fahren. Die Düngung von der Sudel so unter den Schalhölzern in den Ställen gesammlet wird, ist zur Düngung der Grasgärten ganz vortrefflich, wer nun in diese Sudelgruben kurzes Stroh, Sägespähne oder Brechannen wirft, der erhält einen guten Dünger auf den Krautgarten, der zwar nicht länger als ein Jahr aushält, aber dafür auch dieses Jahr ganz vortreffliche Dienste leistet. Besonders ist diese Art Düngung für diejenigen sehr gut, die ihren Krautgarten beständig auf einen gewissen bestimmten Ort haben, und den sie alljährlich mit solchem aus den Schalhölzern genommenen Dünger düngen, wo er noch mehrere Dienste leistet, als auf ungedüngten Boden. Auf den Wiesen ist dieser Dünger auch mit grossen Nutzen zu gebrauchen, wo er sehr gute Dienste thut. Kalk ist eine bei den Bauern sehr beliebte Düngung im Gebirge, und wird eine unglaubliche Menge auf den Braachen gebraucht. Es werden im Gebirge beinahe gegen 30. Kalköfen seyn, in welchen allen gebrannt, und der Kalk verbraucht wird. Besonders liefern die im Churfürstlichen Amte Wolkenstein liegenden Kalköfen eine große Menge. Von der Grenze des meißnischen Kreises bis zum Vogtlande, wird er allenthalben stark gebraucht. Wir lassen der Kalkdüngung ihren Werth,

und wir streiten ihr einigen Nutzen nicht ab; bei trockenen Jahren aber schadet selbige gewiß. Auf die Vorbraache gestreuet, ist diese Düngung wohl so übel nicht, vorzüglich wenn selbige nicht recht mürbe gemacht worden ist. Wir gebrauchen selbigen gar nicht, als auf moosigten Wiesen, wo wir selbigen anrathen wollen. Auf den Feldern aber wollen wir den Kalk in seinen Würden lassen, und mag dieses genug seyn, daß wir ihn als ein Hülfsmittel zur Düngung angeführt haben. Ein viel besseres Hülfsmittel zur Düngung ist die Asche für sich ganz allein, auch vermischt mit Kalk ist es eine sehr gute Düngung; und wenn man genug hat, so ist sie alleine viel besser zur Düngung als mit Kalk vermischt. Nur Schade daß die Asche zu starken Einfluß auf das Wachsthum der Graswurzeln hat, und selbige sehr stark nach ihr wachsen, und also die Felder verwildern. Salz ist eine unvergleichliche Düngung, aber viel zu kostbar. Gips und Mergel fehlen uns, also können wir von dessen Nutzen nicht profitiren, und daher nichts davon sagen. Hat aber einer Kalk und Asche, und hat viel überflüßiges Stroh, um viel Stroh einstreuen zu können, der kann recht vielen und schönen Dünger machen, wenn er folgende Methode befolgt. Er streue nämlich so viel Stroh unter sein Vieh, als er will und hat; und ehe er seinen Mist aus dem Stalle bringen lässet, streue er über den Düngerhaufen Kalk und Asche, und begiesse den Düngerhaufen mit vielen Wasser; alsdann lasse er seinen aus dem Stalle gebrachten Dünger wieder ganz über den Haufen breiten; dieser gehet sodann gleich in Fermentation, über und der Kalk und die Asche beizen das

Stroh recht durch, und in drei Monaten wird ein vortrefflicher Dünger fertig. Nur diesen Rath wollen wir noch dabei geben, selbigen nicht zu lange liegen zu lassen, weil er sonst verbrennet und seine beste Kraft verliehrt. Wer alten Rasen hat, der ohne Zwecke ist, der werfe zuweilen eine Schicht mit unter seinen Mist, es giebet guten Dünger, und wer Kalk in seinen Mist streuet, der thut sehr wohl, wenn er alte Rasen mit darunter wirft. Wer Stroh zum Unterstreuen genug hat, der lasse seine Schaafe nie in den Horden pferchen, sondern seine Schaafe so gut im Sommer als im Winter, des Nachts im Stalle liegen. Das vom Schaafurin durchbeizte Stroh ist eine ganz vortreffliche Düngung; aber das Hordenliegen oder die Pferche ist keine Düngungsart, die viel Nutzen schaffet, weil Luft und Winde selbigem bald seine Kraft benehmen, und seine Wirkung nie länger als zwei volle Jahre recht sichtbar bleibet. Wer keine Unterstreue hat, muß freilich pferchen, er suche aber Streu zu bekommen, und denn erst wollen wir dem Schaafdünger seinen Vorzug lassen, der ihm in den Schriften der neuen Oeconomen beigelegt wird. Die Hülfsdüngung, als Unterackern der Wicken hält auch nur zwei Jahre aus, und nur ein Jahr, wenn man selbige zur Zeit der Blüthe abhauen, und beim zweiten Wuchse erst unterstürzen lässet. Mit dem Mohn haben wir keine Versuche angestellet, weil aber selbiger schnell bis zum Schossen treibet, und alsdenn viel Kraut hat, so kann es seyn, daß er gegen die Zeit, da man Rüben säet, eine halbe Düngung abgäbe, die mit Kalk und und Aschestreuen zur ganzen gemacht werden könnte. Wir werden mit selbigen Versuche machen,

chen, und zu einer andern Zeit davon reden. Anjetzo kommen wir zu der beim Dünger wichtigen Frage, worüber so viel geschrieben worden: Wie stark, oder nach welchem Maasstabe soll man düngen? So wie wir in dem ersten Theil unserer Erfahrungen Seite 9. und 10. Ihnen schon gesagt haben, daß alle wirthschaftliche Unternehmungen von Lokalumständen abhängen, und man also nichts in solchen Fällen bestimmen kann, also verhält es sich in dieser Sache auch, und man kann diese Frage noch weniger wie eine andere beantworten. So viel können und wollen wir doch thun, Ihnen unsere Bemerkungen bekannt machen, so schwankend selbige auch ausfallen müssen. Zum Voraus setzen wir hier fest und erinnern es wohlbedächtig, daß wir bei unserm Urtheile von Fudern reden, welche zwei gebirgische Pferde Berg ein und Berg aus, mit aller ihrer Macht und möglichsten Anstrengung ziehen können. Denn was auf der Ebene gezogen wird, ist eine kleine Anhöhe heran zu bringen zu schwer. Noch viel weniger ist ein Fuder Mist nach dem Centner zu bestimmen, weil jede Gabel voll Mist sich von der andern in Ansehung der Schwere unterscheidet. Diese Schwierigkeiten sind bei der Bestimmung der Düngung fast gar nicht zu heben. Indessen von guten faul gewordenen Dünger ist hier die Rede. Ein Acker der also vorgerichtet ist, daß er eine Vorsaat Korn, Flachs und Gemenge tragen soll, einen solchen Acker zu bedüngen, wenn er vorhero im Stande gehalten worden und nicht gar zu schlecht ist, kann man auf 3600. Quadratschritte mit 18. Fuder Dünger auskommen, und braucht nicht besorgt zu seyn, daß es zu wenig

geworden sey. Hier ist angenommen auf 200. Quadratschritte ein Fuder; soll das Feld noch eine Hafersaat mehr tragen, so muß man auf jede Saat die es mehr tragen soll, immer zwei Fuder Dünger mehr fahren, ist der Dünger nicht recht zusammengefault, so muß man immer fünf Fuder gegen vier Fuder rechnen. Will man aber nach der dreiartigen Feldwirthschaft alle drei Jahre düngen, so kann man mit 12. Fuder Dünger, auf 3600. Quadratschritte oder auf 300. Quadratschritte ein Fuder gerechnet, auskommen. Ebendieselbe Quantität wird man haben müssen, wenn auch ein Jahr um das andere gedüngt werden soll. Wer es so weit mit seinem Dünger gebracht hat, daß er alle drei Jahre auf allen seinen Feldern dünget, der kann mit aller Sicherheit von seinen Feldern verlangen, was er nur mit Recht von ihnen verlangen kann und mag. Bei aller Düngung muß man ganz vorzüglich, wie wir schon gezeigt haben, darauf rechnen, was und wie viel Arten Gewächse im Dünger wachsen sollen? Wer Dünger übrig hat und ihn gerne anwenden will, der dünge lieber nach der Flachssaat noch einmal, ehe er eine solche Menge Dünger mit einemmale auf die Aecker wirft. Höchstens 24. Fuder auf 3600. Quadratschritte ist alles was je Nutzen bringen kann, weil man sonst mehr an den Acker wendet, als er bezahlen kann. Auch die Früchte werden den vielen Dünger nicht so gut wieder ersetzen, und der Acker, aus oben angeführten Gründen, nicht so gut und geschwinde verbessert werden, als es bei zweimaligem Düngen geschehen wird. Ohnehin werden die mehresten Wirthe in der Verlegenheit seyn, wo sie Dünger hernehmen

wollen,

wollen, und der Fall noch fast wenig vorhanden seyn, wo der Dünger im Ueberflusse wäre; ob es gleich viele Güther giebt, die vielen und starken Heuwuchs haben, und daher viel Kühe halten und wenig Felder dazu haben. Nun noch eine Frage: wie viel man von einer Kuh Dünger rechnen kann? diese ist eben so wenig wie die vorhergehende zu bestimmen, und hängt gänzlich vom Futter, und noch mehr von den Arten von Futter ab, die man füttert. Junges und nasses Gras giebt vielen Dünger; Kraut von Erdäpfel und Rüben, Leinmehl, Schrot vom Getreide und alles Mehl treibt auch vielen Dünger fort; Stroh und Heu aber giebt nicht so vielen Dünger. Es kömmt also bei der Beantwortung dieser Frage darauf an, was und wie viel man füttert? was und wie viel man streuet? und wessen man sich besonders zur Streu bedienet? Hat man hinlänglich Kornstroh zur Unterstreue, und füttert viel abführendes Futter, alsdenn können wir 18. bis 20. Fuder Dünger von jeder Kuh garantiren, so wie bei Haferstroh zur Unterstreue nicht 12. bis 14. Fuder Dünger werden. Insgemein bei guten Futter, und ordentlicher Streue erhält man 10. bis 12. Fuder Dünger, so daß man den Dünger von einer Kuh auf fünf Thaler rechnet, indessen giebt es sehr viele Wirthe die nicht vier bis sechs Fuder Dünger von einer Kuh haben, weil Streu und Futter fehlet. Also hier etwas gewisses zu bestimmen ist unmöglich, und man muß von 4. bis 20. Fuder Dünger annehmen, die von einer Kuh gemacht werden können; obzwar das letztere sehr selten sich zutragen wird. Um also den möglichsten Gewinn aus dem Feldbaue zu ziehen, rathen wir jedem, der das Geld dazu hat, daß er Futter, nämlich Heu und

Stroh kaufe, so lange der Centner Heu nicht über 12. gr. und das Schock Gebund Stroh, nicht über 1. thlr. 8. gr. im Preiße stehet, wodurch er denn Gelegenheit hat, vielen schönen und guten Dünger zu machen. Drei Jahre muß er solchen Vorschuß machen, nach Verfluß dieser drei Jahre kann er auch wieder Einkünfte ziehen, und seinen Vorschuß mit Zinsen wieder zurücknehmen. Beim Düngerabfahren hat man zweierlei zu beobachten; erstlich, daß man ihn nicht zu wenig faulen lasse; zweitens, daß man ihn nicht zu viel faulen lasse. Ersteres bringt die Gährung zu spät oder gar nicht in den Acker; Im zweiten Falle mangelt ihm die Hitze, die unsern gebirgischen Aeckern so nothwendig ist. Wer genöthiget ist, der Entlegenheit seiner Felder wegen, den Dünger des Winters in großen Haufen fahren zu lassen, und Stroh übrig hat, dem rathen wir, sich einen Platz frei vom Schnee machen zu lassen; auf diesen streue er vieles Stroh, und fahre darauf eine Lage Dünger, streue alsdann eine Lage Stroh, und so wieder Dünger, und so fort bis der Haufen fertig ist. Diesen Haufen belege er rund herum stark mit Brechannen, und diese lasse er wieder mit Schnee bewerfen. So wird diese Decke von Brechannen, die in dem Dünger befindlichen öligen Theile darinne erhalten, die sonst von der Kälte getrieben, verfliegen würden. Wer kein Stroh zu dieser Bereitung vom Dünger hat, kann dazu andere Materialien auf den zu düngenden Acker schaffen lassen, damit der Dünger sich an diesen frischen Sachen reibe, und sich nicht selbst verzehre. Die von den Freunden der alten Art zu wirthschaften so sehr in Ruhm gehaltene

Düngung,

Düngung, die von dem weidenden Vieh auf den Aeckern bleibt, ist nicht werth in Anschlag gebracht zu werden, so viel Aufhebens auch davon gemacht wird. Es ist nicht zu leugnen, daß bei nassen Jahren, wo sich der Dünger sogleich auflöset, und als Sudel oder Jauche sich der Erde mittheilet, da hat dieser Dünger noch einigen Nutzen für das Erdreich, aber so bald es trocken Wetter, so ist von einem solchen vom Viehe abgefallenen Dünger des Abends nicht mehr die Spur zu sehen; denn die Krähen, Fliegen und Käfer verzehren einen großen Theil davon, und befördern dadurch die Wirkung der Sonne auf selbigen noch heftiger, weil sie selbigen locker machen. Aus welchem Grunde, wir nicht den achten Theil als dem Acker zu gute kommend, annehmen können; ohne noch zu rechnen, daß ein Dünger ohne Stroh von sehr wenigem Werth ist. Was wir hier vom verlohrnen Dünger gesagt haben, kann jeder Wirth jedoch mit einiger wenigen Einschränkung, auch auf die Schaafpferche anwenden, die auch nicht den Nutzen gewähret, den man von ihr erwarten kann. Will einer großen Nutzen von der Schaafpferche haben, der lasse sogleich, wenn der Hordenstall weiter geschlagen wird, die Pferche einhacken, damit der Dünger gleich in die Erde gebracht werde, und nicht austrocknen könne. Der Stallmist von allen Thierarten hat Vorzüge vor aller Pferche, und wenn es gleich Mühe und Kosten macht, selbigem an Ort und Stelle zu schaffen, so ist es doch gar nicht mit einander in Vergleich zu stellen. Wir rathen also einem jeden, von Rind- und Schaafvieh, so viel Stalldünger als möglich, zu erhalten, es

wird sich der Nutzen ganz sichtbarlich in der Folge zeigen. Dieses wäre es, was wir unsern Mitbrüdern vom Düngermachen und dessen Anwendung sagen mußten. Wir sind aus der Erfahrung von allem diesen fest überzeuget worden, und können also unsere Erfahrung um desto sicherer jedem Wirthe empfehlen, weil sie auf Gründen beruht, die ganz unumstößlich sind. Wir bleiben ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Inhalt.

Vom Anbau der Futterkräuter, von den verschiedenen Gewächsen, so unter dem Namen Futterkräuter verstanden werden, ihren Anbau, ihren Nutzen, und wie man auf die leichteste und wohlfeilste Art dazu gelangen könne.

Mein Herr!

Wir kommen Ihrem Befehle nach, und folgen der im ersten Theile gewählten Ordnung, Sie mit unsern Erfahrungen bekannt zu machen, um alsdann unsere Zusätze alleine folgen zu lassen. Diese gewählte Ordnung führt uns jetzo auf die **Futterkräuter.** Unter dem Namen Futterkräuter, verstehen die Oekonomen den Spanischen, Brabander oder rothen Klee, Lucern oder Esparcette, deren Anbau in den landwirthschaftlichen Streitschriften von der einen Parthey bis in den Himmel erhoben, von der andern aber dagegen bis

zu

zu nichts herunter gewürdiget wird. Beide Theile haben Recht und auch Unrecht. So wie bei jedem Proceß oder Zank, beide Theile Recht und Unrecht haben, weil alle Sachen in der Welt zwei Seiten, eine gute und eine böse haben: so ist es bei dem Futterkräuterbau auch. Der eine will gerne alle Triften los seyn, und betreibt mit allem ihm möglichen Ernst die Abschaffung der Braache und Hutungen, und sein Nachfolger stellt diese so schwer zerstörte Gerechtigkeit wieder her. Der andere fürchtet sich, daß es zur Aufhebung einer Gerechtigkeit kommen möge, die ihm viel einbringt, und wobei er grossen Schaden zu haben sich fürchtet, und schreiet aus Furcht noch mehr, als er Ursache hat. Denn die Furcht siehet alle sich ihr nahenden Uebel durch ein Vergrösserungsglas an, wie hier der Beweis klar am Tage ist. Das Gebirge hat, ausser einem kleinen Theil gar nicht Ursache, an diesen ökonomischen Proceß Theil zu nehmen; denn mehr als die Hälfte des gebirgischen Landmannes leidet gar keine Trift, etliche leiden sie nur zu bestimmten Zeiten, und alle nur von den Schaafen. Jeder Wirth hat sein Guth und seine Trift ganz alleine für sich, und die am allerschlimmsten daran sind, die müssen die herrschaftlichen Schaafe, da, wo ihr Hornvieh weidet, auch die Woche gewiß einmal weiden lassen. Treiben sie ihr Hornvieh nicht aus, so müssen sie über ihr Gut eine Uebertrift halten, die 20. Schritte breit seyn, und auf des Nachbars Guth führen muß. Eine solche Trift ist aber sehr gut zu benutzen, wenn selbige aller 14. Tage gehakt und geegget wird. Also sehen Sie, daß wir nicht Ursache haben, uns in diesen Proceß mit ein-

einzulassen, auffer daß wir des Frühjahrs schreien: Ihr Schaafe verschonet unsere Wiesen! Dieses ist das einzige, was wir zum Nutzen unserer Wiesen wünschen möchten. Wir kommen also zu den Futterkräutern zurück, die unser Glück sehr befördern können und sollen. Wir haben eine Menge ökonomische Schriften darüber gelesen, und da recommendirt uns dieser eines als den Stein der Weisen, der andere hat noch was bessers, und wir sind in Verlegenheit, was wir glauben und wornach wir greifen sollen. In **Schmunds** Preisschrift von der Pflege und Wartung der Kühe, lesen wir: Nichts ist besser und dem Vieh gedeihlicher als der Kälberkropf. Dieser soll das beste Mittel seyn, zu vieler Milch von den Kühen zu gelangen; ja dieses allmächtige Futterkraut sollen wir nicht allein auf den Wiesen pflanzen, sondern ganze Felder damit besäen. In einigen Dingen hat nach unsern Begriffen der Mann recht. Dagegen lesen wir in **Munds** Schrift vom Unkraut: Es ist kein schädlicher und unnützer Unkraut als der Kälberkropf, und er giebt Anschläge und Mittel an die Hand selbigen zu vertilgen. Des einen Herrn wohlmeinenden Rath haben wir mit 8. gr. und des andern Herrn Widerrathung mit 6. gr. bezahlt, und wozu soll man greifen? Ferner lesen wir, besonders in des Herrn Geheimden Raths **Schubart von Kleefeld** Schriften, Zeichen und Wunder vom Kleebau. Dagegen sagt ein Altgläubiger: Glaubt dem Manne nicht, es ist gar nichts mit der Sache, sie ist äusserst schädlich, es ist alles falsch befunden worden, und der Herr Oberamtmann Holzhausen in Gröbzig in den größten Schaden und

Nach-

Nachtheil dadurch versetzt worden. Wohin soll sich nun der arme Landwirth wenden? wem soll er glauben? warum verachtet man eine Sache die ihr gutes und ihr böses hat? Denn es ist keine Sache in der Welt gewesen, noch wird auch jemals seyn, die nicht eine gute und eine böse Seite habe. Wir wollen Sie also mit den von uns gemachten Bemerkungen und der daraus gemachten Erfahrung bekannt machen. Ein jeder versuche alsdann selbst, und sey glücklich in seinen Versuchen. Zuvörderst aber müssen wir noch eine Anmerkung voraus schicken. Im Hollsteinschen, Mecklenburgschen und Pommerschen — drei Länder, die ihrem Feldbau schon lange einen gewissen Grad von Vollkommenheit gegeben, und darinnen einen großen Vorzug vor uns haben — sind schon seit mehr als dreißig Jahren der Nutzen und die Vortheile des spanischen Klees bewiesen. Man fand schon vor einigen dreißig und mehr Jahren auf ihren sogenannten Wohrten, oder eingezäunten, hinter den Häusern sich befindenden Grasgärten Klee gesäet, der mit großen Nutzen dem Zugvieh gefüttert ward. Von diesen Wohrten gieng er in sogenannte Clever oder Kleekoppeln über, wovon eine Gerste, mit welcher der Kleesaamen gesäet war, trug; die andere trug zum erstenmale Klee, und die dritte trug zum zweytenmale Klee. Endlich kam es so weit, daß nach dem Jahre 1750. die grasliegenden Koppeln oder Schläge oder Arten, wie es einer heißen will — gemeiniglich werden sie Koppeln genennet — mit Klee besäet zu Grase liegen blieben. Einige Wirthe machten das erste Jahr Heu davon, und brauchten selbige alsdenn zur Viehweide; Andere gebrauch-

brauchten es gleich zur Viehweide. Ja der Mecklenburgsche Herr Oberstallmeister von Lützow zu Großen Sälitz führte bei mehr als 200. Stücken Rindvieh die Stallfütterung ein, und hatte noch eine starke Stutterei darneben. Der Vortheil also und die guten Eigenschaften der Stallfütterung und des spanischen Kleebaues, ist lange für die Herren, so jetzt darüber streiten, bewiesen, und weder Vornehme noch Geringe haben in diesen Ländern an dessen Nutzen gezweifelt, noch weniger darüber gestritten, obgleich auch Vieh von dessen Blähung gefallen ist. Aber ist deswegen, weil der Kleebau im Hollsteinschen, Mecklenburgschen und Pommerschen, ja neuerdings in der Gegend bei Zeiz, großen Nutzen bringt, auch ausgemacht, daß er bei uns eben das thue? Dieses kann man so wenig behaupten, als wenn man mit unwissenden Leuten sagen wollte, alles was der Herr Geheimde Rath Schubart von Kleefeld von den Wunderdingen des Kleebaues sagt, ist unwahr. Eben so mit seinen Gegnern auf der andern Seite es zu machen, würde ungerecht seyn. Ein jeder, wenn wir ihm den vernünftigsten und der Sache anpassenden Rath geben sollen, halte sein Urtheil über alle ihm vorgeschlagene Verbesserungen zurück, und versuche dagegen selbst. Wir wollen nunmehr jedes Kraut besonders vor uns nehmen. Der Spanische Klee ist ein vorzügliches Futterkraut, dieser, wenn er in Dünger mit Hafer oder Gerste gesäet wird, giebt gleich das erste Jahr, wenn der Hafer oder die Gerste mit abgehauen wird, zweimal recht schönes gutes grünes Futter, und sodann in die beiden folgenden Jahre, noch fünf vortreffliche Erndten; Das erste Jahr

dreie,

dreie, und das zweite Jahr zwei Erndten. Aber wenn er nicht in Dünger gesäet wird, trägt er nicht so; denn nach der dritten oder gar vierten Saat, giebt er das erste Jahr zwei, und das zweite Jahr nur eine Erndte. Ja, wenn viele Nachtfröste sich einstellen, wie das Jahr 1786. und dieses 1787ste Jahr geschehen, so nützet man selbigen fast auf gar nichts, und wo denn bei solchen Umständen Futter hernehmen? Aus diesem Einwurf abstrahirt sich für einen denkenden Landwirth die Regel, den Kleebau nur als ein mitwirkendes Mittel zur Wirthschaft und zur Fütterung anzusehen. Wer also von diesem preiswürdigen Futterkraute Nutzen haben will, der fahre, wenn seine Felder ausgetragen haben, auf einen Scheffel Kornland oder auf 3600. Quadratschritte sechs Fuder kurzgefaulten Dünger; lasse selbigen gleich unterstürzen, den Winter über liegen, und säe im Frühjahr auf diesen Acker zwei Scheffel Hafer, und mit diesem 12. Pfund Kleesaamen. Alsdenn streue er auf ein solches Stück Feld sechs Scheffel Asche; egge und quiere selbige gut mit dem Saamen ein; säe sodann erst den Kleesamen oben auf: so fällt derselbe von selbst in die Eggefurchen, der Kleesaamen kommt hinlänglich tief zu liegen, und die Walze — denn gut gewalzt muß ein solcher Acker werden — drückt ihn tief genug ein. Das folgende Jahr wird auf solchem Acker vieler Klee wachsen. Sollte der Hafer das erste Jahr zu frech wachsen, so muß man selbigen mit dem jungen Klee verfüttern. Ein solches Stück Feld kann für eine Kuh 2= bis 300. Tage grünes Futter liefern, und zwar in den beiden Jahren, so sich der Klee im Acker erhält, nach der Hafersaat. Nach

der Beschaffenheit des Jahres, der Witterung und andern dergleichen Umständen, auch wohl nur 100. und 150; mehr aber als höchstens 300. haben wir nie erfahren und wird solches auch sehr selten seyn. Die Kosten zu berechnen ist leicht, und wir wollen selbige hersetzen, damit ein jeder selbst beurtheilen kann, was er daran wenden wolle.

Kosten eines Kleefeldes von einem Scheffel Korn Aussaat zu 3600. Quadratschritten:

1) Sechs Fuder guten gefaulten und verrodeten Dünger, à Fuder 14. gr.	3. thlr. 12. gr.
2) sechs Scheffel Asche, à Schfl. 12. gr.	3. thlr. —
3) zwei Scheffel Hafer zum Saamen, à 1. thlr.	2. thlr. —
4) Ein Achtel Centn. Kleesaamen, à Centn. 12. thlr.	1. thlr. 12. gr.
Betrag der ganzen Kosten	10. thlr. —

Das zweite Jahr.

Sechs Scheffel Asche zum Ueberstreuen über den Klee, à Schfl. 12. gr.	3. thlr. —

Das dritte Jahr.

Vier Scheffel Asche zum Bestreuen des Klees, à Schfl. 12. gr.	2. thlr. —
Sind die baaren Auslagen in drei Jahren	15. thlr. —

Die

Die Einnahme von solchen Klee ist:

1) Zehn Scheffel Hafer Ausdrusch,	à 18. gr.		
		7. thlr.	12. gr.
Drittehalb Schock Bund Stroh,			
	à 1. thlr. 8. gr.	3. thlr.	8. gr.
Die Spreu,	" "	—	4. gr.
2) Der Kleewuchs im zweiten Jahre wird 200. Tage vollauf Futter für eine Kuh hergeben, à Tag 1 gr.		8. thlr.	8. gr.
3) Das dritte Jahr wird der Kleewuchs nur 100. Tage Futter geben.		4. thlr.	4. gr.
Ist die Einnahme in drei Jahren		23. thlr.	12. gr.
Dagegen die Ausgabe ist in drei Jahren		15. thlr.	—
Ist also Gewinn beim Klee		8. thlr.	12. gr.

Auſſer daß ein solches Stück Feld durch drei Jahre hinter einander genossene Düngung zum Getreidetragen herrlich vorbereitet worden, so bleibt doch noch der Ertrag von jedem Scheffel Kornaussaat 2. thlr. 20. gr. Rechnet man nun noch, daß die mit Klee gefütterte Kuh alle Tage im Durchschnitt nur für 2. gr. Milch giebet, so ist der Gewinn an der Milch, gegen den gerechneten Groschen an Futter, 12. thlr. 12. gr. Rechnet man zu diesen noch 10. Fuder Dünger zu 14. gr. so würde der Gewinn seyn

1) wie oben stehet,	8. thlr.	12. gr.
2) an der Milch 300. gr.	12. thlr.	12. gr.
3) an 10. Fuder Dünger, à 14. gr.	5. thlr.	20. gr.
In Summe	26. thlr.	20. gr.

Also alljährlich 8. thlr. 22. gr. 8. pf. Ertrag von einem Scheffel Kornland Aussaat. Wie reich würden wir da nicht werden können, wenn unsere Felder durch die starke Düngung zu solcher Vollkommenheit kämen, daß solches Feld noch einmal so vieles Futter abwürfe! Wir haben da die Sache nicht übertrieben, weil wir noch in der letzten Saat ohne zu düngen, oder Asche zu streuen, und bei der dem Kleebau so ganz vorzüglich widrigen Witterung dieses 1787sten Jahres 114. Stück Rindvieh und Pferde einen Tag von solchem Scheffel Land gefüttert haben; auch selbigen nicht mehr als einmal haben hauen können; Und da dieses Jahr für den Kleebau als Mißwachs zu rechnen ist, so wird man unsre Rechnung im Durchschnitte wohl gelten lassen, da wir uns 200. Stück im ersten Jahre vom Klee zu füttern getrauen. Es ist wahr, ohne hinlängliche Düngung giebt der Klee nicht länger als ein Jahr Ertrag, und vergehet schon mit dem ersten Jahre; aber wenn er gut gedünget und Asche dazu gestreuet worden, so bleibt er das zweite Jahr und wächst freudig und gut. Wer ist also wohl im Stande, bei so sehr weniger Bestellung, von seinen Feldern mehr Nutzen zu ziehen als von einem Scheffel Kornland über acht Thaler? Es ist also ausgemacht: Nichts ist besser und einträglicher als der Kleebau, und bei einer solchen Behandlung des Klees, kann auch mit Sicherheit alles Getreide in die Kleestoppel gesäet werden. Nach den Regeln der Natur muß ein gedüngtes Kleefeld das herrlichste Getreide geben, und muß solches gut und schön in der Kleestoppel wachsen; denn der Dünger, in welchen der Klee gesäet worden, ist ja drei Jahre in der Erde verschlossen

schlossen geblieben. Ferner sind von dem Klee viel Blätter und Blüthen abgefallen, so auf dem Stücke liegen geblieben, die beim Aufmachen des Feldes ihre Wirkungen erst äussern; woher sich denn ergiebet, daß es eben so gut ist in die Kleestoppel, als in Dünger zu säen. Aus diesen kann man ferner schliessen, daß ein öfteres Umarbeiten der Kleestoppel nicht so gut seyn müsse, als gleich im ersten Umbruche zu säen; denn der im Felde verrodete Dünger, der so lange verschlossen gewesen, wird bei zwei- oder dreimaligen Umrühren der Luft zu sehr freigestellet, und trocknet von den dürren Winden zu sehr aus, daß der schon zu Erde gewordene Dünger zu gar nichts wird. Wir wollen nicht in Abrede seyn, daß, wenn man gleiches Verhalten beim Graswuchs wie beim Kleebau beobachtete, daß auch in der Grasstoppel ohne Dünger vortreffliches Getreide wachsen würde. So bald ein Acker Gras oder Klee träget, so bekommt er auf alle Fälle Ruhe, so sehr es auch geläugnet wird. Er darf nicht fremde Kinder erziehen, sondern es sind seine eigenthümlichen Pflanzen, und diese sind von dem Schöpfer so eingerichtet, daß sie ihrer Natur nach das Feld wieder düngen, und ihrer Mutter der Erde, wieder neue Fruchtbarkeit geben. Denn es tritt beim Graswuchse ein Geschlecht nach dem andern auf, wirft seine Blätter und Blüthen ab, dünget damit seine Mutter und Ernährerin, und man findet bei vielen die Spur nicht mehr, wo dieses Kind des Feldes gestanden. Bei dem Hauen des Grases selbst, als dem letzten seiner Früchte, bleibet viel auf dem Felde liegen, und wird es auch abgehütet, so lässet das Vieh noch viel stehen, so es nicht frißt.

Von diesen allen erhält das Feld Düngung, und wenn es aufgemacht wird, so kann man mit Sicherheit eine gedeihliche Frucht von selbigem erwarten. Unbillig würde es also seyn, wenn wir der Kleewurzel einen Vorzug in der Düngung vor der Graswurzel zuschreiben wollten, obgleich nicht zu läugnen ist, daß selbige bei schweren Erdreich den Nutzen hat, es locker zu erhalten. Bei unserm leichten Erdreiche aber wird selbige nicht mehr Nutzen als Holz schaffen. Indessen aber bleibet der Vortheil beim Kleebau dieser, daß der Dünger im Acker verschlossen bleibt, sich mit selbigem vereiniget, und, nachdem ein solches Feld aufgebrochen worden, noch großen Nutzen geben muß. Wir rathen jedem sich ohne Dünger bei uns nicht mit dem Kleebau abzugeben. Aber in der andern, höchstens dritten Saat, geht es noch wohl an Klee mit zu säen; doch in ausgebauten Aeckern ist es umsonst gearbeitet, und die Kosten weggeworfen, und man thut besser Gras von selbsten wachsen zu lassen. Je mehr und je stärker man dünget, je bessern Nutzen giebt die Kleesaat, und jeder, der Düngung genug hat selbigen an die Kleesaat zu wenden, thue dieses. In des Herrn Geheimden Raths **Schubarts von Kleefeld** Schriften wird hauptsächlich gefordert, dem Klee recht mit Dünger unter die Augen zu gehen, es sey nun mit wahren Dünger oder mit Gips, Mergel, Asche oder Kalk. Wie vielmehr sollten wir nicht Ursache zu düngen haben, bei unsern schlechten und wenig fruchthaltenden Erdreich! Der einzige Fehler, den der Kleebau für den armen Landmann hat, ist dieser, daß er im Gebirge sehr schwer reifen Saamen bekommt, sondern

selbigen

selbigen immer kaufen muß. Es kann seyn, daß wir nicht recht damit umzugehen wissen; so viel wissen wir aber gewiß, daß wir keinen reifen Saamen haben bekommen können. Wäre die Erzielung des Saamens unsern Landwirthen leichte, so würde sich der Kleebau von selbst ausbreiten, weil einer dem andern Saamen schenken würde; so aber muß aller Saamen im Gebirge gekauft werden, und so bleibt auf der einen Seite das Schenken und auf der andern Seite das Kaufen des Saamens, weil es den mehrsten immer am Gelde fehlet. Es wird also der Kleebau, bis man nicht zum häufigen Saamenbau im Gebirge gelangen wird, ja der durchgängige Kleebau wird mit zu den frommen Wünschen für das Gebirge gehören. Gesetzt, es käme auch noch so weit, daß wir selbst den Saamen erbauten, wie es ja von vielen schon jetzo geschiehet, so würden doch Vorurtheile, (besonders das, daß der Kleebau dem Graswuchse schade, und daß der Klee die Aecker gänzlich verderbe,) noch lange unüberwindliche Hindernisse, und mit nichts als der sichtbaren Ueberzeugung zu bestreiten seyn. Es ist wahr, wenn ein Wirth nicht recht gutes Zugvieh hat, so ist er nicht im Stande, die starken und ausgebreiteten Kleewurzeln zu bezwingen; es wäre denn, daß selbige lange genug in der Erde stehen blieben, wo sie sodann von den Graswurzeln vertrieben werden, und von selbst vergehen. Ein jeder also der seine Wirthschaft verbessern will, der berechne vorhero es allemal, ob er es habe hinaus zu führen, und behalte, wenn er nicht vieles verbessern kann, nur das, was ihm am vorzüglichsten dünket. Er fange ja nicht mit zu vielen Verbesserun-

gen zugleich an, sondern nehme immer eine nach der andern vor, und wann jemand eine reelle Verbesserung in seiner Wirthschaft machen will, der fange solche zuerst mit dem Kleebau an und zwar nur so viel, als er ausführen kann. Diesen Kleebau setze er ununterbrochen fort, berechne richtig was es ihm kostet, und was er von selbigen wieder erhalten hat. Bleibet ihm denn nichts übrig, und er gewinnet nur den Dünger dabei, so setze er seine Verbesserungen mit andern Versuchen von der Art fort, und nie übereile er sich bei selbigen; weder, daß er seinen Verbesserungen, wenn viele gute Jahre hinter einander kommen, zu viel gutes zuschreibe, noch daß er seine Versuche verwerfe, weil Witterung, schlechte Behandlung, oder andere Ursachen sich ihm entgegen stellten, und seine Versuche dadurch unglücklich ablaufen müßten. Ein Wirth der Versuche in seiner Wirthschaft anstellen will, dem geben wir den freundschaftlichen Rath, vom ersten Anfang an, alle und jede dabei vorkommende Umstände genau zu untersuchen, alles genau aufzuschreiben; sodann kann er eine Berechnung, und aus der Berechnung eine Schlußfolge machen. So bald ein Wirth dieses nicht thut, so sind seine Versuche schwankend, und nie wird ein solcher Wirth sich auf etwas gewisses gründen können. Ist ein Wirth aber genau in der Untersuchung aller der Umstände, die theils von ihm selbst abhangen, theils ausser seinem Wirkungskreise sich befinden, so kann er beurtheilen in wie ferne eine Sache gut oder schlecht ist.

Nächst dem **rothen Brabander Klee** ist die **Lucerne** das Futterkraut, so uns noch mehr als dieser em=

empfohlen wird, und die ganz unfehlbar glücklich machen soll. Es würde der Einsicht eines vernünftigen Wirthes in der Kunst zu wirthschaften Schande machen, wenn man diesem über alle massen schönen Futterkraut, nicht seinen vollen Werth lassen wollte. Sie ist ohnstreitig das schönste und vortreflichste von allen bisher uns bekannt gewordenen Futterkräutern, das seines sehr schnellen Wuchses wegen verdient von uns gesäet zu werden. Vier- bis fünfmal ist sie ihrer Struktur wegen des Abhauens fähig, giebt jedesmal ein herrliches, viel Milch gebendes Futter in grosser Menge. Aber leider sind zwey Ursachen vorhanden, die den Anbau dieses vortreflichen Futterkrauts, bis hieher verhindert haben, ja selbigen noch fernerhin hindern werden. Erstlich ist der Saamen von selbiger sehr theuer, und man wird mehrentheils schlecht bewahret. Im Jahr 1786 haben wir anstatt Lucernsaamen, Hopfen- Kleesaamen bekommen, und nach aller angewendeten Arbeit finden wir unsere Hofnung hintergangen, und zwar von dem Kaufmann Sp. in Leipzig, den uns der verstorbene Herr Geheimderath Schubart von Kleefeld als einen guten und ächten Saamen empfohl. Wie wenig Hofnung kann man zum häufigen Anbau dieses Klees haben, wenn man 28 Rthl. für den Centner bezahlen muß, und für dieses Geld Hopfenklee erbauet! So lange man also nicht hinlängliche Sicherheit für ächten und guten Saamen hat, so wird der Futterkräuterbau im Gebirge nicht weit kommen. Die zweite und noch vielmehr dem Anbau der Lucerne entgegenstehende Ursache ist, das Jäten, welches sehr grosse Kosten verursachet, und welche

bei uns im Gebirge von viel grössern Betrag sind, als wo dreiartige Wirthschaft getrieben wird. Denn von den Grasfeldern bleibt eine grosse Menge Unkrautssaamen auf den Feldern liegen; durch die bei uns vorzüglich starken Winde wird selbiger über die Felder geführt, und gehet alsdenn in Menge auf. Es ist also nicht genug, ein oder zweimal zu jäten, man muß alle vier Wochen jäten lassen, und dieses ist sehr kostbar; ja man muß sogar das zweite Jahr noch jäten. Aller dieser Hindernisse ohngeachtet, möchten wir noch ein drittes hinzusetzen, welches bald noch wichtiger ist als die angeführten beide. Wir haben nämlich wenige Felder, die so viele tiefe Erde haben, als die Pfaalwurzel der Lucerne verlangt, so daß diese ihre Wurzel nicht recht in die Tiefe der Erde bringen kann; und kann sie dieses nicht, so geräth sie sehr selten zur Vollkommenheit, wenigstens wird ihre Dauer nicht sehr lange seyn. Dieser Schwierigkeiten ohngeachtet, rathen wir doch jedem Wirth selbige anzusäen, und zwar säe er nur erst soviel als er mit seiner Bequemlichkeit bestellen kann. Vor allen Dingen aber rathen wir jedem, der die Lucerne anbauen will, daß er sich den Ausdruck in andern ökonomischen Schriften nicht irre führen lasse, wo es heißt: die Lucerne nimmt mit ungedüngten Acker vorlieb. Wir glauben zwar diesem Vorgeben bey der dreiartigen Wirthschaft sehr gerne, noch lieber glauben wir es von den Auen und fetten Gegenden; aber die Erfahrung hat uns im Gebirge mit grossen Schaden von dem Gegentheil belehrt. Man nehme recht gutes und gedüngtes Land dazu, sonsten ist alle unsere Arbeit

ver=

verlohren. Es ist nicht zu leugnen, die Lucerne wächset auch im schlechten Acker, aber nur sehr sparsam, so daß es nicht der Mühe werth ist, so viel Arbeit an selbiger zu verschwenden. Die von unserm verstorbenen Freund angerühmte Art, die wir im ersten Theil der Erfahrung Seite 73. angeführt haben, die Lucerne nach der Anweisung des Herrn **Knechts** in Reihen zu säen, ist sehr gut; aber auf diese Art ist selbige fast gar nicht vom Unkraut reine zu halten, weil das Düngen mit der Sudel, den Wachsthum des Unkrautes sehr befördert. Es ist nichts besseres, als recht locker vorgerichtetes, und recht gut gedüngtes Erdreich zu der Lucerne zu nehmen, noch besser aber ist es, wenn es rojolet worden. Ist ein solches Erdreich gut gedünget, so wende man die Kosten daran, und säe die Luzerne recht dicke. Thut man dieses, und ist der Saamen recht gut, so wird die Lucerne selbst wenig Unkraut aufkommen lassen. Das was man alsdenn am wenigsten ausrotten kann, und was der Lucerne am mehresten Schaden thut, ist der zugemischte Hopfenkleesaamen, und dieser ist schwer, ja fast unmöglich auszurotten. Indessen muß man es versuchen, ob er nicht durch das Ausjäten zu vertilgen, weil nichts der Lucernsaat so vielen Schaden zufüget, als dieser Klee. Ist die Lucerne erst recht gut heraus und dicke genug gesäet, so muß man sich hüten, sie nicht zu tief an der Erde wegzuschneiden, weil sonsten das Unkraut Zeit gewinnt durchzubrechen. Lässet man aber einen guten Finger lange Stoppel stehen, so bleiben genug frische, zum forttreiben taugliche Stengelchen stehen, die sich nicht säumen werden in die Höhe zu schies-

sen, wodurch das Unkraut verhindert wird zu wachsen, und über die Lucerne in die Höhe zu gehen. Im Herbste, wo es sonst die Zeit ist, daß das Unkraut so sehr überhand nimmt, kann man selbigem damit sehr vorbeugen, wann man die Lucerne bis spät im Jahre wachsen lässet. So sehr aller Klee Fröste hasset und von selbigen leidet, so ist doch die Lucerne in Ansehung ihres Krautes, die weichlichste von allen Arten, und leidet mehr als der spanische Klee von den Frösten, und zwar am mehresten im Frühjahr, wo sie bei jedem Sonnenschein forttreibet. Im Gebirge wehet nun der Wind allen Schnee von den Anhöhen in die Thäler, wo er insgemein, so lange noch die Spur vom Winter übrig ist, liegen bleibet. Wenn nun die Sonne im Winter gegen eine solche Anhöhe scheinet, so leckt sie das Wenige so vom Schnee noch liegen geblieben, weg. Sobald der Sonnenschein nun bei wärmern Monaten, als im Februar und März auf solche Anhöhen trift, wo Lucerne gesäet ist, so ist selbige gleich mit ihren jungen Trieben da, und weil das Kraut nicht viel Frost vertragen kann, so tödtet die darauf folgende kalte Nacht diesen Trieb auch gleich. Da dieses die Lucerne so lange wiederholt bis es wirklich Sommer wird, so finden viele Stauden in diesen Wiederholungen ihren Tod, und in vier Jahren ist wenig mehr von der Lucerne übrig. Wer also Lucerne für solchen Unfällen bewahren will, der suche solche Plätze für dieselbe aus, wo der Schnee in grossen Haufen insgemein zusammen getrieben wird, und wo ihn die Sonne schwer etwas anhaben kann. Auf solchen Stellen leidet die Lucerne nicht so sehr von diesem Unfall, son-

dern

dern wird recht schön bleiben. Ein jeder also, dem seine Lucernsaat lieb ist, der suche im Gebirge keinen schönen sonnenreichen Platz, sondern einen, wo die Sonne sie im Sommer ganz bescheint, und im Winter etwas überscheint. Aus allen diesen wird Ihnen deutlich werden, daß sie an der Winterseite besser fortkommen wird als an der Sommerseite. Nun wollen wir Ihnen auch die Kosten von einem Lucernfelde zu Ihrer Nachachtung hersetzen.

Ein Scheffel Kornland von 3600 Quadratschritten, kostet an Lucernsaat zu bestellen:

1) Das Feld zu besäen ist erforderlich
   $\frac{1}{4}$ Ctr. Saamen, den Ctr. 26 thl. 6 thlr. 12 gr.
2) 18 Fuder Dünger à 14 gr. = 10 thlr. 12 gr.
3) Das erstemal zu jäten 32 Weibspersonen à $2\frac{1}{2}$ gr. = = 3 thlr. 8 gr.
4) Das zweitemal zu jäten 16 Weibspersonen à $2\frac{1}{2}$ gr. = 1 thlr. 16 gr.
5) Das drittemal jäten, und zwar im Herbste, wo diese Arbeit ganz sorgfältig verrichtet werden muß, 32 Weibspersonen à $2\frac{1}{2}$ gr. 3 thlr. 8 gr.
6) Das folgende Frühjahr nach dem ersten Hauen, muß diese Arbeit mit vieler Sorgfalt nochmals wiederholet werden, 32 Weibspersonen à $2\frac{1}{2}$ gr. = = 3 thlr. 8 gr.
7) Alle Herbste muß auf die Lucerne 6 Schffl. Asche gestreuet werden,

und

und zwar 4 Jahr lang, macht 24
Schffl. Asche à 12 gr. = 12 thlr. —

Sind die ganzen Kosten des Feldes 40 thlr. 16 gr.

Einnahme von solchem Lucernfelde ist:

1) Das erste Jahr giebt ein mit Lucern besäeter Acker in dreimaligen Hauen auf 200 Stück Vieh, Futter auf einen Tag à Tag 1 gr. = 8 thlr. 8 gr.
2) Das zweite Jahr 400 Stück à T. 1 gr. = = 16 — 16 =
3) Das dritte Jahr 500 Stück à T. 1 gr. = = 20 — 20 =
4) Das vierte Jahr 400 Stück à T. 1 gr. = = 16 — 16 =
5) Das fünfte Jahr 300 Stück à T. 1 gr. = = 12 — 12 =

Beträgt die Einnahme eines solchen Lucernackers = = 75 thlr. =

Dagegen

die Ausgabe in fünf Jahren ist 40 thlr. 16 gr.

Ist Ueberschuß in fünf Jahren 34 thlr. 8 gr.

Nach dieser Berechnung, für deren Richtigkeit wir bürgen können, weil wir den Versuch damit gemacht haben, trägt ein Scheffel Kornland alljährlich 6 thlr. 20 gr. 9 pf. welches ein stärkerer Ertrag als vom Korn ist. Rechnet man auf 1800 Tage die Revenue aus dem Vieh um 1 gr. welches 75 thlr. beträgt und 50

Fuder Dünger, so kommen hier wieder 100 thlr. Ueberschuß, und bezahlt solches Feld sich jährlich mit 27 thlr. welches also im Ertrage der Felder weit über den Flachs hinaus käme. Die Lucerne ist also in allem Betracht ein Futterkraut, das verdient angebauet zu werden, und auf welchen Anbau ein denkender Wirth seine ganze Achtsamkeit zu verwenden nöthig hat. So viel ist gewiß: Es mag an obenstehender Rechnung nur der vierte Theil gewiß seyn, so bleibt doch allemal der Ertrag so stark, als von einem Scheffel Korn. Aber nie lasse man seine Lucerne zur völligen Blüthe kommen, sie wird sonst holzig und giebt nicht viel Milch. Ist sie aber so weit, daß sie durch ihre Knospen anzeigt, daß sie bald blühen wolle, so eile man, daß sie gehauen wird. Will aber jemand mehr und bessere Milch nach der Lucerne haben, der haue selbige ganz jung und zwar wann sie höchstens $\frac{3}{4}$ Ellen lang ist, so wird er an der Milch wieder gewinnen, was er an der Menge des Futters verlieret. Wir bedenken uns gar nicht, selbige bey dieser Länge hauen zu lassen, ohne an den Schaden zu denken, den wir an der Menge des Futters leiden. Eines Theils frißt das Vieh den jungen Lucernerklee ungemein begierig, und zertritt nicht so viel mit den Füssen, als wenn er älter wird, wo es denn viele Kühe giebt, die ihn gar nicht fressen wollen. Andern Theils ist die Milchnutzung um $\frac{1}{3}$ stärker; also in allen Fällen lasse ihn ja niemand zu alt werden. Die Lucern zu Heu gemacht, selbige ordentlich in Garben gebunden, sodann mit Kornstroh vermischt zu Häcker geschnitten, giebt ein schönes Winterfutter. Für den oben angezeigten Fehler des Auswinterns

winterns ist zwar noch ein Mittel, nämlich, sie mit langem strohigten Dünger zu bedecken. Aber wir halten es für zu kostbar, nicht allein weil wir noch Mangel an Dünger haben, sondern auch der Lucerne nicht allerdings zuträglich, weil selbige leichtlich faulet. Vor dem Spanischen oder Brabander Klee hat die Lucerne noch den grossen Vorzug, daß sie mehr Milch giebet, jener aber mehr Fleisch beim Vieh ansetzet. Wer also Lust hat sich mit dieser Lucern abzugeben, der fange klein an; da sie fünf Jahre in guten Ertrag aushält. Um die Sache nicht zu übertreiben, so kann er die Saat alle Jahr fortsetzen, und dadurch eine grosse Menge Futter gewinnen. Wann er also das erste Jahr 1 Schffl. Kornland mit Lucerne besäet, so hat er, wenn er alle Jahr damit fortfährt, in fünf Jahren für fünf Kühe mehr Futter, welches 200 thlr. kostet, die er weiter anwenden muß, um Lucern zu säen. Wir können uns hier nicht entbrechen, eine Begebenheit zu erzählen, die etwas Licht über den Anbau der Futterkräuter im Gebirge geben wird. Ein Ritterguthsbesitzer gab seinem Verwalter auf, Versuche mit der Lucernesaat zu machen, dieser übergab die Sache dem Voigt, der von uns einige Pfund Lucernsaamen bekam, mit der Anweisung selbige ja nicht in fetten Acker zu säen. Da dieser Mann die Versuche ganz vollkommen machen wollte, so säete er einen Theil in gedüngten und einen Theil im ungedüngten Krautgarten, welcher letztere ohngedüngt Weizen getragen haben würde, und also zu diesem Versuch zu fett und frech war. Die Lucern gieng gut auf, und da selbige ein $\frac{1}{4}$ Elle lang war, hauete er sie ab, die Wit-

terung

terung war gut, schnell war sie wieder da, und er hauete selbige eben so schnell wieder, und freuete sich des herrlichen Krautes, aber da sie nicht gejätet worden, so wuchs nunmehro das Unkraut, und besonders wegen des fetten Erdreichs, der Maurich mit solcher Heftigkeit, daß die Lucern kaum die Spitzen oben behalten konnte. Wir riethen ihm, die Lucern hauen und jäten zu lassen; aber einen Theils hatte das Unkraut schon gewaltig gewuchert, und der Lucerne grossen Schaden gethan, andern Theils waren die Leute, so dieser gewis für die gute Sache sich interessirender Mann gebrauchte, nicht gewissenhaft oder achtsam genug. Sie rissen oben vom Unkraut die Spitzen ab, rissen die Lucern mit heraus, und nach dem ersten Regen war so viel Unkraut wieder gewachsen, als vorhero da gewesen war. Wir sagten ihm, wo der Fehler wäre, er ließ abermals jäten, zankte sich mit den alten Weibern die es machen mußten, und es dessen ohngeachtet doch wieder eben so machten als das erstemal. Die Folgen waren eben so als die ersten, die Lucern wurde erstickt, und der Mann von einer fernern Probe abgeschreckt. Anjetzo sagt er allen Leuten, wenn nicht das Jäten wäre, so würde dieser Klee vorzüglich gut seyn. So ist es uns mit vielen ergangen, und auch allemal so abgelaufen. Wir zweifeln also sehr, ob dieser Klee sich naturalisiren wird, so lange Kraut und Rüben für die Viehpächter in Menge erbauet wird. Nach der Lucerne folgt die **Esparcette.** Dieses von vielen der Lucerne gleichgeachtetes Futterkraut, ist zu wenig bei uns gerathen, als daß wir selbige in grossen Ehren haben sollten. Einen Theils treibt der Saamen mit den

starken

starken Regengüssen zu sehr fort, so daß er die mehreste Zeit mit davon läuft, andern Theils kriecht selbige stets auf der Erde fort, und ist im dritten Jahre bei der besten Behandlung kaum zu der Höhe einer Viertelelle herangewachsen. Wir wissen nicht zu sagen, wie sie eigentlich gerathen muß, wenn sie recht schön und vollkommen bei uns seyn soll. Aber das wissen wir, daß alle Versuche so wir damit gemacht haben, uns mißgerathen sind. Wir haben dieses Jahr wieder welche in rojoltes Land, so stark gedünget worden, gesäet, und ist selbige diesen Herbst eines Fingers lang. Wir wollen selbige mit Dünger bedecken lassen, und sehen, ob wir sie nicht in ihrer Schönheit einst können zu sehen bekommen. An welcher Sache wir nun sieben Jahr bei uns umsonst gearbeitet haben. Unter dem Nahmen **Saint Foin** haben wir uns aus **Erfurt** Saamen bringen lassen, der wie Esparcettesaamen aussiehet und auch so wächset, er ist aber auch nicht höher und grösser als eine Viertelelle erwachsen. Wir halten selbiges für Esparcette und sind zu wenig mit beiden bekannt, als daß wir davon weiter zu urtheilen im Stande seyn sollten. Da dieses Futterkraut gerne in schlechten Erdreich wachsen mag, so glauben wir doch versuchen zu können, daß das gebirgische Erdreich für selbiges zu schlecht seyn muß, oder daß die Steine es hindern, ob man gleich in den ökonomischen Schriften, selbiges als einen Freund vom steinigten Boden angeführt findet. Es mag aber wohl seyn, daß felsigter Grund der Esparcette zuwider ist, ob wir uns gleich erinnern in einer Reisebeschreibung durch Frankreich und Spanien gelesen zu haben, daß Saint Foin

im

im größten Ueberflusse in den pyrenäischen Gebirgen wüchse, und sich sehr gut erhalten und fortpflanzen lasse. Daß selbige in bessern Grunde und bessern Gegenden, als die unsrigen sind, auch besser gerathe, wissen wir auch; wenigstens sagen es uns viele Oeconomen in ihren Schriften. Das können wir aber heilig versichern, daß in sieben Jahren alle angewandte Kosten verlohren worden, sowohl bei grossen als kleinen Versuchen. Wir wollen nun von diesem letzten noch das Resultat erst erwarten. Gelingt dieser nicht, so geben wir der guten Esparcette, sie mag mit guten Attestaten versehen seyn, von wem sie wolle, ihren ehrlichen Abschied und sparen unser Geld und Mühe, und ohne von jemanden besser belehrt zu seyn, der uns zeiget, wo wir bey ihrer Behandlung gefehlt haben, werden wir sie nicht wieder annehmen. Geräth aber dieser angestellte letzte Versuch, und entspricht unserer Erwartung, die wir uns von derselben gemacht haben, so verbinden wir uns zu einer förmlichen Ehrenerklärung. So lange aber selbige sich nicht besser aufführt, so soll Lucerne und Spanischer Klee bei uns in Ansehen bleiben, und wir wollen alle Vortheile von der Esparcette einem jeden überlassen, der glücklicher mit ihr ist und sie besser zu nutzen weis. Von der Esparcette kommen wir ganz in der Ordnung auf das **Honiggras**, von welchem der **Herr von Germershausen** uns eine so vortheilhafte Beschreibung und das Leipziger Intelligenzblat einen Auszug daraus geliefert hat. Wir liessen es uns Thaler weise, das Loth zu zwei Groschen, aus dem Leipziger Intelligenz Comtoir bringen. Es bestockte sich, und wir hatten das erste Jahr unser ganzes

Wohlgefallen an selbigem, wo wir es theils in gerührte alte Ränder, theils ungedüngte Gärten säeten, wie wir Seite 74. und 75. des 1ten Theils unserer Erfahrungen schon angezeiget haben, und wo es gut bestaudete. Aber dieses war uns sehr unangenehm, wie es zum Treiben und zur Blüthe kam, daß es ein einheimisches Gras war, so wir häufig unter unsern andern Grasgewächsen fanden. An alten Rändern wächset es ganz häufig, in den Wiesen wächset das weisse, so wie alle Arten des Grases bei uns zu Hause sind. Wir bereueten unser ausgegebenes Geld, weil wir den Saamen selbst hatten. Indessen müssen wir diesem Grase die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es werth ist in den Gegenden, wo es nicht zu Hause, gesäet und angebauet zu werden, indem selbiges einen schönen Wuchs hat, und so wohl vom Rindvieh als Pferden mit vielen Appetit gefressen wird. Es wächset auf allen alten Rändern, wo nur Moos zur Düngung, und Erde zum Wurzel schlagen vorhanden ist. Eines von den im Gebirge vorzüglichsten Gewächsen zu Futterkräutern, ist die Wicke.. Diese ist dem gebirgischen Clima angemessen, und giebt vom Ausgang Julii bis in spätesten Herbst, ein gutes Futter für Pferde und Rindvieh. Sie nimmt mit schlechtem Lande vorlieb, ob sie gleich weit einträglicher ist, wenn sie in gutes Erdreich und noch mehr in gedüngtes gesäet wird. Sie abzuhauen ist vor der Blüthzeit nicht anzurathen, und für die Pferde nicht, ehe und bevor sie Schoten angesetzt hat. Man kann mit der Wicke Kleesaamen säen, aber sie muß so schnell als möglich gehauen werden, damit der junge Klee zum Wachsthum komme.

So=

Sobald also der Landwirth vom Ausgang Junii bis Ausgang Julii Gras zu füttern hat, so hat er vom Ausgang Julii bis Ausgang August Wicken. Von Ausgang August bis Ausgang September, ist das erste Gras wieder groß genug zum Füttern, und nun tritt die Kraut- und Rüben-Erndte ein. Ein Wirth kann auf diese Art die ganze Stallfütterung ohne Kosten einführen. Ist aber der Wirth nicht Liebhaber von der Stallfütterung, so lasse er im August sein Vieh auf der Weide, die sodann auf den Heufeldern im Ueberflusse zu haben ist, und füttere im Stalle überdies Wicken. Lasse das Vieh vor dem Austreiben eine halbe Stunde auf dem Hof herum gehen, damit es vorher seinen Dünger fallen lasse, ehe es vom Hofe kömmt, welchen es sonsten auf den Triften und Wegen verliehren würde; wodurch er doch noch etwas von seinem Dünger erhalten wird. Warum wir die Wicke so vorzüglich bei dieser Gelegenheit rühmen, ist nicht darum, daß wir selbiger nur im mindesten Vorzüge vor den Klee-Arten einräumen wollten, nein! sondern da wir im Gebirge nicht so sehr geneigt sind, unserer Väter Weise zu verlassen, und also noch schwer Hofnung seyn wird, daß unter den Bauern der Kleebau eingeführt werden sollte, so nehmen wir das im Gebirge so allgemein beliebte und angenommene Futterkraut an, um doch unsern Mitbrüdern etwas vorzuschlagen, wovon die Erfahrung sie schon überzeugt hat, daß es gut und nützlich sey. Alles was wir zur Verbesserung der Feld- und Landwirthschaft vorschlagen, sind von uns selbst gemachte practische Erfahrungen, so nicht übereilt angenommen, sondern deren Grund in der Ord-

nung, die die Natur bei ihrer Hervorbringung beobachtet hat, gesucht worden, ja wo das mehreste von unsern Wirthen selbst ausgeübt wird. Nicht Stubentheorie, nicht Vorurtheile, sondern thätige Beweise sind es, die uns überzeugt haben, und die wir in diesem Werke mittheilen. Wir haben nicht Unfehlbarkeit versprochen. Wir lassen uns gerne von jedem belehren; aber wir bitten auch jeden unpartheiischen Leser, er wolle bei allen diesen bedenken, daß wir im ersten Theil unserer Erfahrungen schon gesagt haben, es sey nicht allemal dasjenige auf einer Feldmark anwendbar, was auf dem benachbarten Guthe Wunder thut. Wir verlangen keinen Köhler-Glauben, sondern jeder prüfe, was er von dem, so wir gesagt haben, gebrauchen kann, und leistet es ihm dann den Nutzen. Wohl uns, auch den Kleinsten unserer Brüder, nur mit dem geringsten guten Rath gedient zu haben! Die Wicken haben noch ohnedem das Gute an sich, daß nach ihnen noch ein schöner Hafer wächset, der gewis besser gerathen wird, als wenn anstatt der Wicken, gleich Hafer gesäet worden wäre. Ein mit einem Scheffel Wicken besäete Fläche von 3600 Quadratschritt, giebt für 150 Stück Vieh einen Tag Fütterung her, und ist die Einnahme 6 thlr. 6 gr. wenn man 1 thlr. pr. Tag annimmt. Die Saat kostet 2 thlr. 6 gr. bleibet Ueberschuß 4 thlr. Rechnet man den Ertrag des Viehes 2 gr. pr. Tag, so beträgt dieses auch 6 thlr. 6 gr. und der Dünger gewis 5 Fuder, wäre also der Gewinn von einem solchen Stück Felde an 13 thlr. und also um 4 thlr. der Ertrag stärker als vom Spanischen Klee. Wir können nicht umhin bei dieser Gelegenheit zu erin-

nern,

nern, daß alle diese Angaben zwar bei uns richtig gewesen und wir das Mittel von allem Futterertrage zusammen berechnet, daß aber der Ertrag des Futters mehr oder weniger von allen bis hieher angemerkten Arten von sehr vielen Umständen abhange, und Witterung, Saamen, Düngung, Erdreich u. s. w. dabei entscheide. Wir sagen nur, was wir erfahren haben und nehmen unsere Norm davon an, um jedem denkenden Wirth reelle Nachrichten vorzulegen, und selbigen nicht mit theoretischen Speculationen zu amusiren, die ihn irre führen und grosse Unkosten machen können. Es sind noch Futterkräuter die im Gebirge in Menge erbauet werden, als Kraut, Rüben und Erdäpfel von deren Erbauung wir schon oben gesagt haben. Das Kraut ist die beste Winterfütterung in der Siede, von diesem wird aber der Strunk zurück behalten, denn er hält sich länger als die Rübe. Nach dem Kraut folget die weisse Rübe, sodann die Krautstrünke, und endlich müssen die Erdäpfel so lange bis zur grünen Siede aushalten. Dieses ist das Verfahren, so bei den mehresten Wirthen beobachtet wird, und man kann mit Wahrheit sagen, daß diese Gewächse gute und vortrefliche Dienste in der Wirthschaft leisten, und für die Kühe ein gutes Milch gebendes Futter sind. Während dem Krautfüttern wird die so sehr von Auswärtigen gesuchte Krautbutter eingelegt, diese kann alsdenn nicht genug geschaft werden. Die Rüben erhalten die noch Milch gebenden Kühe eine Zeitlang im Winter bei der Milch, und wenn selbige gleich nicht so fett, wie die Sommermilch, so wird sie doch von den Mehresten gerne gekauft, weil sich alsdenn die Milch

selten zu machen pfleget. Die Erdäpfel, grün gefüttert, sind ein Milch gebendes Futter, und da im Frühjahr schon Milch gebende Kühe existiren, so werden solche mit grossen Nutzen an diese frisch melkenden Kühe gewandt, und da insgemein schon Mangel an andern Futter zum Frühjahr eintritt, indem Kraut und Rüben sich beim Bauer, dem es an Gewölben fehlt, nicht gar zu lange halten, so halten sich die Erdäpfel bis Johanni. Sowohl Rüben als Erdäpfel legen viele in Gruben in die Erde, die sie mit Stangen zudecken, über welche sie Brechannen legen, und über diese wieder Erde, und decken sie endlich mit Rasen zu. Diese Gruben dienen den Mehresten anstatt der Keller, weil die Gewächse sehr selten darinnen frieren, aber desto öfter verfaulen und dem Verderben unterworfen sind. Zu den Gewächsen, die zum Futter gebauet werden, zählen wir mit Recht die grosse Sau- oder Gartenbohne. Dieses Gewächs ist so wenig im Gebirge bekannt, daß es, ausser bei denen, die dessen Anbau betreiben, fast nicht den Nahmen nach bekannt ist, und deren Bekanntwerdung doch so grossen Nutzen schaffen kann. Wir pflanzen sie zwar nicht im Felde, sondern erbauen sie in unsern Gärten, wo wir sie mit den Erdäpfeln legen. Sie läßt sich aber sehr gut, ordentlich säen, und giebt reif und gestampft ein schönes Mastfutter ab. Sobald die untersten Schoten bald reifen wollen, schneiden wir die Hälfte von der Stange ab, trocknen selbige, binden sie in Bündel, und lassen sie bis zum Frühjahr liegen, wo sie ein vortreffliches Kraft- und Milchgebendes Futter abgeben. Nichts als die Brut von den Fliegen, oder die schwarze

Blattlaus, so im Gebirge Mehlthau genannt wird, ist ihr unangenehm und schädlich; fällt selbiger bey dem Anbau dieser Bohne darauf, so wird sie zum Futter verdorben, und aus der Bohne wird auch nichts, sobald man selbigen zum erstenmal gewahr wird. Herr Lüder sagt in seinen Gartenbriefen: man solle allen guten Stengeln die Spitzen oder das Herzblatt ausbrechen, wo dieses Ungeziefer die Bohne nicht weiter beunruhigen würde. Wir haben dieses Mittel bewährt gefunden, und rathen es einem jeden an. Diese Bohne hat das Vorzügliche, daß sie mit aller Art Erdreich vorlieb nimmt, es sey vom besten bis zum schlechtesten; daß aber nach der Güte des Erdreichs sich ihr Wuchs verhalte, verstehet sich von selbsten. Im Hollsteinschen gehört sie mit zu den Feldfrüchten, und wird zum Futter für die Pferde gebraucht; ist selbigen aber nicht gar zu gesund, weil die Bohne zu fett und nahrhaft ist. Die Futtergewächse werden noch durch verschiedene Arten von Rüben vermehrt, davon wir besonders der Runkelrübe im ersten Theile schon gedacht haben. Die Runkelrübe hat auszeichnende Vortheile vor allen andern voraus, und ihre Blatung, besonders wenn sie in gut gedüngten Acker zu stehen kommt, ist ganz unvergleichlich. Wird der Saame in Reihen gesteckt und darf nicht erst verpflanzt werden, so giebt die Rübe eine Menge Blätter zur Blatung. Sie selbst wächset tief in die Erde, aber bekommt die Stärke und Grösse nicht, als wenn sie verpflanzt worden. Sonsten wird die Runkelrübe eben so gepflanzt, wie die rothe Rübe und auch eben so behandelt. Der Anbau der Runkelrübe ist jeden, der Verbesserungen in seiner Viehökonomie

ökonomie bewirken will, fast ganz unentbehrlich. Erstlich giebt die Runkelrübe im Sommer viel und starke Blätter zur Blatung, die besonders zum vielen Milchgeben ganz unverbesserlich sind, denn nach diesem Futter geben die Kühe nicht nur viele, sondern auch sehr fette Milch. Zweitens, zuweilen ist diese Rübe von der Stärke, daß eine 2 bis 3 Pfund wiegt, wenn gleich die Mehresten unter 1 Pfund wiegen; sie giebt daher eine Menge Winterfutter, welches noch die gute Eigenschaft hat, daß sich diese Rübe, ohne zu verderben, in einem guten Keller bis Johannis erhalten lässet, und besonders zu einem herrlichen abwechselnden Futter im Frühjahr gebraucht werden kann, besonders zu der Zeit, wenn den Kühen an der Stall- oder trocknen Fütterung nicht viel mehr gelegen ist. Ob zwar die Menge der weissen Rüben, so auf einem Acker erbauet werden, mehr beträgt, als von den Runkelrüben, so ist doch der Vorzug auf der letztern Seite, weil sie an der Güte wieder ersetzen, was ihnen an der Menge gegen jenen abgehet. Wir haben in ökonomischen Schriften gelesen, daß von einem Acker viele Centner erbauet worden, wiewohl wir es nie zu so grossen Ertrag haben bringen können; so sehr viele Mühe wir uns auch gegeben haben, und so viel wir es auch versucht, ob wir sie nicht auch in solcher Menge erbauen könnten. Indessen ist ihr Ertrag immer so gewesen, daß wir zu deren Erbauung aufzumuntern uns verpflichtet halten; nur übermäßiges ist nichts von ihr zu holen. Wir rathen daher einem jeden dieses nützliche Gewächs nicht zu vernachläßigen, sondern so viel möglich deren Anbau zu betreiben; wir versichern, daß es

niemand

niemanden gereuen wird. Ihr Anbau ist eben, wie bei der rothen Rübe; sie verlangt recht gut gedüngtes Erdreich, und anstatt, daß andere Gewächse das Anziehen der Erde verlangen, so will diese davon befreyet seyn, und verlanget das Abziehen, wenn sie recht stark werden soll. Will man selbige verpflanzen, so muß man sie an einem sonnenreichen Orte säen, ja, wenn der Saame kann bedeckt werden, ist es noch besser, denn die jungen Pflanzen werden geschwinder zum Verpflanzen gut und stark genug. Sie müssen übrigens von der Stärke seyn wie rothe Rübenpflanzen, auch eben so behandelt werden. Ein Stück Feld von 3600 Quadratschritten giebt insgemein zwischen 50 bis 100 Schfl. Runkelrüben. Nichts vom Mehlthau, Raupen und Ungeziefer beunruhiget das Blatt dieser Rübe, und nichts verunreiniget das von selbiger kommende Futter. Die Runkelrübe ist also eine der gesündesten Futterarten, obgleich die Rübe selbst zuweilen wohl etwas vom Wurmstich leidet, aber doch die mehreste Zeit gesund und frisch aus der Erde kömmt. Sie hat in allem Betracht grosse Vorzüge vor der so sehr berühmten Turnipsrübe. Erstlich hat sie die herrliche Blatung vor dieser voraus, und giebet dieser am Gewichte nichts nach; alsdenn wird die Turnipsrübe sehr viel hohl, und springt oben sehr auseinander; ferner hat sie den grossen Fehler, daß, weil sie fast ganz allein über der Erde wächst, eine unendliche Menge Schnecken sich unter derselben verkriechen, und bis ins Innerste der Rübe sich hineinfressen. Zum Mastfutter halten wir die Turnipsrübe, ihrer trocknen mehligten Consistenz wegen, für gut, aber so angenehm ist sie kei-

nem Vieh, als die schöne saftige Runkelrübe; denn je grösser, je holziger wird sie, anstatt die Runkelrübe immer schöner und wohlschmeckender wird. Wer Feld, Menschen, Zeit und Lust hat, dem rathen wir auch die Turnipsrübe der Fütterung wegen, zur Veränderung an. Diese Rübe erfordert ausserordentliches dünnes Säen, das Behacken ist aber bei selbiger ganz unnöthig. Sie ist mit der nämlichen Pflege wie die ordinaire weisse Wasserrübe zufrieden, lässet sich im Frühjahr zeitig säen, gehet das Jahr nicht im Saamen über, und hat also in allen Betracht, für einen Landmann sehr viel Gutes, was ihn zum Anbau dieser Rübe reizen kann. Die frühe Mayrübe ist als Futtergewächs nicht in Anschlag zu bringen. Die grosse Pariserrübe ist es eben so wenig, weil sie aber nicht in Saamen gehet, so kann ein Wirth etwas davon zeitig im Frühjahr säen: grossen Vortheil wird er dabei wohl nicht haben, als Veränderung des Futters. Die Kohlrübe, oder der Kohlrabi unter der Erde, ist aber dagegen ein ganz vortrefliches Futtergewächs. Sie hat alle das Gute, was wir von der Runkelrübe gesagt haben, nur daß ihre Blatung von sehr geringen Werth ist, gegen den von der Runkelrübe gerechnet, und denn ist sie auch noch dem Raupenfraß sehr unterworfen. Denn im Herbste fressen diese die wenigen Blätter, so die Kohlrübe hat, fast ganz ab. Der Anbau der Kohlrübe ist allenthalben bekannt, und mit dem Kraute von einerlei Art, und erfordert die nämliche Bearbeitung. Sie hat eine ganz unvergleichliche Dauer; im Winter, und noch späte im Frühjahr, bleibt sie frisch, und hat noch das Vorzügliche, daß viele Menschen sie

gerne

gerne essen. Der Kohlrabi über der Erde hat auch sehr viel Gutes, und in der Blatung noch Vorzüge vor der Kohlrübe; denn, wenn der Kohlrabi im rechten fetten Erdreich stehet, so wird nicht allein der Kopf 3. 4 bis 5 und mehrere Pfunde schwer, sondern auch die Blatung wächset mit Gewalt wieder. Indessen darf man selbigem nicht zu viel Blätter auf einmal nehmen, weil der Kopf sonsten zu klein bleibt, und zur Zeit nur eins oder zwei, diese aber müssen noch mit einem Messer einen Finger lang vom Kopfe abgeschnitten werden. Ein recht grosser Kohlrabikopf kann für eine Kuh die Siede geben und ist also zur Veränderung des Futters für das Rindvieh sehr nützlich. Mohrrüben oder Möhren sind ein vortrefliches Gewächs, sowohl für Menschen als Vieh; sie verlangen aber tiefes, gut gedüngtes und recht lockeres Erdreich. Bei uns im Gebirge, wo wegen des steinigten Erdreichs und des unter selbigen befindlichen Felsens das Wurzelgewächse so leicht absetzt, ist der Anbau der Carotte vorzüglicher anzurathen als der von der Möhre. Diese ist mit lockern Erdreich, wenn es auch nicht tiefen Grund hat, zufrieden, und ersetzt an der Dicke, was ihr an der Länge abgeht. Aus der Möhre aber wird nichts, wenn sie nicht tief in die Erde gehen kann. Das Rindvieh frißt sie sehr gerne, und wenn sie nicht in zu grosser Menge gefüttert werden, so bekommt die Butter und Milch einen angenehmen Geschmack davon. Werden sie aber in zu grosser Menge gefüttert, so erhält die von solcher Milch gemachte Butter einen unangenehmen Geschmack. Die Pastinack- oder Pastinatwurzel, wird von dem Vieh sehr gerne gefressen,

aber Milch und Butter nehmen leichtlich einen ganz widerlichen Geschmack davon an. Wir rathen also aus dieser Ursache nicht zu deren Anbau, wenigstens machen wir uns aus derselben nichts, weil wir etwas Besseres wissen und kennen. Wer Möhren, Carotten und Pastinat groß und in Menge erbauen will, der muß den Saamen im Herbste recht dicke säen, und zwei Finger tief mit einem Rechen einhacken lassen. Wann dieses aber im Herbste nicht möglich seyn sollte, so muß es im Frühjahr so zeitig als möglich geschehen, und wenn es auch noch auf dem Schnee geschehen sollte. Zum Anbau der Möhren rathen wir auch noch aus dem Grunde, weil selbige, auch ohne ihre Wurzel eine Menge Kraut liefert, so das Vieh gerne frißt. Indessen ist allen diesen die dem Gebirge so sehr angemessene Frucht, die weisse Wasserrübe vorzuziehen, und wir würden, wenn sie von der Dauer wäre als die Runkel- und Kohlrübe, nie jemanden zum Anbau anderer Futtergewächse rathen. Sie giebt eine Menge Futter von einem Acker, der gut gedünget worden, und mehr als eine andere Art Wurzelwerk; sie ist für das Vieh ein angenehmes Futter, das selbige mit der größten Begierde hinterschluckt, und für den Wirth ein schönes Milch gebendes Futter, die, wann sie gleich nicht so fett als von andern Gewächsen, doch in der Menge das wieder ersetzet was ihr an der Güte abgehet. Aber leider! die viele in ihr enthaltene Feuchtigkeit, ist der Grund, daß sie sich schwer so lange erhalten lässet, bis andere Gewächse kommen; welche gute Eigenschaft aber die Runkelrübe, und besonders die Kohlrübe an sich hat. Wer schöne trockene Gewölbe

und

und Keller hat, wo sie recht trocken liegen, der kann selbige lange erhalten. Mit diesen sind aber die Wenigsten, und die Bauern noch weniger, versehen, denn die Mehresten sind in der Nothwendigkeit, daß sie selbige gleich auffüttern müssen. Dieses ist die Ursache, warum wir jedem Wirth den Anbau dauernder Futtergewächse empfehlen, damit selbige im Frühjahr nicht Mangel an frischen Futter haben. Denn welchen Einfluß ein solches Futter auf die Milch im Frühjahr habe, muß jedem Wirthe, der sich um diesen Theil der Wirthschaft bekümmert, hinlänglich bekannt seyn. Wir rathen also einem jeden an, der da aus seiner Wirthschaft Nutzen ziehen will, daß er berechne, wie viel er Kraut für sein Vieh bis zu Weihnachten; wie viel weisse Wasserrüben bis zum ersten März; und wie viel sich conservirende Futtergewächse er bis Johanni gebrauche, wo das Gras selbige ablösen kann. Zu dem Anbau von solchen, und daß er von jeden hinlängliche Quantität erhalte, mache er seine Anstalten und Vorkehrungen so, daß er von allem Vollauf habe, ja daß zur Mastung des auszumärzenden oder ausgebraakten Viehes, es sey Kuh oder Ochse, noch genugsamer Ueberschuß vorhanden sey. Mit diesem wohlmeinenden Rathe sind wir ꝛc.

Funf=

Funfzehnter Brief.

Inhalt.

Einige Anmerkungen über das in den Erfahrungen pag. 71. im ersten Theile angezeigte Freiguth mit dessen Wirthschaft; besonders aber auch eine Anzeige von dessen Ausgaben.

Mein Herr!

Sie fordern ganz ernsthaft von uns genauer unterrichtet zu seyn, von den Ausgaben so auf dem Freiguthe sind, von welchem wir im ersten Theil unserer Erfahrungen pag. 71. seqq. geredet haben. Sie sagen: Wir hätten 1072 Thlr. als reine Einnahme berechnet, aber auf dem ganzen Guthe keine Ausgabe. Unsere Absicht bei dieser Berechnung war keine andere, als nur zu zeigen, wie der verstorbene Guthsbesitzer die Einkünfte des von seinem verstorbenen Vater erhaltenen Guthes von 182 Thlr. bis zu 1072 Thlr. gebracht, und also 890 Thlr. mehr Revenüen aus dem nämlichen Guthe, als sein verstorbener Vater gezogen habe; denn diese Veränderung geschahe zum größten Erstaunen aller seiner Nachbarn, die doch wenig oder nichts, davon nachgemacht haben. Es war bei Einrückung dieser Nachricht gar nicht die Ursache, daß wir dieses Mannes Wirthschaftsmethode für ein Werk ausgeben wollten, das verdiente im Grossen nachgemacht zu werden. Nein, sondern es sollte nur dazu dienen, um den nicht geübten

Land-

Landwirthen, Anleitung bei einem oder dem andern Falle zu geben, wie sie sich in selbigen verhalten könnten. Die von diesem vortreflichen Wirth beobachtete Verbesserung der Wiesen; die Art und Weise wie er diese Verbesserung ins Werk richtete; wie er seine Felder zum grössern und stärkern Ertrag durch Dünger zwang; sein Futterkräuterbau, alles dieses waren Anleitungen, sowohl für geübte, als auch für diejenigen Wirthe die sich oft selbst nicht zu rathen oder zu helfen wissen. Dieses ist der wahre Gesichtspunkt, in welchem wir es gestellt wissen wollen, und aus diesem sahen wir dessen Bekanntmachung an, und glaubten dadurch, viel Gutes und Nützliches zu bewirken; haben wir dieses erlangt, so ist unser Zweck erreicht worden. Wir wollen diesmal bei unsern fortgesetzten Erfahrungen, einige Anmerkungen zu der gewesenen Einrichtung dieses Wirthes voraus gehen lassen, und sodann von den Ausgaben reden die von diesem Besitzer bezahlet wurden.

Erstlich bewies dieser Wirth in seiner Wirthschaft den Grundsatz: Es sey äusserst nothwendig, daß ein Wirth die Eintheilung seiner Felder also mache, daß er alle Jahre eine ganz gleiche Saat und gleiche Bestellung habe, so daß er ganz gewis alle Jahr seine Arbeit voraus wisse, und nicht das eine Jahr mehr bestellen müsse als das andere. Dieses bewies die Einrichtung dieses Guthes ganz deutlich. Denn 12 Schfl. Kornland war jeder Theil der Felder groß; 72 Schfl. Land wurden also bestellet und besäet, und 12 Schfl. wurden gleich nach der Heuerndte Braache vorgerichtet: Er konnte also die Ackerarbeit ganz genau wissen, und diese

Arbeit war für sein Zugvieh bestimmt. Sein Düngerhaufen war die ersten Jahre klein, er wurde aber so eingetheilt, daß sich derselbe zu den Feldtheilen ganz accurat verhielt. Denn da er gut gemacht, auch jedes Feld zweimal gedüngt wurde, und er zu dem Dünger in der letzten Saat Asche streute, so war selbiger hinreichend. Das letzte Jahr hatte er anstatt 170 Fuder Dünger, über 330 Fuder, und seine Felder bekamen schon noch einmal so viel, und hätte er länger gelebt, so würde er zur letzten Saat wieder zu düngen angefangen haben. Die Saaten des Getreides hatte er nach der gebirgischen Art angeordnet, und folgten nach selbiger auf einander, und so gieng er von der im Gebirge hergebrachten Ordnung nicht ab, ausser daß er in ein Feld zweimal Lein säete, welches aber auch im Gebirge gar nichts ungewöhnliches ist; nur mit dem Unterschiede, daß, wenn es bei andern Wirthen geschiehet, selbige solches in zwei hintereinanderfolgenden Jahren thun, welche Art zweimal in ein Feld Lein zu säen, die Widersaat genennet wird. — Er pflegte immer zu sagen: Es muß ein jedes Land seine eigne Ordnung in Aussäung der Gewächse haben, die schon seiner Witterung und Clima angemessen ist. Seine Weizensaat war zwar nicht nach der Gebirgischen Ordnung, wo man solchen wenig zur Saat gebraucht; auch halten wir selbigen, der Flachssaat wegen, in nicht gar zu grossen Ehren, und nicht für die vortheilhafteste Saat. Er aber war ein Freund davon, und behauptete dessen Rechte, obgleich er das letzte Jahr seines Lebens nur halb Weizen und halb Korn in der ersten Saat säete, und auch mit der letzten Saat die

Ver-

Veränderung vornahm, daß er anstatt Gemenge reinen Hafer mit dem Kleesaamen säete. Denn das unter dem Gemenge befindliche Korn mußte zu lange reifen, und der Klee verlohr dabei, weil er seine Freiheit zu spät wieder erhielt um freudig wachsen zu können. Mit dem Klee aber nahm er auch die Veränderung vor, daß er selbigen jährlich, anstatt der ihm bestimmten 3 Schfl. Asche, 6 Schfl. Asche aufstreuete, wodurch in seine Felder eine Fettigkeit gebracht wurde, die andern Felder, immer erst durch den Dünger muß mitgetheilet werden. Sein Vieh erhielt dadurch eine sehr grosse Menge Futter mehr, denn nichts befördert den Wachsthum des Klees so sehr, als die Asche. Diese ist für den Klee die allerbeste Düngung, ja der Klee wächst besser nach der Asche, als wie nach allem Dünger, wenn er nur hinlänglich damit bestreuet wird. Aus diesen angeführten Gründen wird es wohl als ausgemacht angenommen werden, daß er mit Sicherheit auf die stärksten Erndten Anspruch machen konnte, und weil er seinen Dünger nicht mit einemmale in die Felder warf, so hatte er von seinen Schocken auch Scheffel an Körnern. Wäre es dem Gebirgischen Clima angemessen gewesen, so würde er seinen Kleewuchs zu der grossen Menge Futter gezwungen haben, das er in gesegnetern Ländern hergiebt; aber so ließ die Höhe der Berge den Klee oft die kalten Nachtfröste empfinden, und denn gab er nicht das von ihm erwartete Futter. Mit der Lucern war er ganz zufrieden, er blieb ihr beständiger Freund, und hielt selbige für das, was sie würklich ist, nämlich ein ächtes Mittel sein Vieh stets mit vielen und guten Futter zu versorgen. Aber

von der Art selbige in Zeilen zu säen, gieng er ab, und säete sie ganz allein ohne alle Zusätze, 16 Pfund auf einen Scheffel Kornland; denn erst hatte er nur 8 Pfund hingesäet, bereuete es aber, wegen des Jätens weil das Unkraut die Lucerne unter sich brachte, daß er den Saamen geschont hatte, und verdoppelte dahero den Saamen, und dieser hielt das Unkraut wieder unter sich. Von der Esparcette hat er nie wieder Gebrauch gemacht, sondern auch sogar den schon gehabten und zur Saat bestimmten Saamen wieder verschenkt, und zwar mit dem Ausdruck: Ich will meiner Lucerne keine Geschwister mehr geben. Die Runkelrübe aber war die Frucht, die ihm am liebsten war, und eine reiche Erndte davon, brachte alle andere Unglücksfälle, so in der Wirthschaft vorfielen, bei ihm in Vergessenheit; Ja er wandte alle seine Aufmerksamkeit auf den Bau dieses Gewächses. Er pflegte zu behaupten, daß der Bau von der Runkelrübe ihm mehr einbrächte, als die Kornsaat. In wie weit diese Behauptung gegründet seyn möchte, haben wir nie Gelegenheit gehabt genau zu erfahren. Den Flachsbau betrachtete er wie Pflicht, und aus diesem Gesichtspunkt betrieb er selbigen stets, und mit solcher Genauigkeit, als wenn ihm ein öffentliches Amt solchen aufgelegt hätte. Er bediente sich immer der Anmerkung, wenn er vom Flachsbau redete: dieser Flachsbau ist es, der von den Ausländern den Ersatz von Seide, Zucker und Coffee wieder fordern muß. Jedes Schock Flachs, das ich weniger erbaue, ist ein Verlust, den mir mein Vaterland zum Verbrechen anrechnen kann. Auch nie wird im Gebirge schönerer Flachs erzielet werden können,

nen,

nen, als wie dieser Bewegungsgrund auf seinem Guthe hervorbrachte. Wann er aus dem Flachs seine Kosten herausgenommen hatte, so theilte er den Ueberschuß in drei Theile. Für den einen von diesen drei Theilen kaufte er Dachstroh aus dem benachbarten Königreich Böhmen, und streuete sein altes Dach dem Vieh unter. Dabei pflegte er zu sagen: Ich kaufe dadurch den Böhmen ihren Kornbau ab, oder aber, ich will schon solche Felder bereiten, daß ich Korn in Uiberfluß habe. Er brachte auch seinen Düngerhaufen zu einer ansehnlichen Grösse, und machte über 300 Fuder Dünger. Sein Viehbestand war nach seinem kleinen Guthe sehr stark, und ward dessen ohngeachtet doch sehr gut gewartet und gepfleget. In den noch nicht ganz verflossenen zweien Jahren, daß dieses Guth einen andern Wirth hat, sind schon 5 Kühe von dem jetzigen Besitzer verkauft, und an Mastochsen ist gar nicht mehr gedacht worden. Hier finden Sie also gleich den Beweis, daß auch das Beispiel nicht allemal, eine Aufmunterung ist, wenn nicht gute und schlechte Zeiten in der Sache entscheiden. Denn der jetzige Besitzer dieses Guthes, hält die Auslage für Kleesaamen und für Asche zu theuer, und gar für überflüßig. Weil er nicht Geld zu deren Bezahlung hat, auch anjetzo die von ihm mit übernommenen Kleesaaten, noch nicht ganz ausgegangen sind, so glaubet er immer noch, sie wären überflüßig. Wenn es aber erst so weit kommen wird, daß diese wegbleiben sollten, so wird die Zahl des noch bleibenden Viehes gewis bis auf 10 Stück herunter kommen; und auch dieses wird noch kaum können ausgefüttert werden. Hier-

aus ist also sichtbar, wieviel an einem Wirthe mit Kopf gelegen, weil da, wo ein denkender Wirth sich Reichthümer erwirbt, ein ganz alltäglicher Wirth gewis zu Grunde gehen wird. Das Feld dieses Güthchens sahe vollkommen einem Gartenlande gleich, so sorgfältig wurde es bestellet, und es war so ganz accurat eingetheilet, daß die Arbeit sich immer gleich war. Nämlich jeder Theil auf diesem Guthe hielt gerade 5 Schfl. Kornland (denn das Beiguth wurde anders bewirthschaftet), wovon der Theil, der nahe am Hofe lag, und der, an der äussersten Gränze, einerlei Früchte trugen, sodann folgten die zu nächsten an diesen, bis zu den Mittelsten, daß also das Vieh nie eine stärkere Arbeit von einem Felde als von dem andern hatte. Wir wollen zur Erläuterung, die Eintheilung in einem Plane hersetzen, um es recht deutlich zu machen.

7. Klee.	8. Klee.	9. Gras.	10. Gras.	11. Gras	12. Braache.	12. Braache.	11. Gras.	10. Gras.	4. Gras.	8. Klee.	7. Klee.
1. Vorfrucht.	2. Weizen u. Korn.	3. Leinsaamen.	4. Korn.	5. Leinsaamen,	6. Hafer u. Klee.	6. Hafer u. Klee.	5. Leinsaamen.	4. Korn.	3. Leinsaamen.	2. Weizen u. Korn.	1. Vorfrucht.

Feldweg.

Hof- und Grasgärten.

Bei

Bei solcher Eintheilung wußte er seine Arbeit für sein Zugvieh ganz genau zu bestimmen, wieviel auf jedem Stück zu thun vorfallen konnte, und behielt es immer in seiner Macht, andere Wege zur Beschäftigung seiner Leute und seines Zugviehes zu suchen, und diese zu Verbesserungen auf seinem Guthe anzuwenden. Auf seine Wiesen wandte er grosse Kosten und noch mehrern Fleiß. Dadurch setzte er ihren Ertrag auf solchen festen und dauerhaften Fuß, daß ihm selbige vortreflich gutes und schönes Futter in Menge lieferten. Er konnte seine Wiesen dreimal hauen lassen, wann er sie grün wegfüttern wollte. Sein Grummet war immer so lang, wie anderer Leute Heu, und also von ganz ausserordentlicher Güte. Alle Erdschichten seiner Wiesen hatte er ganz genau untersucht; er wußte also ganz genau, wo er die Verbesserungen derselben werkthätig anfangen sollte, und dazu schonte er nicht Mühe, Arbeit, und noch weniger das Geld. Eine Wiese von 1 Schfl. Kornland, die oben eine leichte Moorerde, darunter eine Lage Steine und Sand und ganz unten Lehm hatte, machte ihm die mehreste Noth. Er ließ aber selbige ganz rojolen, daß alle Erdarten durch einander kämen, und bekam seine Arbeit reichlich bezahlt. Die Art, wie er eine ganz saure Wiese zum Ertrag gebracht, haben wir im ersten Theil S. 82. angeführt, und beziehen uns auf selbige. Mit der Asche beförderte er den Wachsthum seines Grases in den Wiesen vorzüglich, indem er den Grundsatz hegte: Ohne den Wiesen was zu geben, kann man von selbigen nichts wieder nehmen. Dahero er es auch so weit gebracht hatte, daß er nun schon 6 Kühe mehr hal-

ten wollte. Welchen grossen Fehler also ein schlechter Wirth anrichten kann, das siehet man an diesem Guthe. Der erste und verstorbene Besitzer konnte seine Kühe vermehren, und sein Nachfolger hat sie schon um 5 Stück vermindert. Er sorgte nicht nur für vieles, sondern auch für sehr gutes Futter für sein Vieh, wodurch er die Nutzung von selbigen zu einer grossen Höhe brachte. In seinen wirthschaftlichen Beschäftigungen war nicht der Calender seine Richtschnur, sondern die Witterung; das Nothwendige und die Früchte selbst bestimmten alle Arbeit. Diejenigen Arbeiten, so er im Vorrath machen konnte, betrieb er mit einer Emsigkeit, als wenn ihm die höchste Noth dazu antriebe. Denn, sagte er, wenn ich viele von meinen zu machenden Arbeiten vollendet habe, so wird mir die ganz nothwendige und schleunige Arbeit nie zur Last fallen; sondern ich behalte immer Zeit genug zu meinen nothdürftigen Arbeiten. Wenn seine Leute ihm vorstellten: Die Arbeit habe Zeit bis zu einem andern Tage, so pflegte er zu antworten: wenn es morgen regnen wird, so sollet ihr dafür zu Hause bleiben, und euch und mein Zugvieh schonen, wir wollen es immer gleich machen. Wenn er grosse, oder wie es im Gebirge heisset, Haftsteine in seinen Aeckern antraf, so mußten selbige durch die Ackersleute gleich herausgebrochen werden. Diese hatten insgemein gegen solche Arbeit viel einzuwenden und besonders, daß so viele Zeit damit verdorben würde, und das Zugvieh so lange müssig stehen müßte. Er belehrte sie aber, daß sie ihm diesen Einwurf jedesmal machen würden, sie mögten auf die Stelle kommen, wenn sie wollten, auch würden sie es

ver-

vergessen wo der Fleck wäre, und wenn sie denn einmal das Unglück hätten ihren Pflug oder Hacken daran zu zerreissen, so würden die Kosten noch viel grösser ausfallen, als itzt die wenige Zeit betragen könnte, die sie an die Aushebung des Steins wendeten. Auf diese Art belehrte er jedesmal seine Leute von den Ursachen, die ihm bewogen so und nicht anders zu handeln. Um dergleichen wirthschaftliche Verbesserungen gleich auf den Platz machen zu können, mußte jeder Knecht eine Radhaue, so gut wie Axtel und Keile mit auf das Feld bringen, desgleichen Stricke und etwas Riemwerk, damit, wenn der Knecht von diesem allen etwas gebrauchte, er es bei sich hatte, und seine zu machende Arbeit nicht aufgehalten wurde. Seine Pferde und Ochsen waren ganz vorzüglich tüchtige Zieher, die eine schwere und starke Last wegziehen konnten. Denn beim Pferde- oder Ochsenkauf sahe er niemals auf ihre Schönheit und Ansehen, sondern der feste sichere Tritt und ihr Vermögen zum Arbeiten bestimmte seine Wahl, und oft fand man bei ihm Pferde, deren Ankauf nicht 10 Thlr. gekostet, mit welchen er aber auf jedes Pferd 10 Ctr. Berg auf und Berg ab, und mit drei Pferden, dreißig Scheffel Hafer zu Markte fuhr. Sein Schiff und Geschirr war immer von der besten Art, und kein einziger Riem mußte seyn, der nicht recht gut war. Mit Ketten und vielen Eisenwerk beschwerte er seine Pferde sehr wenig, weil er glaubte, er könnte für die mehrere Arbeit, die ihm sein Vieh der Leichtigkeit des Zeuges wegen machte, schon etwas mehr an Stricke verwenden. So sehr er auch auf gutes tüchtiges und dauerhaftes Lederwerk hielt, so

waren doch seine Ackergeschirre so leicht als möglich und kein einziger Riem breiter als er zu der allerhöchsten Noth seyn mußte. Eben so war es mit den Kummten. Vom meßingnen Geklingel hatte er nichts an seinen Pferden, weil dieses nur Menschen und Vieh zur Last fiel, ersteren beim An- und Ausschirren, letzteren aber beim Tragen. Den Pferden ließ er allemal beim Fressen ihr Zeug abnehmen, um den Stellen, wo es gelegen, Ruhe zu verschaffen. Von seinem Wagenzeuge war nichts mit ausserordentlichen Eisenwerk beladen, sondern alle seine Sachen waren mit schwachen Eisen beschlagen, denn er glaubte, es wäre besser, dem Schmidt etwas mehr Arbeitslohn zuzuwenden, als seinem Vieh zu nahe zu thun oder seine Arbeit darum langsamer zu machen. Seine Kühe waren nicht schön, es kam bei deren Ankauf ihm nicht auf die Grösse oder Farbe an; aber viel Milch mußten sie geben und so gebauet seyn, daß, wenn er sie etwa fett machen wollte, sie rechtes Fett ansetzen konnten. Man fand in seinem Stalle nicht Kühe mit schönen Hörnern, nicht von zierlichem Wuchse oder einerlei Farbe. Nein! alles dieses nicht, aber viel Milch gebende und sich vorzüglich leicht und gut fütternde Kühe fand man gewis und dabei eine solche Reinlichkeit, daß manches Wohnzimmer der Menschen nicht so reinlich ist. Bei allen seinem Vieh, und dem zu selbigen und zu seiner ganzen Wirthschaft nöthigen Geräthe, so wie auch bei seinem ganzen Feld- und Ackerbau war der rechte wahre Nutzen seine Richtschnur, und dieser bestimmte ihn in allen. Er ließ sich von keinem eingebildeten Nutzen, und noch weniger von einem eingebildeten Scha-

den hintergehen. Eben diese Bewandnis hatte es auch bei seinem Vieh. Er berechnete nämlich, daß eine kleine Kuh, die alle Tage eine Kanne Milch mehr giebt, als eine grosse, in zwei Jahren 15 Thlr. mehr einbringt und wenn sie daher gemästet wird, es gar nicht nothwendig macht, daß er selbige so theuer zu verkaufen gezwungen ist. Wenn sie also auch um einige Thaler wohlfeiler muß verkauft werden, hat sie ihm doch noch gewis mehr eingebracht, als die grosse beim Mästen und fett werden hätte einbringen können. Nach diesen Maasstabe waren alle seine Einrichtungen gemacht: welche Sache den mehresten Nutzen brachte, hatte immer vor der andern den Vorzug, die minder einträglich war; denn alle Vortheile zu erhalten, war wider seine Meinung. Er glaubte, wer zu vieles verlangt, verliehrt im Ganzen; er schränkte sich also ganz allein auf etwas gewisses und bestimmtes ein und ließ das übrige einem Jeden, der es besser anzupreisen wußte. Er erhielt das Siede- oder Brühfutter in seinem Werth, und ließ es seinen Kühen immer halb kalt vorsetzen, aber gebrühet mußte es durchaus seyn; denn er war der Meinung, wenn er seinen Kühen Hafer oder Korn ungekocht gäbe, so gienge es ganz wieder von ihnen, gäbe er ihnen selbiges gekocht oder gar geschroten, so verdaueten sie es und man fände nicht mehr die Spur davon. Wenn er also dasjenige Futter, so sie an Rüben, Kraut, Siede oder dergleichen haben sollten, eingebrühet geben liesse, so müßte das Vieh natürlicher Weise besser verdauen, und es würde selbigem aus dieser Ursache auch besser bekommen. Er sagte, seine Leute wären einmal an diese Ar-

beit gewöhnt, seine ganze Wirthschaft wäre darauf eingerichtet, das wenige Holz so er ersparen könnte, würde ihm zehnfach bezahlt, und so wollte er lieber eine kleine Ausgabe haben, und sich Vortheil machen, als eine Ersparnis machen, und Verlust leiden. Er ließ seine Siede in zwei Trögen einbrennen, und aus dieser Ursache war selbige niemals brühsiedend heiß, sondern nur lau warm und konnte dem Vieh keinen Schaden thun, anstatt dessen aber hatte er den Vortheil, daß durch das Abbrühen manchem nicht gar zu gesunden Kraut seine Schädlichkeit benommen wurde. Wir rathen hierbei einem jeden Wirth, dem die Gesundheit seines Viehes lieb ist, daß er Achtung gebe, daß dem Vieh die Siede nicht zu heiß vorgesetzt werde; er nehme sich mit selbiger sehr in Acht, daß er keinen Schaden unter seinem Vieh anrichte, sondern lasse selbige im Siedekübel erst recht abkühlen und mehrentheils kalt werden. Menschen und Zugvieh ließ dieser Wirth hinlängliche Zeit zur Ruhe; die Zeit aber, da sie arbeiteten, mußten sie schnell arbeiten. Er hatte den Grundsatz daß alle langsame Arbeiten Menschen und Vieh schwerer, dagegen aber alle schnelle Arbeiten Menschen und Vieh leichter würden. Die Erde falle schneller und weiter vom Hacken und Pfluge, als wenn der Zug langsam gienge; eine schnell gefahrne Egge zerstiesse leichter und geschwinder die Erdklöße als wenn sie langsam schleppte. Weil aber das Vieh sowohl als der Fuhrmann eine solche heftige Bewegung ausser Stande wären auszuhalten, so ließ er nicht allein bei jeden Gewende solches ruhen, ehe es einkehren durfte, sondern auch nur acht Stunden, nämlich

von

von 8 bis 12 und von 2 bis 6 auf seine Aecker fahren. So blieben Menschen und Vieh 16 Stunden übrig zum Fressen und Ruhen. Seine Leute mußten aber in diesen 8 Stunden so viel arbeiten, wie andere Leute in 12 Stunden machten. Durch diese Einrichtung gewann das Vieh sehr viel, das sonsten so lange gehen mußte, nun aber vollauf Zeit zum Fressen und Ruhen behielt. Pferde und Rindvieh miteinander bekamen von 6 bis 8 Uhr Morgens, von 12 bis 2 Uhr Mittags und des Abends von 6 bis 8 Uhr das ihnen bestimmte Futter und hatten also die Kühe 18 Stunden Muse zum Liegen, und die Pferde 10 Stunden. Mit den letztern konnte es nun nicht so ganz accurat gemacht werden, weil zuweilen Fälle kamen, wo sie zeitiger ins Zeug oder später wieder heraus kamen.

Wir wollen doch die Berechnung über seine Kühe vom Jahr 1784. hersetzen, und zwar nach dem Preise, wie die Sachen wirklich zu verkaufen gewesen sind.

Einnahme.

Januarii.

1) Drey Kälber verkauft, à 2 ½ Thl.	7 Thl.	12 gr.	—
2) an Milch und Butter, verkauft nach dem Marktpreis für	= 23 =	8 =	6 pf.

Februarii.

1) zwey Kälber verkauft, à 2 ⅙ Thlr.	4 =	8 =	—
2) an Milch und Butter verkauft	15 =	10 =	6 =

März.

1) sechs Kälber verkauft, à 4 ½ Thl.	9	—	—
sechs Kälber desgleichen, à 1 ⅓ Thl.	8	—	—

2) an

2) an Milch und Butter verkauft für 43 ≠ 14 ≠ —

April.

1) an Milch und Butter verkauft für 38 ≠ 21 ≠ —

May.

1) an Milch und Butter verkauft für 33 ≠ 8 ≠ 6 ≠

Junii.

1) an Milch und Butter verkauft für 26 ≠ 2 ≠ —

Julii.

1) zwey Kälber verkauft, à 1 $\frac{2}{3}$ Thl. 3 ≠ 8 ≠ —
2) an Milch und Butter verkauft für 42 ≠ 3 ≠ —

August.

1) an Milch und Butter verkauft für 36 ≠ 21 ≠ —

September.

1) ein Kalb verkauft für ≠ 2 ≠ 4 ≠ —
2) an Milch und Butter verkauft für 36 ≠ 20 ≠ —

October.

1) an Milch und Butter verkauft für 34 ≠ 3 ≠ 6 ≠

November.

1) an Milch und Butter verkauft für 26 ≠ 12 ≠ 6 ≠

December.

1) an Milch und Butter verkauft für 13 ≠ 10 ≠ —

Summe der ganzen Einnahme. 404 Thl. 22gr. 6pf.

Hat also das Jahr 1784. die in seiner Berechnung des Freiguthes angegebene Summe von 400 Thlr. nur um eine Kleinigkeit überstiegen. Bei dieser Einnahmerechnung sowohl, als bei der Kostenrechnung, hat er immer den Preiß angenommen, für welchen er Theils Kälber, Butter und Milch verkauft oder doch gewiß hätte ver-

verkaufen können, theils was das dem Vieh gegebene Futter nach dem Marktpreis gekostet, wofür er bald die Bedürfnisse dazu selbst vom Guthe gegeben, bald auch wohl etwas, als besonders Streustroh, dazu gekauft. Die Ausgaberechnung ist folgende:

Ausgabe.

Januarii.

1) An Futter und Streu für das Vieh angeschaft, für = = 77 Thl. 12 gr. —

Februarii.

1) desgleichen = 30 = 20 = —

März.

1) desgleichen = 45 = 3 = 9 pf.

April.

1) desgleichen = 41 = 20 = —

May.

1) desgleichen = = 37 = 20 = —

Junii.

1) desgleichen = 34 — — —

Julii.

1) desgleichen = 36 = 12 = —

August.

1) desgleichen = 36 — — —

September.

1) desgleichen = 31 = 6 = —

October.

1) desgleichen = 31 = 11 = —

November.

1) desgleichen = 37 = 8 = —

Decem=

December.

1) desgleichen		42 Thl. 8 gr. 6 pf.
Summe der ganzen Ausgabe		482 Thl. 1 gr. 3 pf.
Dagegen die Einnahme		404 Thl. 22 gr. 6 pf.
fehlt an der Einnahme		77 Thl. 2 gr. 9 pf.

Da aber in der Ausgabe alles Streustroh mit begriffen so er gekauft, und weit über 100 Thlr. beträgt so hat er den Dünger mit in die Einnahme gebracht. Im Jahr 1784. hat er 249 Fuder Dünger von seinen Kühen gehabt, wo er jedes Fuder zu 14 gr. rechnet, wodurch er eine Einnahme von 145 Thlr. 6 gr. gemacht. Zieht man nun den Verlust an der Einnahme von 77 Thlr. 2 gr. 9 pf. von diesen 145 Thlr. 6 gr. ab, so bleiben 68 Thlr. 3 gr. 3 pf. reiner Ueberschuß und Gewinn. Und dieser Wirth hat doch alle sein Futter zum theuersten Marktpreiß an seine Kühe verkauft! Nach dieser obenstehenden authentischen Berechnung ist die Angabe in den Erfahrungen S. 89 so ziemlich richtig gewesen, wo auf eine Kuh 25 Thlr. Futter und Streu gerechnet worden. Nach dieser Berechnung ergiebet sich, daß jede Kuh reinen Gewinn 3 Thlr. 9 gr. 9 pf. richtig eingebracht. Unser Wirth hatte die Gewohnheit jeder Sache ihr eigenes Buch zu führen, und so machte er es mit der Viehwirthschaft auch. Was dem Vieh an Futter gereicht wurde, das schrieb er ihm ab, und was sie an Kälber, Butter, Milch und Dünger hergaben, wieder zu. Aus diesen Gründen wußte er also

gewiß

gewiß was ihm jede Sache für Nutzen oder Schaden brachte. Seiner guten Fütterung hatte er es zuzuschreiben, daß er seinem Guthe von den Kühen eine solche große Einnahme berechnen konnte. Nimmt man dagegen, daß manche Güther 5 oder 6 Thlr. von ihren Kühen Pacht erhalten, und also deren Einkünfte nur auf 100. und 120 Thlr. von 20 Kühen steigen. Wie stark also die Ausgabe seyn müsse, wenn die Einnahme nicht höher steiget, können wir leicht selbst berechnen, denn 1 Fuder Heu, 2 Schock Stroh, etwas Kraut und Rüben und ein wenig Salz sind insgemein die ganzen Ausgaben, wenn man noch etwas weniges Angemenge dazu rechnet. Zu den aller vorzüglichsten Mitteln, sich viele Milch von seinen Kühen zu verschaffen, rechnete er das Leinmehl, welches er seinen Kühen gar nicht abgehen ließ, sondern so viel als er nur immer aufbringen konnte, fütterte. Dazu gab er selbigen sein ganz vortrefliches Heu, daß er also gewiß zu allen Zeiten auf ganz gleiche Einnahmen von seinen Kühen rechnen konnte. In seinen Dünger kam nichts als Korn- höchstens etwas Gemengestroh. Wenn es ihm an den erstern fehlete, so nahm er das Gemengestroh zum Zuschuß. Der Düngerhaufen mußte mit aller Sorgfalt immer gleich geleget werden, und wenn nur etwas trockene Witterung einfiel, so ließ er selbigen mit der Mistsudel oder auch mit Wasser begiessen. Dadurch hatte er diesen Vortheil, daß sein Dünger ganz vortreflich war, weil er gewiß zur rechten Zeit in die Fäulung übergieng und bei trockenen Wetter sich nicht selbst verbrannte. In jedem Betracht waren alle Theile seiner ganzen Wirthschaft so zusammen

men geordnet, daß man große Freude an der Ordnung haben mußte, mit der alles eingerichtet war, denn man sah bei ihm nichts, als was zum Nutzenbringen ganz unentbehrlich war. In Ansehung dessen was Nutzen und nicht Nutzen brachte, oder mit andern Worten was wahren Vortheil brachte, das wußte er sehr genau von einander zu unterscheiden. Er untersuchte genau, ob mit den Mitteln durch welche er sich Nutzen verschaffen, er nicht ein grösseres und mehr Nutzen bringendes Werk hätte unternehmen können. Denn es ist nicht genug, wenn einer sagt: Diese Sache bringt mir Nutzen ein, sondern es ist immer die Frage: Hätte mir eine andere Sache nicht mehr einbringen können? Und hierzu war eine solche genaue und scharfe Beurtheilungskraft, als dieser Mann hatte, erforderlich, der gleich zu entscheiden wußte, auf welche Art er am besten sein Geld, Mühe und Arbeit anzuwenden habe. Er überdachte viele ihm vorgetragene Verbesserungen, oder gelesene Vorschläge ganz genau, ehe er sein Urtheil über selbige fällete. Einen Tag gefiel ihm solche und den andern wieder nicht, und die Resultate von beiden gaben ihm Anleitung, den wahren Gehalt und den Werth einer Sache genau auszufinden. In allem Betracht war dieser Mann ein denkender und handelnder Wirth, kurz er war alles, was man von einem Wirth verlangen konnte. Nur Schade, daß er so jung starb.

Diese Anmerkungen die wir zu seiner von uns im funfzehnten Brief des ersten Theils beschriebenen Wirthschaft gemacht haben, halten wir eine Stelle in diesen

Briefen

Briefen würdig. Es ist viel Practisches in diesen Blättern, so die grossen und kleinen Guthsbesitzer mit Nutzen anwenden können und jeder wird etwas finden, was er dazu anwenden kann. Denn in allen diesen ist nicht Stubentheorie sondern wahre ausübende Wirthschaft von diesem Wirth, und jeder, der jemals mit Ernst über die Feldwirthschaft nachgedacht hat, und nicht nach den ihm übergebenen alten hergebrachten Gewohnheiten fortwirthschaftet, wird die Wahrheit ohne unsere Behauptung von selbst darinnen finden. Wir sind aber noch die Berechnung der auf diesem Guthe vorgefallenen Ausgaben schuldig, und wollen deshalb so viel möglich im Ganzen eine liefern.

Ausgabe
auf dem im Ersten Theil der Erfahrungen im funfzehnten Briefe angeführtem Freiguth.

1. An Gesindelohn.

Zwei Knechte, jeder Lohn 13 Thlr.	26 thlr.	—
An Miethgeld, jeden 1 thlr. 8 gr.	2 "	16
An Jahrmärkten und heiligen Christ, jedem 1 thlr. 8 gr.	2 "	16
Von seinem Leinacker mußte er jedem ½ Viertel grünen oder 1 Metze langen Tonnenlein als Lohn säen, so in seiner Einnahme als 4 thlr. werth angeführt stehet, also	8 "	—
An Leinwand jeden 10 Ellen feine und 10 Ellen grobe, die feine à 4 gr. und die grobe 2 gr. 6 pf. beträgt.	5 "	10

Einem erwachsenen Jungen Lohn			5 thlr. —	—
Miethgeld, Jahrmarkt und heil. Christ			2 = —	—
½ Metze neuen Tonnenlein als oben			2 = —	—
5 Ellen feine und 5 Ellen grobe Leinwand à 4 gr. und 2 gr. 6 pf.	=	=	1 = 8 =	6 =
Drei Mägde, jeder Lohn à 5 thlr.			15 = —	—
Miethgeld, Jahrmarkt und zum heil. Christ jeder 2 thlr.	=	=	6 = —	—
Jeder 1 Metze neuen Tonnenlein, à Metze 4 thlr.	=	=	12 = —	—
An Leinewand jeder 10 Ellen feine und 10 Ellen grobe à 4 gr. und 2 gr. 6 pf.			8 = 3 =	—
An Tagelöhner zur Unterstützung in der Feldwirthschaft	=	=	80 = —	—
Dergleichen an alte Weiber zur nothwendigen Hülfe	=		30 = —	6 =
An Brodt-Getreide 46 Schfl. 14 Metzen, an Korn à 2 thlr.	=		93 = 18 =	—
An Futter für die Pferde, à Pferd alle Woche ½ Schfl. Hafer, oder 80 Schfl. Hafer à 18 gr.	=		60 = —	—
An Schmiede-Kosten	=		20 = —	—
An Sattler und Seiler Kosten	=		10 = —	—
An Wagner Kosten	=		10 = —	—
Zu verschiedenen Ausgaben die in geringen Kleinigkeiten bestanden und nur die Rechnung zu weitläuftig machen würden	=	=	60 = —	—
Summa der ganzen Ausgabe			460 thlr. —	—

Blei-

Bleiben also von der Einnahme von 1072 thlr. nach Abzug dieser 460 thlr. noch Ueberschuß 612 thlr. Also ein grosser Ertrag im ganzen genommen, von einem solchen kleinen Guthe von 144 Schfl. Kornland, wo der Scheffel noch über 4 thlr. ja 4 thlr. 6 gr. einträgt. Und diese Ausgabe ist gewis so stark als möglich berechnet worden. Wir beschliessen diesen Brief mit dem herzlichen Wunsche, daß viele solche Wirthe in unserm Gebirge seyn mögten, die aus der Landwirthschaft alle den Nutzen zögen, der möglich wäre und sind ꝛc.

Sechzehnter Brief.

Inhalt.

Der Beschluß dieses Werkes, in welchen diejenigen Winke wiederholet werden, die zum Besten der Landwirthschaft, hauptsächlich in diesem Buche, gegeben worden.

Mein Herr!

Nicht allein die Kürze der Zeit, sondern auch die schon ohnehin zu stark angewachsene Bogenzahl nöthigen uns endlich unserer Zudringlichkeit Gränzen zu setzen, und Ihre Güte nicht weiter zu misbrauchen. Wir eilen also zum Schlusse unsers kleinen Werkes. Die Feld- und Landwirthschaft ist in aller Betrachtung zu wichtig, als daß wir durch Bekanntmachung unserer hierin gemachten Erfahrungen Tadel befürchten sollten,

indem wir überzeugt sind, dadurch etwas zum allgemeinen Besten beizutragen. Wir haben wahrhafte Geschichte unserer Feld- und Landwirthschaft erzählet, und sind treulich bei ihrer Erzählung der Wahrheit gefolgt, sie mochte nun zum Vortheil oder Nachtheil für unser Gebirge ausfallen. Wir haben jedem Gewächs seinen ihm eigenthümlichen Werth zu bestimmen getrachtet; und keines ohne Ursache erhoben vielweniger eines ohne Ursache getadelt. Alles was zum Nutzen des Gebirges gebraucht werden kann, haben wir ganz getreu angemerket. Auch haben wir uns bemühet die Fehler, in welche man verfallen kann, vor Augen zu stellen und welche abzuändern in eines jeden Macht stehet. Wir können nicht schliessen, ohne noch unsere Leser vorhero um einige Aufmerksamkeit auf den einen und den andern von unsern Briefen zu bitten, und selbige mit Bedacht zu lesen. Der Neunte Brief ist einer von denen. Auf das in diesem Brief angezeigte Verfahren gründet sich eine gute eingerichtete Feldwirthschaft. Richtige Eintheilung ist es, die ganz nothwendig zum Feldbau gehört, und alle Räder des Feldbaues müssen so genau in einander passen und eingreifen, daß kein Uhrwerk richtiger eingetheilt werden kann. Ja, wenn in der Eintheilung des Feldbaues das geringste Versehen vorgegangen, so leistet der Feldbau dem Besitzer die Dienste nicht, die er von selbigen zu erwarten sich berechtiget zu seyn glaubet. Ein Wirth, der allen nur möglichen Nutzen aus seiner Wirthschaft ziehen will, der muß ganz genau berechnen, wie alle Stücke der Wirthschaft zu einander passen, und ob jedes Stück in der Wirthschaft den Nutzen wirklich

giebt

giebt, den es geben kann. Man sollte von der Bestellung der Felder nichts mehr sagen, weil von selbiger alles abhänget, und es eine zu ausgemachte Wahrheit ist, als daß man noch darauf zu dringen sollte Ursache haben. Aber leider ist es doch noch immer nothwendig, daß wir auf die Bestellung der Felder unsere Mitbürger aufmerksam zu machen gezwungen sind. Es fehlet bei uns im Gebirge sowohl an der Eintheilung als auch sehr oft an der guten Bestellung; dahero empfehlen wir dieselbe der Aufmerksamkeit unserer Leser nochmals und bitten um richtige Anwendung derselbigen. Der Schluß dieses Briefes, wird den Landwirthen die Gefahr zeigen, die bei schleunig vorgenommenen Veränderungen entstehen kann. Wir sagen dadurch nicht, daß solche allemal daraus entstanden sind, und noch weniger daß sie daraus entstehen werden. Wir haben solches vorzüglich darum mit angeführt, damit diejenigen, die alles gleich mit Gewalt verbessern wollen, sich etwas in ihrer Hitze mäßigen mögen. Diejenigen aber, die alle Verbesserungen hassen, bitten wir, aus diesen nicht den Schluß zu ziehen, als wenn alle Verbesserungen zum Nachtheil wären. Vielmehr werden sie bei genauer Untersuchung des Inhalts finden, daß die Verbesserungen für den, der sie machte, schlecht abliefen, für dessen Nachfolger aber desto vortheilhafter waren. Bei dem eilften Brief, der ganz dem Wiesen- und Grasbau gewidmet ist, wollen wir uns mit der Bitte an die Einwohner des Gebirges wenden, daß sie solchen mit alle dem Nachdenken lesen, welches ein so wichtiger Gegenstand von uns verlanget. Wir wünschten recht herz-

lich, daß die mehresten Wirthe doch rechten Fleiß anwenden, diejenigen Fehler zu verbessern, die so oft und viel begangen werden, und die wir in selbigen deutlich zu zeigen uns bemühet haben, und daher Anlaß nehmen möchten, Anstalten zur Verbesserung der begangenen und von uns angezeigten Fehler zu treffen; denn diese Verbesserungen sind leicht und ohne Kosten mit etwas Arbeit und Anstrengung zu erhalten. Ein jeder also, dem dieses Buch das Glück hat in die Hände zu fallen, und der bis auf diese Stelle oder das Ende dieses Buches gekommen ist, erzeige uns den Gefallen, und lese diesen Brief noch einmal und zwar mit allem Bedacht. Er bedenke ohne Partheilichkeit, welche von den angezeigten Fehlern er sich bei seinen Gras- und Wiesenbau habe zu Schulden kommen lassen, und ob von den von uns vorgeschlagenen Mitteln, sich keines zur Verbesserung seines Grasbaues schicke oder vielmehr für ihn anwendbar sey. Er berechne dabei, wenn er nur noch halb mal so viel Heu erbauet, welcher Nutzen daraus für sein Vieh und seine ganze übrige Wirthschaft entstehen müsse. Freude würde es für uns seyn, wenn unsere gebirgischen Wiesen einst den Grad der Vollkommenheit erreichten, welchen solche zu erreichen im Stande sind. Wir befürchten freilich, daß wenige im Gebirge unser Buch in die Hände bekommen werden, und daß unter denen die es lesen, sehr wenig seyn werden, die es mit Bedacht zu lesen Lust, und mehrentheils noch nicht einmal die Zeit dazu haben. Viele werden ausrufen: Das ist was altes. Wir wiederholen also in diesem letzten Briefe darum diejenigen Gegenstände, auf die wir

wünsch-

wünschten aufmerksam zu machen, und auf welchen Gegenstand könnten wir wohl billiger und dringender die allgemeine Aufmerksamkeit uns erbitten, als auf den Graswuchs, da man zum Futterkräuterbau seine Zuflucht zu nehmen sich nicht bequemen will. Das sind wir fest überzeugt, wenn unsere gebirgischen Wiesen recht behandelt werden, selbige noch dreimal mehr Gras als itzt tragen würden. Viele glauben, wenn sie nur ihre Wiesen mit Wasser versorgen, so hätten sie alles angewendt, was ihnen zum guten Futterbau anzuwenden oblieget. Viele sind gewohnt Tag und Nacht zur Wässerung der Wiesen anzuwenden und, wir müssen es gestehen, es wächset Gras nach ihrer Bemühung: aber, fragen wir billig, welche Arten von Gras? — zuweilen gutes, sehr oft mittelmäßiges und die mehreste Zeit schlechtes Futter. Oft würde die geringere Quantität, die ohne Wässern gewachsen wäre, viel mehreren und bessern Nutzen geschaft haben, als nun die grössere Menge verschaft, welcher die erforderliche Qualität fehlet. Wir erinnern also nochmals, daß, wenn jemand seine Wiesen mit Wasser versorgen will, er auch vorzüglich dahin sehe, seine Wiesen wieder davon zu befreien, damit er in der Zukunft nicht grössern Schaden mit selbigen mache, als er anjetzt davon Nutzen habe. Die Wiesen die an den Flüssen liegen und im Herbste und Frühjahr mit einer grossen Menge Wasser überschwemmt werden, erfordern durchaus die Sorgfalt, daß man auf den Abzug des Wassers vorzüglichen Bedacht nehme, weil sonsten durch das sitzen bleibende Wasser grosse Stellen und Flecke in den Wiesen angefressen und sauer werden,

aber wenn die Wässer gehörig abgeführt worden, vortrefliches Gras wachsen wird. Allen denjenigen also, die ihre Umstände verbessern, und so wenig etwas verändern und noch weniger Kosten daran wenden wollen, rathen wir alle ihre Aufmerksamkeit zusammen zu nehmen, um ihren Graswuchs zu verbessern, damit sie aus solchem ihr Vieh besser füttern und unterhalten können. Im zwölften Briefe haben wir uns Mühe gegeben jedem Leser die Früchte genau zu bestimmen, und selbige nach ihrem wahren Werth anzusetzen. Die Ursache, warum wir dieses gethan, ist, daß wir jeden auf die Früchte besonders aufmerksam machen wollten, die in ihrem Ertrage vorzüglich die an sie gewandte Mühe bezahlen. Wir hoffen, daß es jedem angenehm seyn wird, hier aufrichtige Angaben und Berechnungen zu finden, damit er von allen Früchten weiß, welche die einträglichsten sind, und dahero von uns auf solche besonders aufmerksam gemacht wird. Viele werden sagen: den Ertrag des Flachses haben wir lange gewußt; daß er uns alle Kosten bezahlen muß wissen wir sehr gut, ja daß, wenn er nicht geräth, wir dann geschlagene Leute sind, erfahren wir mehr als zu oft. Dieses geben wir zu, aber keiner von allen diesen, wird eine Reihe von Jahren, Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe vom Flachse geführet, selbige mit einander verglichen, und dadurch ein Ganzes gemacht haben. Wir glauben also auch in diesem Stücke unsern Lesern einen wahren Dienst zu leisten, wenn wir eine solche Rechnung zum Grunde unserer Erfahrungen legten, und nach diesen Rechnungen den wahren Werth des Flachsbaues bestimmten. Nämlich, ein Jahr zum

andern gerechnet, können wir bei der jetzigen Einrichtung im Gebirge, den Mittelpreiß einer Metze neuen rigaischen Cron oder Tonnenlein zu 2½ Thlr. reinen Gewinn annehmen, für welchen wir jedem einstehen wollen, daß er sie gewiß richtig befinden wird, und zwar in einem Zeitraum von 10 Jahren. Wiewohl wir nicht in Abrede seyn wollen, daß einer oder der andere eine glücklichere oder unglücklichere Erndte machen kann; aber eine Ausnahme macht keine Regel ganz zu schanden, noch weniger unsere Berechnung. Unsere Rechnung ist folgende. Wir rechnen 1 Jahr, Wetterschlag, 1. 2. 3. 4. 5. und 6 Schock von der Metze in einer Folge von 7 Jahren; nimmt man nun also 21 Schock in 7 Jahren an, so kommt auf jedes Jahr im Durchschnitt 3 Schock; rechnet man nun den Mittelpreiß jedes Schock zu 1 Thlr. so wäre der Gewinn 3 Thlr; ziehet man hiervon 1 Metze Saamen zu 1 Thlr. ab, so bliebe vom Flachs 2 Thlr. Gewinn. Nimmt man nun den erbaueten Leinsaamen zu dieser Rechnung, und zwar daß man zweimal Miswachs an Leinsaamen, ½. 1. 2. 3. 4te Korn in 7 Jahren erbauet, so kommen 1½ Metze auf jedes Jahr heraus. Nun die Metze, im Mittelpreise ein Jahr in das andere gerechnet, für 8 Gr. verkauft, so käme an Leinsaamen 12 Gr. und wäre also der Gewinn ein Jahr in das andere gerechnet 2 Thlr. 12 Gr.; der Scheffel Kornland brächte also durch die Leinsaat auf das allerwenigste 20 Thlr. ein. Nimmt man nun an, daß 6 Schock ein sehr seltener Ertrag von einer Metze Leinsaamen ist, und der nur von sehr guten, und wohl bestellten Feldern zu erwarten, so kann man noch jährlich ½ Schock darauf

rabattiren, alsdenn kommt die in diesem Briefe angegebene Berechnung von 19 Thlr. 12 Gr. auf jeden Scheffel Kornland heraus, welchen Ertrag sich jeder mit Sicherheit versprechen kann. Obgleich nicht zu läugnen, daß mancher Wirthschaft treibt, der nie Miswachs und sehr selten Wetterschaden, der im Gebirge doch so oft eintritt, erlebet hat. Die gegebenen Berechnungen von Korn, Weizen, Erdäpfel, Hafer und allen andern Früchten treffen eben so zu, und solche Auszüge sind aus Berechnungen von verschiedenen Jahren gemacht worden. Vom Weizen haben wir dieses Jahr das 7te; vom Korn 5½; vom Hafer das 3te; vom Leinsaamen das 3te Korn und von der Metze neuen Tonnenlein 2⅙ Schock Flachs erbauet. Nach dieser Angabe ist dieses Jahr ohne allen Streit zu einem Mitteljahr zu rechnen, zwar nicht in Ansehung der Menge, aber die Beschaffenheit ist dieses Jahr ganz vortreflich, und ersetzt das noch was an einem recht guten Mitteljahre fehlen möchte. Unser Korn so wir dieses Jahr erbauet, wiegt so wie es die Garbe giebt 175 Pfund, unser Hafer auch wie ihn die Garbe giebt 114 Pfund; unsern Flachs bezahlen die Aufkäufer schon das Schock mit 1 Thlr. 20 gr. bis 2 Thlr. 12 auch 16 gr. Unser Leinsaamen ist ganz unvergleichlich und kann immer zum Saamen wieder gebraucht werden, obgleich der geringe Lein nur zu 16 bis 21 thlr. das Viertel, oder die Metze zu 4 bis 5 thlr. bezahlt wird. Dagegen im Jahr 1786. hatten wir vom Korn kaum das 3te, und der Scheffel wog 115 bis 120 Pfund, vom Hafer hatten wir auch das 3te Korn, und er wog 60 bis 90 Pfund, wenn der beste vorne weggenommen wurde.

Vom Flachs hatten wir 3 Schock von der Metze neuen Tonnenlein, und verkauften das Schock um 1 Thlr. 4 gr. Leinsaamen erbaueten wir von 1 Metze, 1½ Metzen wieder, von diesem war kaum der 8te Theil zum Saamen zu gebrauchen, und noch gieng von diesem 8ten Theil der wenigste auf, und unter hundert Wirthschaften war nicht eine, die solche Erndte, wie wir hier anzeigen, gehabt hätte. Wir konnten also mit Recht dieses Jahr zu einem Jahre des Miswachses rechnen. Es war zwar in diesem Jahre etwas gewachsen, aber der innere Gehalt aller erbaueten Gewächse war so schlecht, und die Menge so geringe, daß es fast für nichts zu rechnen war. Wir haben also bei diesem Briefe die Absicht gehabt, daß er jedem zur Anleitung dienen soll, welche Früchte sich in unsern gebirgischen Aeckern am besten bezahlen, und an welche er sich zu halten habe, wenn er vielen Nutzen aus seinen Feldern ziehen will. Diejenigen Früchte, auf welche der Wirth sein Hauptaugenmerk zu richten habe, sind also vorzüglich Flachs, Korn. Auch rathen wir Gerste an; Hafer giebet wenig Ausbeute und kann nicht mit Recht zu denen sich gut bezahlenden Früchten gerechnet werden. Dagegen sind Erdäpfel die Frucht, die wir in allem Betracht anrathen vorzüglich zu erbauen, sie bezahlen ihren Platz und alle an sie gewandte Mühe reichlich. Leget sie ein Wirth in Dünger, so bleibet ein grosser Gewinnst und Ueberschuß. In diesem jetzigen Jahre ist von den Erdäpfeln das 16te Korn erbauet worden; da nun diese Frucht gleich gegen baares Geld verwechselt werden kann, so ist deren Anbau vorzüglich anzurathen. Im **dreizehnten** Briefe haben

wir

wir Anleitung gegeben, wie man ohne grosse Kosten seinen Dünger vermehren könne. Diesen Brief empfehlen wir vorzüglich in Betracht zu ziehen; der Inhalt von selbigen ist zu wichtig, als daß nicht ein jeder Wirth davon etwas sollte gebrauchen können. Die Vorschläge sind von der Art, daß sie jeder Landwirth, dem an der Vermehrung seines Düngers gelegen, in das Werk richten kann, ja wir sind kühn genug zu behaupten, daß keiner seyn wird, der nicht in selbigen eine Anleitung finden sollte, seinen Dünger zu vermehren, und von selbigem seine grosse Menge zu bereiten. Besonders was wir zur Vermehrung des Düngers in Ansehung der Fütterung bis Johanni vorgeschlagen haben, wünschten wir, daß es von vielen genau erwogen und in Obacht genommen würde. Die Ursachen, warum wir vorzüglich auf diesen Vorschlag aufmerksam zu machen wünschen, sind, weil solcher sowohl auf die Vermehrung des Düngerhaufens, als auch auf den Graswuchs seinen vorzüglichen Einfluß hat, und da der Graswuchs in der Folge grossen Einfluß auf den Düngerhaufen hat, so ist dieser Vorschlag aus diesen Gründen jedem vorzüglich und besonders anzurathen. Je länger also jeder Wirth sein Vieh im Stalle behält, je mehr Dünger wird er machen, und um so viel besser wird es für ihn seyn. Wir geben also jedem den Rath und wünschten selbigen von jedem, der es möglich machen kann, und dem nicht andere wichtigere Ursachen zu einem andern Verhalten nöthigen, ausgeführt zu wissen, daß er vor Ausgang Julii kein Vieh weiden lasse, wenn er es irgend auf eine andere Art einrichten kann. Wir lassen das Weiden des

Viehes

Viehes im August, September und halben October, wenn er schön ist, gelten; die übrigen 9½ Monat muß aber die Einrichtung so getroffen werden, daß die Stallfütterung eingeführt wird. Diese Einrichtung wird dagegen den Düngerhaufen um ein Drittheil, wo nicht gar um die Hälfte vermehren. Der Vortheil von vielen und guten Dünger ist zu bekannt, und zu sehr von dem Dümmsten bis zum Klügsten anerkannt, als daß wir Ursache haben sollten, selbiges zu beweisen. Nur bitten wir jeden auf die Mittel Achtung zu geben, die wir ihm angegeben haben, und diese Mittel werden manchen denkenden Wirth noch mehrere Anleitung zu andern Mitteln geben, wodurch er seinen Dünger vermehren kann. Von der Anwendung des Düngers kann man nichts genaues und positives bestimmen, und müssen solches jedem Wirth selbst überlassen, weil dieses mehrentheils von Local-Umständen abhängt. Wir müssen aber bekennen, daß wir immer erstaunen, wenn wir Leute die Wirthe und ganz vorzüglich gute Wirthe seyn wollen, sagen hören: Ich habe des Mistes zu viel, oder genug, ich weiß nicht mehr wo ich mit hin soll; ja noch grösser ist unsere Verwunderung, wenn es wirklich Leute giebt, die mit ihrem Dünger in Verlegenheit sind. Wir glauben, in diese Verlegenheit kann ein Mann, der denkt und dem an seiner Wirthschaft gele-

gen,

gen, nie kommen, wir wenigstens wünschten von ganzen Herzen so weit gekommen zu seyn. Wir würden die rothe oder sogenannte todte Erde bald aus der Tiefe mit dem Hacken heraus holen, die durch nichts als oftermalen wiederholtes Düngen gut wird. Zur Wieder-Düngung in der dritten Saat ist ja der überflüßige Dünger recht nützlich zu gebrauchen, und wenn man noch zu viel hat, kann man ja zum Graswuchse mit der letzten Saat düngen und Klee säen. O es giebt noch viel Wege, wo man solchen mit Nutzen gebrauchen kann, daß es schwer, je sich in unserm Gebirge zutragen wird, daß der Dünger nicht zu gebrauchen seyn sollte. Es lasse sich also niemand durch den Ueberfluß abschrecken, sondern suche nur zu einer solchen Menge Dünger zu gelangen, und tritt denn glücklicher Weise der Fall einmal ein, daß er Ueberfluß haben sollte, so folge er nur den Mitteln die ihm seine Begriffe von der Landwirthschaft an die Hand geben werden, es wird ihm nie fehlen, daß er selbigen nicht zu gebrauchen wissen sollte. In dem **vierzehnten** Briefe haben wir uns an die Futterkräuter gewagt. Ueber diesen Gegenstand der wirthschaftlichen Verbesserung ist schon so vieles gesagt, geschrieben und gestritten worden, daß wir uns würden gehütet haben selbiger Erwähnung zu thun, wenn wir den Anbau der Futterkräuter nicht ganz nothwendig hielten.

hielten. Sie sind als Hülfsmittel in der Wirthschaft betrachtet und gebraucht von grossen Nutzen, aber sie sind nicht das einzige Mittel wodurch man glücklich werden kann, ob sie gleich ein grosses dazu beizutragen im Stande sind. Wollten wir alle unsere Felder in Lucern-Felder umschaffen, so müßten wir unser ganzes Vermögen daran wenden, und bei einem schlechten Jahre, könnten wir viel geschwinder arme als reiche Leute werden. Jeder der also mit selbigen seine Verbesserungen anfangen will, der fange mit kleinen an, und höre mit grossen Versuchen auf. Ein Armer der fange mit $\frac{1}{16}$ Ctr. Lucernsaamen an, oder vielmehr mit 1 Schfl. Hafer Aussaat, und fahre damit alle Jahre fort, so wird ihm schon diese Kleinigkeit grossen Nutzen verschaffen. Der spanische Klee ist nicht so kostbar und dieser nimmt mit allen Grund und Boden vorlieb. Ein Armer kann zu der Lucern auch $\frac{1}{8}$ Cntr. Saamen oder zwei Scheffel Haferland mit Spanischen Klee säen, so würde die ganze baare Auslage von beiden 3 Thlr. betragen, und diese 3 Thlr. wären noch wohl den mehresten daran zu wenden möglich; auch kann ein Armer zu dieser Lucernsaat so viel Zeit zum gut machen des Ackers oder wohl gar zum rojolen übrig haben. Aufrichtig wünschten wir, allenthalben im Gebirge Felder mit Lucern bestellt zu sehen, weil wir von der Güte der Lucern fest überzeugt

sind,

sind, und rathen selbige dahero jedem, sowohl Armen, als Reichen, zur Anbauung an. Wir bitten aber vorzüglich noch einen jeden vorhero seinen Acker genau zu untersuchen, ob die Lucern einen Fuß tief in die Erde könne, weil sie wenigstens einen Fuß tief lockere Erde verlangt; obzwar sie besser wächset wenn sie eine Elle tief gehen kann. Findet er nicht so tiefes lockeres Erdreich, so bitten wir, wenn es in der Welt möglich ist, das Feld, wo Lucern hin soll, rojolen zu lassen, damit die Lucern gewis ihre Wurzel in die Erde bringen kann; denn wo sie dieses nicht kann, geht sie aus und kommt nicht fort. Alles das, was wir über den Futterkräuterbau gesagt haben, wird einem jeden vollkommene Anleitung geben, sich das für ihn passende heraus zu wählen. Dagegen aber ganz kleine Garten- oder Beet-Versuche rathen wir keinen an, denn diese sind ganz ohne Nutzen und helfen zu nichts. Einentheils entscheidet das gute Wachsen bei kleinen Versuchen nichts, weil sich die Sache im Grossen nicht so regieren lässet, wie man selbige im Kleinen zwingen kann; zweitens ist die Arbeit bei kleinen Versuchen verlohren, weil dadurch nichts gewisses bestimmt werden kann, wer also in diesem Futterkräuterbau Versuche machen will, der nehme ein ordentliches urbares Stück Land dazu, bestelle es nach der ihm gegebenen Anleitung, und dann sehe er zu, ob er auf die

Kosten

Kosten komme, oder nicht. Ein jeder der unsere Erfahrungen, und also auch diesen vierzehnten Brief, den wir jedem seiner Aufmerksamkeit würdig empfehlen, lieset, wird in selbigem allemal den festen Grundsatz finden; nämlich diesen: giebt der Ertrag einer Sache, auch Lohn für meine Mühe, sonst ist es besser man unterlässet es. Bei den Futterkräutern ist dieser Grundsatz mehr als zu viel anwendbar und wir bitten einen jeden, von selbigem Gebrauch zu machen, und bei keinem Versuch, er sey von welcher Art er wolle, rathen wir jedem, nie selbigen aus den Augen zu verliehren, weil dieses ganz allein der Probierstein ist, wornach ein jeder Wirth seine Beschäftigungen in der Wirthschaft einrichten muß. Im **funfzehnten** Briefe haben wir uns Mühe gegeben, rechte wahre practische Anweisungen zum Feldbaue vorzutragen, indem wir von den Einrichtungen unsers verstorbenen Freundes redeten, und zu solchen haben wir die nothwendigsten Anmerkungen hinzugefügt. Wir haben selbige in seiner Wirthschaft gesehen, gehört, Freude und Wohlgefallen daran gehabt, und glauben, daß sie Freunden der Landwirthschaft auch nicht nnangenehm seyn werden. Wir können also nicht umhin diesen funfzehnten Brief jedem, der Nutzen aus diesen Erfahrungen ziehen will, zu empfehlen. Ist es nicht das eine, so ist es das andere, welches vielleicht einem oder dem

andern gefallen und nützlich seyn könnte. Denn da anjetzo alles verbessern will, aber nur so wenige practische Anleitungen zu nützlichen Verbesserungen gegeben werden, so fanden wir es für nützlich auch in diesem Fache das zu erzählen, was wir wußten. Wir haben in diesem Briefe von dieses Mannes Obst- und Gartenbau aus unten folgenden Ursachen nichts erwähnet, ob er gleich eine grosse Menge Obst erbauete, weil seine Küchen- und Grasgärten mit Mauren umgeben waren, an welchen er Franzobst und eine Menge Pflaumenbäume gesetzt hatte, welche letztere vorzüglich gute und schöne Pflaumen trugen. Ja an allen Gebäuden, wo nur Morgen- oder Mittagssonne hinschien, hatte er eine Menge Pflaumenbäume stehen, wodurch er es dahin brachte, daß die Revenüe seines Obstes an 50 bis 60 Thlr. war. Er bauete alle Garten-Gewächse in grosser Menge, und was er von selbigen nicht verbrauchen konnte, das ward dem Vieh gegeben. Er war zwar kein Gärtner, aber ein grosser Liebhaber vom Gartenbaue, und hielt sich dahero einen Menschen der es verstand zu seinem Vergnügen und Nutzen. Junge Bäume zog er sich selbst, und zwar alle auf niedrigen Quitten-Stämmen. Er behauptete, daß ein an Ort und Stelle oculirter und gepfropfter Baum sich besser an Witterung und Clima gewöhne, als wenn er junge

Bäume

Bäume kaufte; denn erstere liessen sich viel eher ohne Schaden einen Frost gefallen, als wie die gekauften. Die weisse Herz-Kirsche und die grosse Spanische Weichselkirsche hatte er hochstämmig im Freien stehen, und sie trugen viele Kirschen, die von ganz unvergleichlichem Geschmack waren. Ausser diesen hatte er noch eine Menge anderer Arten Kirschen, so daß ihm von Kirschen wenige Arten abgiengen. Die Bäume von Apricosen und Pfirschen waren zu sehr dem Brande unterworfen, wann sie verbunden wurden, und blieben sie den Winter frei stehen, so blüheten und trugen sie nicht. Wenn sie mit Stroh belegt wurden, trugen die Apricosen vortrefliche Früchte von Geschmack und Güte; aber in drei Jahren waren sie todt. Pfirschen aber wurden nicht sonderlich, und noch dazu sehr selten so, daß man sie kosten konnte. Der Wein war aller angewandten Mühe ohngeachtet und bei allen Versuchen gar nicht zu erzielen, (obgleich bei Annaberg welcher an den Häusern reif wird), sondern die Weintrauben blieben sehr klein, und wurden nie reif.

Nun wollen wir auch die Ursachen angeben, warum wir im funfzehnten Briefe nichts von diesem Garten- und Obstbau gesagt haben. Es war uns um die

Aufmerksamkeit unserer Leser zu thun, die wir mit einem Nebenwerke nicht unterbrechen wollten; denn wo der Gartenbau gemein ist, da macht sich kein Leser etwas aus selbigen, und vielen von unsern gebirgischen Lesern kommt der Gartenbau nur als ein Spielwerk vor. Wir würden also unsern Zweck nicht erreicht haben, wenn wir solches mit hätten einfliessen lassen. Um es aber nicht mit Stillschweigen zu übergehen, so haben wir hier am Ende des Buches doch noch einige Nachricht geben wollen. Gegen den Obstbau ist der gebirgische Bauer erstaunend eingenommen, und daß das böhmische Obst so sehr wohlfeil zu haben ist, ist auch kein Mittel den Landwirthen den Obstbau angenehm zu machen, weil sie ohne Mühe solches alle Tage vor ihrer Thüre haben können. Die Obstbäume erfordern Auslage, Wartung und Pflege, welches alles selbigen sehr beschwerlich fällt. Wir wünschten recht eifrigst, daß unsere Mitbürger, doch endlich einmal einsehen möchten, welcher grosse Schade für das Gebirge daraus entstehet, daß so vieles Geld, theils für grünes, theils für gesottenes, und auch für gebackenes Obst, mit welchen die Böhmen das Gebirge überschwemmen, nach ihrem Lande gehet. Es ist nicht zu läugnen, daß es sehr angenehm ist, weil man im Gebirge kein Obst erbauet, und doch für ein billiges welches zu Kauf bekommen kann, woran

wir

wir sonsten Mangel leiden müßten. Aber es ist doch sehr traurig, daß wir an ein Land, das alle Mittel anwendet, alles was von uns kommt, und es entbehren kann, von sich abzuhalten, so viel Geld für eine Sache bezahlen, die wir selbst in andern Gegenden im Ueberflusse haben, als wie wir hier für Obst und Getreide thun. Wir bescheiden uns sehr wohl, daß eine Abänderung zu machen, (wie wir im zehnten Briefe schon erinnert haben) für einzelne Personen und Landwirthe unmöglich ist, nämlich, daß er den Obstbau zu einer solchen Höhe bringen könnte, daß viele Arten bei uns gebauet würden. Aber das wünschen wir von Herzen, daß man zur Ausbreitung des Obstbaues Vorkehrungen treffen, oder doch wenigstens daß man doch Geld dazu vorschiessen möchte, daß eine solche Unternehmung zu Stande käme. Aber auch dieses gehört mit zu den frommen und guten Wünschen, und also genug von einer Unmöglichkeit geredet. Wir haben in diesem zweiten Theil unserer Erfahrungen, alles dasjenige was in den verflossenen drei Jahren bei uns in Ansehung des grossen sowohl, als auch in den kleinen Feld- und Landwirthschaften vorgegangen, auch was für Würkungen aus selbigen entstanden, und so viel wir davon erfahren können, getreulich angezeiget. Wir waren vor drei Jahren wenigstens unserm Bedünken nach glückli-

cher. Wir giengen damalen mit den Gedanken um, unsere Feld- und Landwirthschaft zu der größten Höhe in diesen drei Jahren gebracht zu sehen; aber schlechte Jahre und Verbindungen von andern Umständen, haben unsern Wachsthum zur Vollkommenheit in der Landwirthschaft nicht allein in diesen drei Jahren, auf eine schmerzhafte und uns sehr drückende Art, zurückgesetzet, sondern was noch mehr ist, sie werden uns auch noch einige Jahre verhindern, wieder zu den Kräften zu kommen, die wir am Ende des Jahres 1784 hatten. Doch schon ein solches Jahr, wie dieses jetzige 1787ste, ist schon hinreichend, Thätigkeit und Leben wieder in das Gebirge zu bringen, und unter dessen Einwohnern zu bewürken. Der Hafer der in gesegneten Gegenden nicht gerathen, wird bei uns stark gesucht, und man bezahlt uns selbigen in unsern Häusern zu 24 bis 28 gr. Der Flachs, der in Schlesien und Mähren nicht gut gerathen, wird anjetzo schon das Schock mit 18 bis 64 gr. oder 2 thlr. 16 gr. bezahlt, und wird nach Weinachten noch theurer werden. Heu, das in vielen Gegenden wegen der Dürre nicht gerathen, wird schon zu 16 gr. von Auswärtigen aufgekauft. Die Butter die sonst im Herbste vor 5 höchstens 6 gr. die Kanne bezahlt worden, wird anjetzo zu 8 bis 9 gr. verkauft. Dieses alles sind Gegenstände die etwas Geld wieder unter den Land-

mann bringen, und dieser lebt gleichsam von neuen auf, wenn seine Producte gesucht und gekauft werden, es mag denn so wenig von selbigen vorhanden seyn als da will. Nicht allein der Eigenthümer gewinnet dabei, wenn seine Producte theuer verkauft werden, wobei mancher ausser dem Gelde, was er zu seiner Nothdurft gebraucht, noch wohl Reichthümer erwirbt, so wie ein Lehngerichts Besitzer dieses Jahr 1023 Schock Flachs erbauet und für 2 Thlr. verkauft hat, also eine Einnahme von 2046 thlr. von 25 Schfl. Kornland gemacht hat; rechnet man zu dieser Einnahme noch 500 thlr. an erhaltenen Leinsaamen, so hat jeder Scheffel Kornland 100 thlr. Einnahme gegeben. Aber ausser den Eigenthümern gewinnen auch die Handelsleute dabei, die von unsern Producten Lieferungen in entfernte Gegenden übernehmen, und mit solchen zu Markte ziehen. Ferner gewinnen auch noch die Bauern, die Pferde haben, und Fuhrleute abgeben, dabei die Fracht. Aus allen diesen angeführten Gründen können wir mit vollem Rechte behaupten, daß dieses Jahr wieder Leben und Thätigkeit unter uns hervorgebracht hat. Wir wollen damit nicht sagen, daß Leben und Thätigkeit, ja als wenn alle Liebe und Trieb zu unserm Feldbaue bei uns erloschen gewesen wäre. Nein, sondern es hat uns an Reiz gefehlt, weil wir keine Einnahmen hatten, und an Mitteln selbige zu bewür-

bewürken; ja die tägliche Nahrung und Nothdurft hat uns von der emsigen Betreibung unserer Wirthschaft abgezogen. Indessen, dem Himmel sey es gedankt, wir sehen wieder einen kleinen Strahl besserer Zeiten. Wir haben uns in diesem Werke bemühet, alles dasjenige genau zu sammlen, welches uns zur Wiederherstellung der vergangenen glücklichen Zeiten nothwendig schien. Wir haben alles gute, so uns anwendbar dünkte zu Pappier gebracht, welches ganz getreu in diesen Bogen erscheint; so wie wir nicht unterlassen haben anzuzeigen, was unser Schade seyn könnte, und wo wir uns durch Verbesserung manches Fehlers Nutzen schaffen können. Wir hatten uns noch vorgenommen, Vorschläge zur bessern Einrichtung der Bauer- und Bürger-Wirthschaften zu machen: Berechnungen aber, die uns noch fehlen, verhindern uns daran, und bei einer andern Gelegenheit werden wir mit solchen öffentlich erscheinen. Wir wissen sehr wohl, daß schon viele dieses bei der Herausgabe des ersten Theils unserer Erfahrungen von uns gefordert, wir hoffen aber deswegen Verzeihung zu erhalten, weil die Berechnungen von diesem 1787sten Jahre, noch nicht zu fertigen sind, denn auf sichere Gründe muß eine solche Verbesserung gebauet werden. Die Leser werden in unsern beiden Theilen der Erfahrungen nicht blosse Theorie finden; sobald wir es angerühmt haben, so muß

es

es reine und wahre Practic seyn. Keine Stuben-Speculationen sind es, die wir vorgetragen, sondern auf dem Felde theils selbst mit unserm Gelde, und auf unsere Kosten, gemachte Erfahrungen, theils aber auch Bemerkungen, die wir auf Kosten anderer Wirthe gesammlet haben. Vielleicht wird mancher der gewohnt etwas tadelnswürdiges in Büchern zu suchen, in dieser oder jener Stelle, wenn er selbige aus der ganzen Verbindung heraus reißt, etwas finden, das zu tadeln wäre. Wir rathen aber jedem solche Stellen in der ganzen Verbindung zu lesen, so wird sich die Wahrheit von selbst erweisen. Uebertreibung haben wir uns in diesem Werke gar nicht erlaubt, sondern die angeführten Berechnungen noch geringer angesetzt, als sie in unsern Büchern stehen. Wir glauben, daß es allen Lesern so gehe wie uns, nämlich uns ekelt gleich vor den landwirthschaftlichen und ökonomischen Piecen, die eine Stubentheorie oder einen Versuch im Kleinen uns mit allen Kräften heraus streichen, oder so groß und wichtig ausschreien, daß man gleich glauben soll ohne dabei zu denken, und so desgleichen die alles wieder verachten was sie nicht kennen. Wir können nicht umhin, zur Lehre für viele Wirthschafts-Verständige, ein Exempel herzusetzen, daß man sich zu der Verachtung einer Unternehmung, die mislungen, nicht sogleich hinreissen lasse.

Dieses Beispiel ist von der Lucern, deren Lob wir nie ohne Ursache preisen werden. Ein Freund von uns hatte 2 Schfl. Haferland nicht weit von seinem Hofe, so aus alten Rändern, Hügeln, und hohlen Wegen bestand; er ließ solches einebnen, düngte es, und säete Lucernsaamen darauf, welche auch gut aufgieng. Ein Platzregen wusch aber die Pflanzen in die Gruben und überschwemmte sie, und die auf den Bergen gestandenen Lucern-Pflanzen giengen den Winter über aus, so daß Arbeit, Dünger und Saamen verlohren wurde. Das Jahr darauf ward der Versuch wiederholt, aber er lief eben so unglücklich ab. Nun wollte er die Sache gewis gut machen, und lies den ganzen Platz ebnen, die Lucern kam auf dem gewesenen hohlen Wege ganz vortreflich fort, wo aber die Ränder und Hügel gewesen waren, gieng sie den Winter über wieder aus. Nun sahe er seinen Fehler, den er gemacht hatte, erst ein. Wo die Berge gewesen waren, war das Erdreich zu fest, und die Lucern gieng auf solchen Stellen aus. Er ließ nun diese alle rojolen und düngen, und die Lucern stehet ganz vortreflich. Wie mancher würde nun so, wie wir mit der Esparcette, auch mit dieser Lucern verfahren seyn, selbige verschrieen und in übeln Ruf gebracht haben, so aber forschte dieser nach dem Grunde, der in der Natur liegen mußte, und befindet sich daher sehr wohl bei sei-

ner Lucerne. Wir konnten uns nicht entschliessen, dieses Exempel zurück zu lassen, weil es bei mancher unglücklichen Unternehmung zur Fortsetzung ermuntern kann. Wir haben in unserm Buche nichts Fremdes, alles ist von uns im Gebirge zu beweisen. Wir haben keinem ökonomischen Schriftsteller etwas geraubt oder ihn ausgeschrieben, sondern wir gehen unsern Mitbürgern mit wahrhaften Rath und mit selbst ausgeübten Thatsachen an die Hand. Ein jeder kann sich ganz feste auf das, was er lieset, verlassen, denn es sind unsere eigene Erfahrungen und wir sind erbötig alles mit Haushaltungs-Büchern zu beweisen.

Wir schliessen nunmehro mit dem ganz aufrichtigen Wunsch, daß jeder, dem diese wenigen Bogen in die Hände kommen mögen, den Nutzen davon erndte, den wir ihm so gros als möglich anwünschen. Das Wohl unserer Mitbürger ist ein grosser Bewegungsgrund zu dieser Schrift gewesen, und wenn wir selbiges auch nur im geringsten befördert haben, so werden wir für unsere Arbeit uns hinlänglich entschädiget halten; ob wir gleich nicht läugnen, daß uns der Gewinn, den wir von dieser Schrift ziehen, recht angenehm ist, weil es ein kleiner Beitrag ist, den wir zu wirthschaftlichen Versuchen

anwenden können. Sobald also diese Schrift abermals den Beifall wahrer Kenner erhalten wird, und unser Verleger mit dessen Absatz zufrieden, so werden wir unsere Erfahrungen fernerhin unsern Mitbürgern bekannt machen. Wir empfehlen uns also allen unsern Lesern und beharren ꝛc.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Lüder Hermann Hans von, 1744-1803

Erfahrungen aus der Feld- und Landwirthschaft von einer Gesellschaft forschender Oekonomen

Bd.: 2.

Freyberg (1788)

Oecon. 561-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295056-5
VD18 9038931